

Schwäbische Heimat

Januar-März DM 12.00



1995/1

Weißgerberwalk Biberach –
Denkmalschutzpreis 1994

Ernst Sagebiels
Stuttgarter Flughafen

Siegelmuseum im
Schloß Waldenburg

Bauern, Schäfer und Private
garantieren Kulturlandschaften

Schwäbische Heimat

46. Jahrgang
Heft 1
Januar–März 1995

Herausgegeben vom
Schwäbischen Heimatbund
Redakteur: Martin Blümcke

Redaktionsausschuß: Ralf Beckmann, Martin Blümcke, Reinhold Fülle, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe. Der Mitgliedsbeitrag beträgt DM 48,- im Jahr (für noch in Berufsausbildung stehende Personen DM 20,-, für juristische Personen DM 80,-). Beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND beträgt der Preis jährlich DM 48,-, für Einzelhefte DM 12,- (zuzüglich Versandkosten, inklusive 7 % Mehrwertsteuer).

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konto:
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 60050101) 2164308.

Druck und Anzeigenverwaltung: TC DRUCK
Tübinger Chronik, Druckerei- und Verlagsgenossenschaft eG, August-Bebel-Straße 9, 72072 Tübingen, Telefon (07071) 1309-0, Telefax (07071) 1309-90

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Die Zeitschrift wird auf chlorfrei gebleichtem Papier hergestellt.

**Anschrift von Redaktion und Geschäftsstelle
des Schwäbischen Heimatbundes:**

Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart
Telefon (0711) 221638, Telefax (0711) 293484
Geschäftszeiten:

Montag bis Donnerstag:
9.00–12.00 und 14.00–16.00 Uhr
Freitag:
9.00–12.00 und 14.00–15.30 Uhr

Inhalt

MARTIN BLÜMCKE Zur Sache: Ungebührlich – Gebühren für den Eintritt in Landesmuseen	1
HORST HEYD Aus der Luft betrachtet: Allgäulandschaft zwischen Waldburg und Vogt	2
ULRICH GRÄF Denkmalschutzpreis 1994	4
HUBERT KRINS Von «richtig» und «falsch» verstandener Denkmalpflege	15
ULRICH HÄGELE NS-Ideologie und Filderkraut – Ernst Sagebiels Stuttgarter Flughafen	22
KARL KEMPF Heinrich Schickhardt in Wildberg – der umstrittene Bau eines Fruchtkastens im Schloßgelände	32
HEINZ SPERLICH Die Faligan'sche Albherberge – aus Mörikes Vikariatszeit in Ochsenwang	42
RALF BECKMANN Fremde in Fellbach 1939–1945	46
REINHARD WOLF Kulturlandschaftspreis 1994 des Schwäbischen Heimatbundes	57
HARALD B. SCHÄFER Bauern, Schäfer und Private sichern die heimischen Kulturlandschaften	65
RAIMUND WAIBEL Museen des Landes: Das Siegelmuseum im Schloß Waldenburg	69
Buchbesprechungen	79
sh intern	86
Reiseprogramm	94
Anschriften der Autoren und Bildnachweis	97
sh aktuell	100

Seit 10. Januar 1995 erhebt das Württembergische Landesmuseum für den Besuch seiner Sammlung von der Steinzeit bis zur württembergischen Königskrone im Alten Schloß und für die Musikinstrumentensammlung im Fruchtkasten am Schillerplatz eine Eintrittsgebühr. Die Eintrittskarte von 5,- DM/ermäßigt 3,-DM gilt für beide Häuser. Um den kinderreichen Familien entgegenzukommen, werden Kinder bis 14 Jahren freien Eintritt haben. Auch den Besuch von Schulklassen will man weiterhin fördern. Erst ab der 9. Klasse zahlen die Kinder jeweils nur 1,- DM Eintritt.

Pressemitteilungen wie diese haben zu Beginn des Jahres auch andere Einrichtungen des Landes herausgegeben, so etwa die Staatsgalerie oder das Naturkundemuseum am Löwentor, um nur zwei Beispiele aus dem württembergischen Landesteil zu nennen. Sie haben solche Meldungen für die Presse herausgeben müssen, wäre genauer zu formulieren, denn das Finanzministerium hatte auf das Kunstministerium, wo die Museen in der Trägerschaft des Landes ressortieren, Druck ausgeübt. Daß beinahe zehn Prozent der Stellen in wenigen Jahren einzusparen sind, das war schon bekannt. Jetzt ging es um die Auflage, entweder bei den Sachmitteln zu kürzen oder durch einen Obolus am Eingang noch mehr Eigenmittel zu erwirtschaften, als bisher durch den Verkauf von Postkarten und Katalogen z. B. hereingekommen waren.

Dabei sollte aber die Frage erlaubt sein: Ist die Entscheidung richtig oder zumindest vertretbar? Die Museumsleute haben sie schweren Herzens getroffen, denn damit wird am Einlaß eine Barriere errichtet, die manchen abhält einzutreten. Rund 300 000 Besucher hat man im Württembergischen Landesmuseum im letzten Jahr registriert. Wie viele werden es Ende 1995 sein? Pessimisten sagen: bestenfalls die Hälfte!

In diesem Zusammenhang ist folgendes zu bedenken: Wie die Schulen, Gymnasien, Fachhochschulen und Universitäten, für die es allenfalls Zulassungsbeschränkungen, aber keine geldlichen Hürden gibt, so sollten auch die musealen Bildungseinrichtungen des Landes jederzeit für jedermann frei zugänglich sein. Die Abgeordneten im Landtag von Baden-Württemberg, die das Schulgeld strichen

und die unentgeltliche Überlassung der Lernmittel für richtig hielten, sie waren folglich auch für den freien Eintritt in die Landesmuseen, also in die Kunsthalle in Karlsruhe oder in das Badische Landesmuseum im Schloß, um auch zwei badische Beispiele zu nennen. Für Sonderausstellungen wurde schon immer ein Eintrittsgeld verlangt, auch in den meisten Zweigmuseen.

Kostenloser Zugang für alle in allen Sammlungen des Landes, das war ein Programm, das war eine kulturpolitische Tat, die jetzt unter dem Zwang des Sparens rückgängig gemacht wird. Auf der Ebene der Ministerialverwaltung wird ein Beschluß des Landtags erledigt, ohne diesen zu befragen. Da man das delphische Orakel nicht mehr anrufen kann, ist der Blick in die Zukunft verwehrt. Daß es bei den Besucherzahlen Rückgänge geben wird, davon gehen alle aus. Fraglich ist nur noch die Höhe.

Beim Württembergischen Landesmuseum im Stuttgarter Alten Schloß kann man zur Zeit nicht absehen, ob ein nennenswerter Rückgang eingetreten ist, da zu Jahresbeginn der Besuch immer schwächer sei als sonst. Beim Stuttgarter Naturkundemuseum am Löwentor ist bereits eingetreten, wovon die meisten Museumsleute gewarnt hatten: Gerade noch 30 % des Vorjahres kommen. Vielleicht ist man aber hier auch der Gefangene früher zu hoch eingeschätzter Besucherzahlen, obwohl auch im Karlsruher Naturkundemuseum am Friedrichsplatz die meist jugendliche «Laufkundschaft» ausbleibt.

Wie auch immer: Mit einer deutlich geringeren Frequenz der Interessierten beginnt ein Teufelskreis. Wer keine Zugkraft mehr nachweisen kann, ist eine Bildungseinrichtung minderen Ranges, daß heißt man kann noch größeren Druck ausüben und noch weitere Planstellen und Sachmittel «wegrationalisieren». Nur der Erfolg ist erfolgreich, und wo er nicht festzustellen ist, da kann guten Gewissens weiter eingespart werden.

Wenn die Gebühr am Eingang der Landesmuseen zu stark rückläufigen Besucherzahlen führen sollte, so wäre die Entscheidung, Eintrittsgelder zu erheben, erneut zu überdenken, hat kürzlich Susanne Weber-Mosdorf, die höchste Verwaltungsbeamtin im Kunstministerium, erklärt. Einen anderen Weg hat bereits das Archäologische Museum in Konstanz eingeschlagen: Es hat in der Nähe der Kasse eine durchsichtige Spendensäule aufgestellt. Als ich Ende Februar dort war, lag immerhin ein Zehnmarschein auf einer Grundschrift aus Münzen.

Das Titelbild zeigt die Weißgerberwalk in Biberach, ein technisches und bauhistorisches Juwel, dessen Eigentümer mit dem Denkmalschutzpreis 1994 des Schwäbischen Heimatbundes und der Württemberger Hypo ausgezeichnet wurde. Näheres auf den Seiten 4 ff.

Horst Heyd Aus der Luft betrachtet: Allgäulandschaft zwischen Waldburg und Vogt

Etwa fünf Kilometer nordwestlich von Wangen flog das Flugzeug, als der Fotograf auf den Auslöser drückte. Die Blickrichtung geht nach Nordwesten. Die Ortschaft rechts oben ist Vogt, die Wasserfläche im Mittelgrund der Siggenhauser Weiher, an den sich das Kiesabbaugebiet von Grenis anschließt. Im Hintergrund dehnt sich der Altdorfer Wald aus; von dort ragt ein Waldsporn nach Südwesten, auf dem Bild also nach links, bis nach Waldburg, das knapp außerhalb des Bildes liegt.

Die Oberflächenformen sind das Ergebnis der letzten Eiszeit, der Würmeiszeit: Vor etwa 20 000 Jahren, zu ihrem Höchststand, bedeckte der Rhein-Vorlandgletscher fächerförmig das Alpenvorland. Mit zunehmender Erwärmung wurde eisbedecktes Land frei. Zurück blieb eine Grundmoränenlandschaft mit ihren markanten länglich-eiförmigen Hügeln, den Drumlins. Diese entstanden unter dem Gletscher, so daß ihre Anordnung der Fließrichtung des Eises entspricht. Die Drumlins hier im Bild wurden von der Argenzunge des Rhein-Vorlandgletschers ausgeformt, die von Südwesten nach Nordosten vorgestoßen ist. Zwischen den Drumlins finden sich zahlreiche abflußlose Senken, die heute alle vermoort sind. Sie sind an der etwas bräunlicheren Tönung gut zu erkennen.

Entwässert wird die Landschaft in unserem Bild durch den Eggenbach, der an seinem Gehölzsaum zu erkennen ist: Von Vogt her durchquert er als gerader Kanal eine drainierte Niederung, um dann in Mäandern diagonal durchs Bild von rechts oben nach vorn links zur Argen zu fließen.

Deutlicher als der Eiszeitgletscher hat der wirtschaftende Mensch seine Spuren in der Landschaft unseres Bildausschnittes hinterlassen: Unter natürlichen Verhältnissen wäre diese Gegend von einem Buchenwald mit eingestreuten Tannen bedeckt. Heute finden wir im wesentlichen Grünland und Wälder mit der Hauptbaumart Fichte.

Das Bild der Kulturlandschaft ist Ausdruck ihrer Geschichte. Die Blüte der mittelalterlichen Städte mit ihrem Gewerbe und Handel brachte erhöhte Ansprüche an die Landwirtschaft der Umgebung mit sich: der Bauer war ja nicht nur Lebensmittelerzeuger, sondern auch Lieferant von Rohstoffen für das Gewerbe. Standorte, die bis dahin noch unberührtes Waldland waren, wurden infolgedessen erschlossen. Es entstanden in Rodungsinseln kleine Weiler mit einer sehr kleinen und zersplitterten

Feldflur, die allseits vom Wald umgeben war. Um die Landbewirtschaftung zu verbessern, erfolgte – ausgehend von der Reichsabtei Kempten – seit dem 17. Jahrhundert eine Reformbewegung, die bis ins vorige Jahrhundert angehalten hat, die sogenannte Vereinödung: Bauernhöfe wurden aus den engen Weilern in eine arrondierte Wirtschaftsfläche ausgesiedelt.

Neben der Lebensmittelproduktion kam der Erzeugung von Rohstoffen hohe Bedeutung zu. Hier war es der Lein für das Textilgewerbe, der vorzugsweise angebaut worden ist. Mit Einführung der Eisenbahn wurde alles anders: Güter konnten rasch und billig über größere Strecken transportiert werden, so daß die bisherige Selbstversorgung ein Ende hatte; Baumwollstoffe ließen den Absatz von Leinestoff zusammenbrechen.

Die Landwirtschaft verlegte sich auf Viehzucht mit dem Schwerpunkt der Milchwirtschaft. Genossenschaftliche Milchverarbeitung, besonders die Käseherstellung, trat ihren Siegeszug an. Damit einher ging eine sehr differenzierte Grünlandwirtschaft. Ein besonderes Element darin ist die Streuwiesennutzung. Ihr Name rührt daher, daß die Sauergräser dieser Naßwiesen – im Bild die bräunlichen Wiesenflächen in den Senken – als Einstreu in den Ställen verwendet wurden. So waren lange Jahre die Streuwiesen ebenso wertvoll wie die Futterwiesen. Mit Einführung neuer Stalltechniken ist die Streunutzung zum Erliegen gekommen; die Wiesen werden entweder dräniert und zu Fettwiesen aufgedüngt, oder sie werden sich selbst überlassen.

Diese Veränderungen in Wirtschaft und Gesellschaft haben auch im Wald ihre Spuren hinterlassen: Bis zur Industrialisierung Mitte letzten Jahrhunderts war das Holz der wichtigste Rohstoff – als Bauholz oder als Material für andere Gegenstände, es sei nur an die Webstühle im Bereich des Textilgewerbes erinnert. Holz war unabdingbar notwendig als Brennstoff, und Holz war der Ausgangsstoff für viele weitere Substanzen wie z. B. Holzkohle. Zusätzlich wurden die Wälder genutzt zur Waldweide sowie zur Laubfutter- und Laubstreugewinnung für das Stallvieh. Zu Beginn des letzten Jahrhunderts waren die Wälder regelrecht geplündert, auch der Waldboden war jeglicher Nährstoffe beraubt. Mit der Industrialisierung, nicht zuletzt auch mit der Einfuhr der Steinkohle, erfuhren die Wälder eine gewisse Entlastung. Auf den devastierten Bö-



den konnte sich der Wald aber kaum regenerieren. So war die Fichte damals der Baum der Wahl, um neue Wälder entstehen zu lassen.

Auch weitere Nutzungsformen sind auf unserem Bild zu erkennen: Der Siggenhauser Weiher ist schon erwähnt worden. Er soll als Beispiel dienen für das umfangreiche Netz der oberschwäbischen Seen und Weiher: Schon seit dem frühen Mittelalter wurden sie genutzt zur Fischzucht, zur Gewinnung von Wasserkraft oder um im Schwallbetrieb Holz zu flößen.

Doch die Allgäuidylle ist nicht ungestört: Die Gemeinde Vogt mit ihren monotonen Neubausiedlungen und großen Gebäudeklötzen zeigt, wie moderne Siedlungsentwicklungen die traditionelle Allgäulandschaft verschlingen. Im Westen des Siggenhauser Weihers liegt das große Kiesabbaugebiet von Grenis mit seinen Baggerseen und seinen häßlichen

Industriebauten. Als weiteres Opfer des Landschaftsverbrauchs sei das Reicher Moos angesprochen, ein ehemaliges Hochmoor im Nordwesten des Siggenhauser Weihers, auf unserem Bild die braune Fläche im Wald oberhalb des Siggenhauser Weihers. Auch in der Natur ist es eine ebene, braune Fläche: Hier wird großflächig im Fräsverfahren Torf abgebaut. Der Moorkörper ist gänzlich drainiert und von den Fräsmaschinen zu einer lebensfeindlichen Wüste eingeebnet worden.

Die Schönheit dieser Landschaft mit ihrem Reichtum an natur- und kulturhistorischen Zeugnissen wird so zunehmend von modernen Nutzungsformen beeinträchtigt. Unser Bild macht deutlich, wie verletzlich diese Landschaft als Grundlage der dort wirtschaftenden Menschen und wie schutzbedürftig sie – nicht zuletzt im Interesse ihrer Bewohner – ist.

Ulrich Gräf Denkmalschutzpreis 1994

Aus einem breiten Spektrum von 56 Bewerbungen waren wieder fünf Preisträger auszuwählen: Viele Hauseigentümer haben dabei in überzeugender Form ihre Bemühungen um den Erhalt und die Erneuerung ihrer historisch wertvollen Gebäude dargestellt. Viele Bewerber konnten einen hohen persönlichen Einsatz während der Renovierungsphasen anführen, aus den Bewerbungsunterlagen klang immer wieder die in vielen Arbeitsstunden im Gebäude gewachsene Vertrautheit und damit die Verbundenheit mit dem Kulturdenkmal durch. Deshalb fiel es der Jury des Denkmalschutzpreises der Württemberger Hypo und des Schwäbischen Heimatbundes auch dieses Mal sehr schwer, aus der Fülle vorbildlich instand gesetzter Kulturdenkmale fünf Gebäude auszuwählen und für den Denkmalschutzpreis 1994 zu präsentieren.

Wir bedanken uns bei allen Bewerbern für die hervorragenden Leistungen im Umgang mit historischer Bausubstanz und deren Erhaltung und bedauern es sehr, daß wir eine Auswahl treffen mußten aus Bewerbungen, die sich in nichts nachstanden. Ohne die Vielzahl von überzeugenden, gut renovierten Gebäuden, die von ihren Eigentümern engagiert präsentiert wurden, hätte der Denkmalschutzpreis der Württemberger Hypo und des Schwäbischen Heimatbundes nicht die Qualität erreicht, die den einzigen privaten Denkmalschutzpreis im Lande in den letzten Jahren auszeichnet.



Trockenraum mit Ofen von 1780 im Zwischengeschloß der Biberacher Weißgerberwalk.

Weißgerberwalk in Biberach, Ehinger Straße 48

Die Hammerwalke an einer Flußau, dem später so benannten Weißgerberbach, stadtauswärts von Biberach gelegen, wurde 1699 für die Lederzunft in Biberach errichtet. Sie ist heute die letzte in Deutschland erhaltene Walke, in der auf «altsämische» Art gegerbt wird. Professor Wilhelm Pauckner von der weltweit bekannten «Westdeutschen Gerberschule» in Reutlingen beschreibt in seiner Begründung zu einem Zuschußantrag das Verfahren so: *Es gibt das sogenannte «Altsämischverfahren», bei dem die geweichten, enthaarten und durch Chemikalien aufgeschlossenen Felle nur mit Tran behandelt werden und dieser Tran in der Hammerwalke eingewalkt wird. Da bei diesem Walken eine Temperaturerhöhung entsteht und die Felle bei Temperaturen über 38° zerstört werden, muß eine ständige Kontrolle der Temperatur erfolgen. Da diese Temperaturkontrolle in der offenen Hammerwalke leichter zu bewerkstelligen ist als im geschlossenen Faß, ist hier ein Vorteil gegeben. Außerdem ist der Anstieg der Temperatur in der offenen Hammerwalke nicht so schnell wie in einem geschlossenen Faß. Die zweite Art der Sämischgerbung ist die sogenannte «Neusämischgerbung», bei der die geweichten, enthaarten und aufgeschlossenen Felle einer Vorgerbung unterzogen werden, um die Temperaturempfindlichkeit der Felle etwas herabzusetzen und damit eine größere Sicherheit zu besitzen. Die Vorgerbung wird heute noch überwiegend mit Formaldehyd durchgeführt. Da jedoch Formaldehyd zu den Stoffen gehört, die Krebsverdächtig sind, ist selbstverständlich die Altsämischgerbung vorzuziehen. Außerdem besitzt das altsämisch gegerbte Leder eine bessere Wasserdampf- und Wasseraufnahme und gleichzeitig eine bessere Wasserabgabe, so daß jeder Fensterputzer das altsämisch gegerbte Leder einem neusämisch gegerbten Leder vorzieht, und er wird beim Vergleich jedes altsämisch gegerbte Leder sofort erkennen.*

Die Weißgerberwalk an der Ehinger Straße dokumentiert eine alte Biberacher Tradition und Handwerkstechnik. Nach der Zerstörung der alten Weißgerberwalk im Dreißigjährigen Krieg erbaute die Reichsstadt 1699 eine neue und größere Zunftwalk vor den Toren der Stadt, die bis Mitte der 50er Jahre unseres Jahrhunderts von allen Biberacher Weißgerbern genossenschaftlich genutzt und erhalten wurde. Nach Geschäftsaufgaben oder Anpassung der anderen Betriebe an die moderne Technik ist allein die Familie Kolesch übriggeblieben, die mit der Walk weiterhin nach alter Handwerkstradition Leder herstellt. Der Betrieb der Familie Kolesch be-

Blick in die mit Wasserkraft betriebene Hammerwalk. Weißkalk und Dorschtran werden in die Häute eingerieben; dieses Verfahren des Gerbens wird «altsämisch» genannt.



steht seit 1723. Jürgen Kolesch, der jetzige Besitzer, führt die Gerberei bereits in der achten Generation. Sie hätten zwar keine Nachwuchssorgen, sagt er, aber manchem Gerberlehrling werde der penetrante Gestank auf die Dauer zu viel, und er breche die Lehre ab. Trotz des Gestanks ist diese alte Handwerkstechnik die umweltfreundlichste Art, Leder zu gerben, ausschließlich mit Weißkalk und Dorschtran.

Der Familienbetrieb der Kolesch will bei dieser Tradition bleiben und ist sich seiner speziellen Rolle in der deutschen Gerberei bewußt, produziert er doch neben Gebrauchsartikeln wie Fensterleder auch exquisite Lederhosen, die – auf diese aufwendige, altsämisch gegerbte Art nach alten Mustern herstellt – als Erbstücke ihre Besitzer überleben.

Für die Gerberei waren der Bach und der umgebende Freiraum zur Wässerung und Trocknung der Lederprodukte notwendig. Am stattlichen zweigeschossigen Fachwerkgebäude mit seinem Walmdach beschränken sich die Zierformen auf die Profilierung der Schwelle im Obergeschoß und auf An-

dreaskreuze unter den Luken im Obergeschoß. Die Fachwerkteile im Eingangsbereich lassen in ihrer alttümlichen Form auf ältere Reste schließen, die in den Neubau von 1699 integriert wurden. Im Erdgeschoß befindet sich die durch ein eisernes, unterschlächtiges Wasserrad mit fünf Meter Durchmesser und 1,30 Meter Breite angetriebene Hammerwalk. Heute besteht für Niedrigwasserzeiten auch ein separater Elektroantrieb. Die Daumenwelle und der Walkstock waren aufgrund ihrer Anordnung von sechzehn Daumen für acht Hammerpaare ausgelegt, in Betrieb sind nur fünf Paare. Die Lage am Bach weist das Gebäude als Mühle aus, die großen Lüftungsöffnungen im Obergeschoß und im Dach lassen auf Trockenböden schließen, die sichtbar auf das Gerbergewerbe hinweisen.

In dem um fünf Stufen erhöhten Südteil des Gebäudes liegen zwei Kammern mit einem teils gemauerten, teils mit Gußplatten verkleideten Kachelgrundofen von 1780 zur Trocknung der Häute bei konstanter Temperatur und eine kleinere Kammer für die Walkknechte. Im Obergeschoß und im



Schloß (rechts) und Bandhaus in Neunstetten, erbaut nach 1560 von Hans Jakob von Berlichingen, einem Sohn des berühmten Götz von Berlichingen.

Dachraum befinden sich die Trockenräume für die Leder. Interessant ist die Vorrichtung zum Aufhängen der Lederstücke mit spezieller Wurftechnik des Gerbers auf die Haken; hier mußten die Walkknechte sich zu allen Zeiten vorsehen, nicht von den nassen, öligen Ledern völlig durchnäßt zu werden. Die breiten Lüftungsöffnungen im Obergeschoß haben Schiebeläden, an den Dachgauben sind die Klappläden nach innen aufstellbar. Die konstruktiven Fachwerkhölzer sind überwiegend in Eiche ausgeführt, die Balken, Rafen und Längsverbände in Fichtenholz.

Durch die spätere Höherlegung des umgebenden Geländes an der Straße lief das Oberflächenwasser gegen das Haus und verursachte Schäden an den Fundamenten. Darüber hinaus war die Biberacher Walk durch den täglichen Betrieb des Hammerwerks stetigen Erschütterungen ausgesetzt, die in der Folge die Gebäudekonstruktion stark beanspruchten und teilweise zur Einsturzgefahr führten. Die jetzt abgeschlossene Unterfangung des massiven Erdgeschosses und die statische Sanierung des

Fachwerks sowie die Sanierung des Dachstuhls samt der Neueindeckung des Dachs lassen die Nutzung als Hammerwalk auch für die Zukunft zu. Der persönliche Einsatz von Gerbermeister Jürgen Kolesch für seine Walk und die tatkräftige Unterstützung der Stadt Biberach bei der Tradierung der überlieferten Gerbertechnik zeigen in beispielhafter Weise denkmalpflegerisches Handeln.

Schloß und Bandhaus in Krautheim-Neunstetten

Der Sohn des berühmten Götz von Berlichingen, Hans Jakob, der als letzter derer von Berlichingen im Kreuzgang des Klosters Schöntal bestattet ist, erbaute das Schloß Neunstetten. Dreimal weist die Jahreszahl 1568 an der linken Frontseite des Schlosses auf den Fertigstellungstermin hin. Hans Jakob von Berlichingen hat die Einweihung indes nicht mehr erlebt, er starb ein Jahr zuvor. Die vier Ziffern 1572 über dem Portal künden dann vom Einzug des Hans Gottfried von Berlichingen, einem Enkel des Götz. Das Schloß samt Hofgut blieb in der Folge bis

1926, bis zum Verkauf an die Gemeinde Neunstetten, im Besitz der Familie von Berlichingen. 1945 bezogen Flüchtlinge die Gebäude, und rund drei Jahrzehnte danach wurde in einem Zeitungsartikel von einem verwahrlosten Eindruck des Neunstetter Schlosses gesprochen. Nicht nur die Fassade, sondern auch das Innere bedürfe einer umfassenden Renovierung. Dies blieb so wegen fehlender Mittel bis zum Kauf durch Professor Dr. Thomas Meyer im Jahr 1979.

Fünfzehn Jahre später empfing die Jury der jetzige Schloßherr, der wie selbstverständlich den großen Schloßkomplex bewohnt, und antwortete auf die Frage, wie er gerade zu diesen Gebäuden kam: *Erstens: Ich sah hier die Möglichkeit, durch Eigenleistung die Baukosten in erträglichen Grenzen zu halten. Schutt räumen, Dachziegel ersetzen, Fenster einglasen mit Bleileisten, streichen, weißen usw., das kann auch ein Laie. Zweitens: Das Haus befand sich in einem vergleichsweise altertümlichen Zustand. Meine Erwägung war die: Wenn jemand das Anwesen in die Hände bekommt, der es auf modernen Stand bringen und etwa durch Vermietung Geld verdienen will, ist es um die Altertümlichkeit geschehen: um die krummen Böden, die z. T. erbauungszeitlichen, schlecht schließenden Türen, die Fenster, die z. T. aufs 18. Jahrhundert zurückgehen, deren Beschläge jedoch möglicherweise ins 16. Jahrhundert zurückreichen, die urtümliche Schloßküche; kurz um das Proprium des Hauses. Meine Absicht war und ist, dem Haus soweit als irgend möglich seine alte Substanz zu bewahren.*

Genau diesen Eindruck hat der Besucher, wenn er in Neunstetten Schloß und Bandhaus betritt: das Gefühl, in eine Umgebung einzutreten, die als bewohnter Ort nicht mehr für möglich gehalten wird. Familie Meyer, die den Gebäudekomplex als Sommerhaus mit Verwandten, Freunden und Bekannten nutzt, war sich sehr bald über die Einschränkungen klar. Sanitäre Einrichtungen wurden behutsam eingebaut, zwei Räume können mit Holzöfen beheizt werden; die übrigen Räume bleiben in der gesicherten Substanz mit ihrer herkömmlichen Ausstattung, mit alten und neueren Möbeln. Drei Tage im Jahr findet auf dem Gelände und in den Gebäuden das dreitägige Jahresfest des örtlichen Turn- und Sportvereins statt.

Zeitgleich mit dem Schloß errichtete Hans Jakob von Berlichingen auf älteren Fundamenten der früheren Wehranlage das sogenannte Bandhaus. Dessen Name führt indes in die Irre, handelt es sich doch hier nicht um eine Küferei, sondern um das Fest- und Sommerhaus des Neunstetter Schlosses. Das restauratorisch und bauhistorisch untersuchte Bandhaus gab deshalb anfangs viele Rätsel auf, die sich aber bei der weiteren Beschäftigung mit dem Gebäude mehr und mehr klärten. Zur Erhaltung des Bandhauses mußte der Dachstuhl ausgebessert und das Dach mit alten Ziegeln teilweise neu gedeckt werden. Die schon vor langer Zeit heruntergebrochenen Deckenbalken des Festsaaes mußten wieder in dem Dachstuhl verhängt werden. Der

Das Bandhaus war keine Küberwerkstatt, es diente vielmehr als Fest- und Sommerhaus des Neunstetter Schlosses. Im ersten Obergeschoß präsentiert sich dieser Saal, der außen durch eine Treppe zugänglich ist.



Außen-Aufgang zum Festsaal wurde rekonstruiert wie auch der Aufgang vom Festsaal in das Dachgeschoß zum wiederhergestellten und eingerichteten Turmzimmer. Von der Denkmalpflege wurde Dr. Meyer bescheinigt, daß dieses kulturgeschichtlich hochinteressante Nebengebäude nicht mehr als nötig im Detail hat «leiden» müssen.

Das äußere Erscheinungsbild von Bandhaus und Schloß Neunstetten ist nach Befundergebnissen neu gefaßt worden. Das Innere wurde unter Aufsicht des Restaurators weitgehend in Eigenleistung des Eigentümers im erbauungszeitlichen Zustand des Schlosses wiederhergestellt. Der Erhalt von Dielenböden, originalen Fenstern und Türen, der Verzicht auf farbliche Komplettierung der Renaissance-Malereien im Treppenturm, all diese Maßnahmen tragen zum hohen Zeugnischarakter der Räume und ihrer Ausstattung bei. Die einzige größere «Zutat», die sich der Schloßeigentümer gegönnt hat, ist die Herstellung einer Dachterrasse über dem Küchen-vorbau aus der Zeit um 1630. Die Terrasse mit neuer Balustrade hebt den Wohnwert der Schloßräume.

Vom Sorgenkind der Denkmalpflege – eine zweimal ausgesprochene Abrißgenehmigung für das Bandhaus lag vor – hat sich die Anlage in einer denkmalpflegerisch idealen Art und Weise entwickelt.

Das Haus Graben 15 in Rottweil

Der frühere Zustand des Gebäudes ließ kaum mehr auf sein hohes Alter schließen, wenngleich die Lage an einer Zufahrtstraße in die Reichsstadt Rottweil und die prominente Situation in Rottweil-Altstadt Hinweise auf das Alter gaben. Die frühesten dendrochronologisch erfaßten Hausteile datieren in die Jahre 1452/53. Die wertvolle, gewölbte Bohlenstube wurde in den Jahren 1464/65 eingebaut. Die Umfassungswände, ebenfalls aus dem 15. Jahrhundert, sind massiv zweistöckig ausgeführt. Das Gebäude ist neben der Kirche und dem Beinhaus das älteste Haus in Rottweil-Altstadt. Im Dreißigjährigen Krieg nahm das Haus zwar großen Schaden, wurde aber – wie viele andere – nicht gänzlich zerstört. Brandspuren lassen sich bis in die Decke des Erdgeschosses nachweisen. So erhielt das Gebäude im «Graben» 1646/47 einen neuen Dachstuhl. Ein letzter großer Umbau führte zur Umgestaltung der Fassade; danach war von außen kaum mehr auf die mittelalterliche Bausubstanz zu schließen.

Die frühesten archivalisch belegten Nachrichten aus dem Bereich des «Grabens» in Rottweil-Altstadt stammen aus dem frühen 14. Jahrhundert. Nach ei-

nem Zinsbuch des Klosters Rottenmünster von 1312 bis 1327 führte der Zugang zur Hochfläche über dem Neckar und zum dortigen Königshof hier durch, und es entwickelte sich schon früh eine gewerblich orientierte Siedlung. Bereits 1327 ist ein *Brotbeck* an dieser Stelle nachzuweisen. Die ersten bekannten Besitzer des Gebäudes Graben 15 treten dann 1559 namentlich auf, und in der Folge wird 1640, mitten im Dreißigjährigen Krieg, vermerkt, *die Häuser stondt noch*. Die Datierung des Dachstuhls auf 1646/47 läßt auf Zerstörung während der letzten Belagerung Rottweils 1643 schließen. Für das Jahr 1709 – in der wirtschaftlich prosperierenden Barockzeit – sind dendrochronologisch weitere bauliche Änderungen belegt. Seit 1840 sind die Besitzer dann lückenlos in den Grundbüchern vermerkt. Sind im vorigen Jahrhundert immer wieder kleinere Veränderungen vorgenommen worden, so ist das Gebäude in unserem Jahrhundert mehr und mehr heruntergekommen. Vor allem Wasserschäden fügten dem Haus schwerste Beschädigungen zu.

Im Jahr 1982 erwarb die Familie Bürk das Anwesen. Exakte Bauuntersuchungen und Freilegungen machten das ganze Schadensmaß erst deutlich. Vieles mußte ausgebaut, restauriert und wieder eingebaut werden. Die Schäden im Gewölbekeller wurden ausgebessert und Teile des Kellers ergänzt. Im stark beschädigten Erdgeschoß mußten die Außenmauern gesichert, der Unterzug eingebaut und das Deckengebälk ergänzt werden. Im heutigen Eingangsbereich wurde ein Boden aus alten Sandsteinplatten eingebaut, im Bereich des Architekturbüros ein Holzboden.



Bohlenstube von 1464/65 mit Kachelofen im ersten Obergeschoß des Hauses Graben 15 in Rottweil.

*Straßenseite des
Hauses Graben 15
in Rottweil-Altstadt,
erbaut Mitte des
15. Jahrhunderts.*



Im ersten Obergeschoß wurden die wertvollen, noch vorhandenen Holzteile der Bohlenstube, die Konstruktion und die Innenwände ausgebaut, restauriert und wieder eingebaut. Die Stube hat man in die Einzelteile zerlegt; nur so konnten nach Art des Zimmermanns Bohle für Bohle, Stirnbohle, Eckpfosten, Türpfosten, Eselsrücken, Bohlentüren, Wandschränke, Fußschwellen, Dielenboden und Kastenfenster ergänzt werden. Auch bei den alten Holzdielenböden verfuhr man so. Nach vorgefundenen Kacheln hat man die beiden Kachelöfen ausgeführt und aufgebaut. Bei der Untersuchung der

Stube kamen mehrere Fassungen zutage: eine erste holzsichtig, die zweite eine farbige Graufassung, spätere Fassungen waren lediglich Übertünchungen. So wurde die Graufassung freigelegt, ergänzt und die neuen Teile mitgefaßt.

Die Laube auf der Rückseite des Gebäudes wurde im alten Zustand wieder hergestellt, mit einem Abgang in den Garten. Das Dach wurde mit handgestrichenen Biberschwanzziegeln neu eingedeckt. An der straßenseitigen Fassade mußten das Tor, die Bekleidungen und die Fensterläden restauriert und die Fenster nach historischer Vorgabe hergestellt

und neu eingebaut werden. Die Fassade konnte nach Befund mit Ecklisenen und Mittelfries in ihr historisch stimmiges Erscheinungsbild gebracht werden.

Die neuen Eigentümer von dem Haus in Rottweil Altstadt haben sich intensiv mit den historischen Konstruktionen und ihrer Geschichte und der daraus sich ergebenden Verwendung von, wie sie es nennen, «Baustoffketten» beschäftigt. Sie führen ihre Arbeiten am Haus auf drei Baustoffketten zurück:

Holz – Balken – Bohlen – Brett – Möbelholz

Stein – Werkstein – Kalk und Sand – Mörtel – Putz – Farbe

Lehm – Lehmschlag – Ziegel – Keramik.

Die untersuchten und dokumentierten konstruktiven und bautechnischen Vorgaben haben die Besitzer bei der Restaurierung ihres Hauses beachtet und so nach eigenem Bekunden zu einem selbstverständlichen «biologischen» und auch «ökologischen» Bauen gefunden. Diese Form des Umgangs mit historischer Bausubstanz ist denkmalpflegerisch beispielgebend.

Das Haus Lange Straße 26 in Schwäbisch Hall

Das Anwesen Lange Straße liegt in der Schwäbisch Haller Katharinvorstadt, die 1037 erstmals urkundlich erwähnt wurde. Mit einem dendrochronologisch datierten Gebäudeteil von 1336 zählt das kleine Ackerbürgerhaus zu den ältesten in der Katharinvorstadt. Die heute in Resten erhaltene Bohlenstube im Wohngeschoß wurde 1530 in einem Anbau eingefügt. Die Stube sowie die Flurküche mit ehemals offener Feuerstelle befinden sich im Baukörper von 1336, im Anbau von 1530 folgen zwei Kammern. In einem weiteren rückwärtigen Bauteil des 18. Jahrhunderts wurde eine zweite Wohneinheit mit kleiner Küche und Balken-Bohlenstube eingebaut, vermutlich als Ausgeding für den Altbauern. Im Erdgeschoß befanden sich Stallungen.

Im Jahre 1989 erwarb Familie Stein das Haus, dem seine Bedeutung und sein hohes Alter nicht anzusehen waren, da die verputzte Fassade eher auf ein Gebäude des 17./18. Jahrhunderts schließen ließ. Die lange Dauer der Sanierungsmaßnahmen ist auf die 4000 Stunden Eigenleistungen des Bauherrn zurückzuführen.

Zum Zeitpunkt des Erwerbs durch die Familie Stein waren zahlreiche Veränderungen der vergangenen Jahrhunderte zu berücksichtigen, die den Blick auf die originale Struktur und Ausstattung des Gebäudes verstellten. Die Aufteilung in zwei Wohnberei-

che, die aus einer Kaufvertragsurkunde von 1868 hervorgeht und wohl bereits im 18. Jahrhundert vollzogen wurde, hatte weitgehende Umbauten zur Folge. Die ehemals überwölbte Balken-Bohlendecke der Wohnstube ist im Zuge des Austausches der straßenseitigen Fassade entfernt worden, an der Stelle des ehemals offenen Abzugs wurde ein geschlossener Kamin eingezogen und die Hinterladeröffnung zur Küche für die Befuerung des Stubenofens zugemauert. Die Küche ist durch den nachträglichen Einbau von Wänden von der Treppe abgetrennt und zur innenliegenden Küche geworden. Die Grundrißaufteilung wurde durch das Schließen von Türöffnungen verändert. Im ganzen



Lange Straße 26 in Schwäbisch Hall, erstes Obergeschoß. Oben die Küche mit dem historischen Rauchfang, unten das Bad.



*Schwäbisch Hall,
das Haus in der
Langen Straße 26
von Westen aus
gesehen, von der
Gartenseite.*



Gebäude waren sämtliche Wände mit Spanplatten verkleidet, viele Decken abgehängt und die Böden aufgefüttert, wie der Pflasterbelag im südlichen Teil des Erdgeschosses durch einen Estrich abgedeckt war. Die Spitzbogentür des westlichen Hofzuges war vermauert und das Gelände im Zuge des Anbaus im 18. Jahrhundert einen Meter angefüllt. Der gesamte Dachstuhl des Hauptgebäudes wurde vermutlich um 1960 ausgetauscht.

Trotz der vielen Veränderungen erbrachten gründliche, wissenschaftlich abgesicherte archäologische, bauhistorische und restauratorische Untersuchungen ein exaktes Bild der mittelalterlichen Substanz des Gebäudes mit vielen Fundstellen und Details. Eine begleitende dendrochronologische Untersuchung gab die notwendigen Datierungshinweise, um die einzelnen älteren Bauteile den jeweiligen Umbauphasen zuordnen zu können.

Daraus ergab sich die Sanierungsplanung, bis in die Details nachvollziehbar und begründbar. Der Anbau des 18. Jahrhunderts erhielt wieder sein ursprüngliches Erscheinungsbild, die Auffüllung wurde in Absprache mit den Mittelalterarchäologen wieder auf das ursprüngliche Niveau gebracht, und Balken-Bohlen-Decke, Wände und Böden wurden repariert. Im Hauptgebäude konnte im Erdgeschoss mit den ehemaligen Stallungen, wo sich heute das Architekturbüro des Besitzers befindet, weitgehend der ursprüngliche Zustand mit Pflasterbelag, Reparatur der Unterzüge, Freilegung und Reparatur des

gotischen Türgewändes wiederhergestellt werden. Die neuen nutzungsbedingten Zutaten stehen in bewußtem Kontrast zum historischen Erscheinungsbild.

Im Wohngeschoß sind so weit als möglich die originalen Ausstattungsteile der mittelalterlichen Bauteile in die neue Nutzung integriert. Besonders hervorzuheben ist die Rückführung der Küche auf ihre ursprüngliche Lage und Funktion als Flurküche. So läßt sich der historische Rauchfang der ehemaligen Befuerung klar ablesen, die ehemalige Treppenöffnung nimmt heute eine neue leichte Stahltreppe auf, die sich gut detailliert in das historische Erscheinungsbild einfügt.

Die bemalten Fachwerkwände und die Reste der Bohlenwände wurden freigelegt und restauriert, die noch vorhandenen Bretterböden, zwei alte Gratleistentüren und eichene Sprossenfenster wurden repariert und, soweit notwendig, fehlende Fenster durch zweiflügelige Verbundfenster sowie Fensterfutter und Fensterläden ergänzt. Die Leitungsführungen für die Heizung und die elektrischen Leitungen wurden prinzipiell innenliegend angeordnet und auf Putz oder in Vormauerungen verlegt. Die bemalten und restaurierten Wandteile sind von Installationen völlig freigehalten.

Die beispielhafte denkmalpflegerische Leistung von Familie Stein beruht auf der Beschäftigung mit der vorhandenen Bausubstanz, die in vorbildlicher Weise durch die jeweiligen Spezialisten erfaßt und

dokumentiert wurde und die erst das heute wieder harmonisch integrierte Nebeneinander von alten und neueren Bauteilen möglich machte.

Gut Üttingshof in Bad Mergentheim-Altshausen

Zur Bewerbung für den Denkmalschutzpreis vermerkt der zuständige Gebietsreferent des Landesdenkmalamtes, Dr. Norbert Bongartz, daß der Üttingshof, als ihn Familie Harms übernahm, in einem baulich passablen, als historisch-repräsentatives Gebäude aber eher erbärmlichen Zustand war. So verdarben viele Ganzscheibenfenster das Fassadenbild. Im Mittelsalon befand sich eine abgehängte Decke mit simplen, unwürdigen Nut- und Federbrettchen. Seit dem Vermauern der erdgeschossigen Laubengänge war der ohnehin schmale Innenhof zu einem engen und feuchten Lichthof verkommen, den man höchstens alle paar Wochen einmal zum Auskehren betreten haben wird. Der repräsentative Charakter des noblen Gutshauses war unwichtig geworden und das Gebäude zum lieblos behandelten Altbau heruntergekommen.

In der Oberamtsbeschreibung des Oberamtes Mergentheim von 1880 heißt es: *Der Üttingshof liegt in einem Kesselthale eine starke halbe Stunde nordwestlich vom Mutterort; die sehr stattlichen Gebäude wurden im Jahre 1871 neu erbaut, das Wohnhaus auf das Fundament des alten in Form eines Schloßchens. Zum Hof gehören 310 Morgen an Äckern, Wiesen und Weinbergen und 70 Morgen Wald, welches Gut von dem Besitzer äußerst rationell bewirtschaftet wird. Der Üttingshof gehört zu den paar ältesten mit Namen aufgeführten Orten im Bezirk. 807 tritt Graf Audolf mit Einwilligung Kaiser Karls des Großen dem Bischof in Würzburg verschiedene Güter im Gollach- und Taubergau ab, darunter auch solche in dem Weiler Odinga (Ort des Odo, Uto, Otto). Gleichfalls im 9. Jahrhundert schenkt Graf Wago sein Eigenthum in dem Weiler Uotinga mit den Leuten und allen Zugehörungen und Rechten dem Kloster Fulda.*

Erst 1414 wird der Ort wieder genannt, als das Spital von Mergentheim den halben Üttingshof von Hans Schütz kauft. In den folgenden Jahren kauft das Mergentheimer Spital nach und nach den ganzen Hof mit allen Rechten auf. Der Deutschor-



Gut Üttingshof bei Bad Mergentheim, das Herrenhaus von 1871 steht auf älteren Fundamenten.

Der Innenhof des Herrenhauses von Gut Üttingshof ist von einer transparenten Dachkonstruktion geschützt und bildet wieder den Mittelpunkt des Hauses. Die Bemalung orientiert sich an restauratorischen Untersuchungsergebnissen.



den, inzwischen zu Besitzungen am Üttingshof gekommen, verleiht namens des Spitals 1649 den Hof an drei Familien als Erblehen. Bis 1861 ist der Hof durch mehrere ansässige Bauernfamilien bewirtschaftet worden. Dann erwirbt ein Eugen Schmidt aus Frankfurt das Anwesen und baut das Wohngebäude auf den alten Grundmauern 1871 wieder auf. In klassizistischer Formensprache wird das Herrenhaus gestaltet und vor allem im Inneren reich dekoriert. Ein Besitzerwechsel 1896 dokumentiert sich durch eine Renovierung des Inneren mit Schablonenmalerei der Jahrhundertwende. Nach dem Kauf des Hofes durch die Firma Südzucker 1933 wird das Herrenhaus nur noch teilweise – mehr schlecht als recht – durch die jeweiligen Verwalter bewohnt. Nach Aufgabe des Anwesens durch die Firma Südzucker erwirbt die Familie Harms den Hof und gibt ihm wieder eine neue Nutzung und Bestimmung. Die landwirtschaftliche Fläche wird als Versuchsgut bewirtschaftet, das Herrenhaus dient der Familie als Wohnung und stellt repräsentative Büroräume für die Verwaltung zur Verfügung.

Frau Dr. Sabine Harms hat dabei die Rolle der Bauherrin übernommen. Neben den aufwendigen Maßnahmen zur Instandsetzung und Behebung der technischen Mängel des Hauses wurde durch umfassende restauratorische und bauliche Untersuchungen der Bestand aufgenommen und dokumentiert. Dabei hat sich Frau Dr. Harms mehr und mehr auf das Wagnis eingelassen, die restauratorischen Untersuchungsergebnisse auch wieder, wo möglich, in die Rekonstruktion alter Raumfassungen umzusetzen. Im Prozeß des gemeinsamen Ringens von Denkmalpfleger und Bauherren um die bestmögliche Respektierung des historischen Charakters des Gebäudes fanden die Bauherren zur persönlichen Identifizierung mit ihrem Gebäude und akzeptierten dessen Eigenheiten in Form und Gestaltung. Die neuen Funktionen der geplanten Wohn- und Büroräume mußten dabei des öfteren hinter der historischen Raumausstattung zurückstehen.

Dabei wurden im Obergeschoß die dokumentierten Deckenmalereien konserviert und mit Mineralputz

abgedeckt. Die Wiederherstellung der Schablonenmalereien ist in Technik und Formensprache mit dem Original identisch. Als Bindemittel wurde wie beim Original tierischer Leim verwendet. Die noch originale Deckenbemalung im mittleren Salon wurde trocken gereinigt, mit tierischem Leim fixiert und lose Putzstellen verfestigt und hinterspritzt. Geringfügige Farbretuschen wurden ebenfalls in Leim gebunden. Im Lichthof erfolgte die Rekonstruktion der Marmorierung auf den Wandflächen, in Öl gebunden, nach dem erhobenen Farbbefund. Die Anstriche auf dem Holzwerk im Lichthof sind ebenfalls in Öl gebunden und mit der originalen Farbigkeit identisch. Die neue Ausmalung im wieder hergerichteten Turmzimmer fügt sich harmonisch zur historischen Ausstattung der Zeit um 1871, in einigen Räumen auch die Gestaltung der Jahrhundertwende; so werden Entwicklung und Bauphasen des Herrenhauses unter den jeweiligen Bauherren dokumentiert.

Für das äußere und innere Erscheinungsbild wesentlich sind die Reparatur der erhalten gebliebenen Fenster aus der Erbauungszeit und die teilweise Erneuerung nach historischem Vorbild. Die Ergänzung zum Kastenfenster schafft die wärmetechnischen und klimatischen Voraussetzungen für die heutige Bewohnbarkeit der Räume. Ein Großteil der originalen Böden aus erlesenen Hölzern konnte freigelegt und wieder aktiviert werden. Die Einrichtung mit neuem und altem Mobiliar trägt zum harmonischen Gesamteindruck der Raumabfolgen bei.

Der früher offene Innenhof ist durch eine transparente Glaskuppelüberdachung, die in der Dachkonstruktion verankert ist, geschlossen worden und bildet einen Verteiler für alle Räume des Hauses. Aus dem südländisch anmutenden Innenhof mit dem offenen Umgang wurde so ein Lichthof, der den ihm einstmals zugedachten Wohncharakter zurückgewann. Die hölzernen Zierformen kommen wieder zur Geltung und vermitteln ein anschauliches Bild einer an klassischen Wohnformen orientierten Baukultur in unserem Raum. Der Innenhof ist somit wieder zum Mittelpunkt des Hauses geworden. Für die Nutzung des Herrenhauses mit Büros und Wohnungen mußte eine Reihe von Nebenräumen geschaffen werden, was ohne größere Störungen der überkommenen Substanz verwirklicht werden konnte.

Nach Abschluß der Innenrenovierung im Sommer 1990 erfolgte bis Spätsommer 1992 die Außenrenovierung. Nach restauratorischen Befunden wurde das äußere Erscheinungsbild wieder hergestellt und durch Außenanlagen mit historischen Gartenberei-



Rittersaal im zweiten Obergeschoß des Schlosses Neunstetten, oben ein kunstvoll geschmiedetes Türschloß, unten ein Türgriff, der als Fisch ausgebildet ist.

chen und rekonstruiertem Löschteich ergänzt. Zur Hofanlage gehören noch Ökonomiegebäude, die in die neue Nutzung integriert wurden. Ein früheres Lager- und Stallgebäude wurde mit viel Geschick zu einem Büro- und Wohngebäude umgebaut, ohne daß dabei der bisherige Charakter mehr als notwendig verlorengegangen ist.

Durch den persönlichen Einsatz, verbunden mit hohem finanziellem Engagement, ist es der Familie Harms gelungen, dem Üttingshof mit seiner weit in die Vergangenheit zurückreichenden Bedeutung seinen angemessenen Stellenwert wieder zurückzugeben.



Hubert Krins Von «richtig» und «falsch» verstandener Denkmalpflege*

Wer über «richtig» und «falsch» verstandene Denkmalpflege nachdenkt, wird dies in ganz unterschiedlicher Weise tun, je nach Art seiner Beteiligung. Ich bin staatlich bestellter Konservator, also «Insider». Dies macht es mir nicht leichter, mich zu äußern. Einige Leser werden vermuten: «Wenn einer weiß, was hier richtig oder falsch ist, dann doch der Denkmalpfleger selber.» Es gibt aber auch jene Stimmen, die behaupten, daß jeder Konservator seine eigene Denkmalpflege treibe und ein Denkmaleigentümer daher nichts mehr zu befürchten habe als den Wechsel des Gebietsreferenten. Schließlich muß ich gestehen, daß mit wachsenden Berufsjahren die Fragen an mein eigenes denkmalpflegerisches Handeln eher gewachsen als geschwunden sind. Als Anfänger war ich mir in manchem sicherer, und ich entsinne mich noch gut meiner Empörung, als der damalige Präsident des Denkmalamtes auf die Frage nach den Grundsätzen unserer Arbeit einmal resignierend sagte: «Jeder Fall ist anders». Nein, es mußte doch allgemeine Regeln für unser Tun geben, so meinte ich damals. Seitdem hat das Fragen nach diesen Regeln meinen Berufsweg begleitet und – so hoffe ich – auch zur einen oder anderen Antwort geführt, ohne daß damit der Anspruch erhoben werden soll, die gültige gefunden zu haben.

Das Vertrackte, aber auch Faszinierende an diesem Thema ist, daß «Denkmalpflege» keine absolute Größe ist, sondern eine Relation. Sie bezeichnet eine bestimmte Verhaltensweise des Menschen zu überkommenen Dingen. Und da die Menschen so verschieden sind wie die Denkmale, haben wir es mit einer unendlichen Zahl möglicher Relationen zu tun. Also ist doch «jeder Fall anders» und jeder Versuch, diese Relationen wie gute und schlechte Erbsen in «richtige» und «falsche» zu sortieren, von vornherein vergeblich? Es sei denn, es gelänge, ein Grundmuster zu finden, daß wenigstens eine Orientierung erlaubte. Dazu ist die Relation zwischen Mensch und Denkmal näher zu betrachten.

Mensch und Objekt – Schritte der Annäherung

Wie kommt dieses Verhältnis überhaupt zustande? Es ist ja nicht «plötzlich da» wie ein Verhängnis, ob-

wohl es von manchem so empfunden wird, sondern ergibt sich aus einer schrittweisen Annäherung:

1. Schritt: Ein Objekt wird wahrgenommen, weil es sich von anderen unterscheidet, sich abhebt durch ein oder auch mehrere Merkmale.

2. Schritt: Diese Merkmale lösen eine Zuwendung, ein Interesse aus; es kommt zur näheren Beschäftigung mit dem Objekt, zum Versuch, es als das, was es ist und einst war, zu verstehen.

3. Schritt: Den nun vertieft wahrgenommenen Merkmalen wird ein allgemeiner, überpersönlicher Wert zuerkannt.

4. Schritt: Dieser allgemeine Wert wird für so bedeutsam gehalten, daß er nicht nur jetzt und für mich, sondern auch zukünftig für alle, und zwar nicht als Bericht über die gewonnenen Erkenntnisse, sondern als Objekt und Träger seiner Bedeutung präsent und auch zukünftiger Beschäftigung zugänglich sein soll –, eben als «Denkmal».

5. Schritt: Das Denkmal ist darum zu erhalten und fürsorglich zu behandeln.

Diese Schritte der Annäherung sind jedem vertraut, der Denkmäler erfaßt. Die kritische Schwelle ist die dritte: die Erkenntnis des Denkmalwertes, also die Einordnung des Objektes in Wertkategorien, die äußerst vielfältig sein können und miteinander verzahnt sind; sie können wissenschaftlicher, gesellschaftlicher, kultureller, religiöser, technischer oder künstlerischer Art sein. Rationale und emotionale, bewußte und unbewußte Faktoren, auch Traditionen spielen hierbei eine Rolle. Dieses diffizile Geschäft des Erkennens, Erforschens und Bewertens – übrigens bei den Baudenkmalern keineswegs weniger breit und umfassend zu betreiben als bei den archäologischen – wäre ein Thema für sich, das hier nicht vertieft werden kann.

*Richtige Denkmalpflege versteht,
Denkmalwerte zu erhalten und weiterzugeben*

Ich wende mich vielmehr dem letzten Schritt: der Erhaltung zu, und dabei ist sofort klar, daß dieser Schritt den anderen voraussetzt: Bevor ich erhalte, muß ich wissen, welche Werte es zu erhalten gilt. Umgekehrt gilt aber auch, daß ich mich nur für jene Werte einsetzen kann, die erkannt worden sind. Denkmalerhaltung setzt Denkmalerkenntnis voraus –, eine Binsenwahrheit, an die dennoch nicht oft

* Leicht veränderte Fassung des am 17. 9. 1994 in Bad Mergentheim gehaltenen Festvortrags

genug erinnert werden kann. Aber damit nicht genug: Sie ist der Erhaltung nicht nur als einmaliger Erkenntnisakt vorgeschaltet, sondern bleibt mit ihr auch weiterhin auf Gedeih und Verderb verbunden. Nicht nur der Fortschritt der Wissenschaften führt zu neuen Erkenntnissen am und vom Denkmal. So wenig, wie das Denkmal selbst eine feste, unveränderliche Größe ist, so wenig die ihm innewohnende Bedeutung. So wirkt auch jede Maßnahme am Denkmal auf den Denkmalwert zurück, und der so verwandelte Wert beeinflusst wiederum die Erhaltung in neuer, veränderter Weise. Darum wäre es gut, wenn der Inventarisator niemals vergäße, wie sich der Denkmalwert in der rauhen konservatorischen Praxis verhält, und ebensowenig darf der Konservator vernachlässigen, was die auf der Baustelle geschlossenen Kompromisse für den Denkmalwert bedeuten. Beide, der Denkmalkundige und der Denkmalpraktiker, sind auf eine enge Zusammenarbeit angewiesen, wenn fachliche Qualität erreicht werden soll, fachliche Qualität, die an der Intensität der Weitergabe des Denkmalwerts an die Zukunft zu messen ist.



Schloß Neunstetten, nordwestliches Eckzimmer im Erdgeschoß.

Damit ergibt sich bereits die Antwort auf die Frage nach dem «richtig» oder «falsch»: «Richtig» ist jene Denkmalpflege, die es versteht, Denkmalwerte zu erhalten, «falsch» jene, die solche Werte beseitigt. Dies ist die Grundregel; ihre Einfachheit mag enttäuschen. Aber mehr Denkmaltheorie braucht es nicht; alles andere ist fallbezogene Anwendung. Ich nehme an, daß diese Antwort nicht restlos zu-

friedenstellt. Viele werden sie als zu allgemein oder zu theoretisch empfinden. Denn, da Maßnahmen am Denkmal unvermeidlich sind, somit auch Wertverluste nicht zu umgehen sind, wäre eine konsequent «richtige» Denkmalpflege im Sinne meiner Definition gar nicht leistbar. Aber das absolute «Alles-oder-nichts-Prinzip» hilft uns ohnehin nicht weiter. Vielmehr kommt es auf die Abwägung, auf die Werte-Bilanz der Aktiva und Passiva an, wenn am Ende die Frage zu beantworten ist, ob ein Denkmal seine Erhaltung auch als Denkmal überstanden hat. Und auch für diese Bilanzierung kann ich keine goldene Regel präsentieren. Das Gesetz vielschichtiger Fallbezogenheit gilt unerbittlich und erlaubt nicht einmal eine präzise Scheidung zwischen dem, was noch «richtig» verstandene, und dem, was schon «falsch» verstandene Denkmalpflege ist. Die Grenze ist fließend, und viele Wege führen hinüber und wieder zurück; je weiter man sich allerdings von ihr entfernt, um so deutlicher werden wiederum die Unterschiede.

Bausanierungen mit heute üblichen Standards: Keine Denkmalpflege, sondern «angepaßte Modernisierung»

Wie sieht es nun aber in der Praxis mit dem «richtigen» oder «falschen» Denkmalverständnis aus? Seit vielen Jahren beschäftigt sich die Baudenkmalpflege vor allem mit städtischen oder bäuerlichen Wohnhäusern, so daß ich meine Darlegungen aus diesem Arbeits- und Erfahrungsbereich entwickeln möchte. Derartige Häuser sind – neben heimatgeschichtlichen Gründen – Kulturdenkmale aufgrund ihres Baualters, ihrer räumlichen oder baulichen Struktur, vieler Details außen und innen, wegen der aus diesen Elementen abzulesenden Geschichte der früheren Nutzungen, der technischen Fähigkeiten oder gestalterischen Vorstellungen vergangener Zeiten. In der zusammenfassenden Begründung heißt es dann oft, daß ein solches Haus etwa ein anschauliches Bild von den Wohnverhältnissen der städtischen Oberschicht während einer bestimmten Epoche biete, auch einen lebendigen Einblick in die bescheidenen Wohn- und Lebensverhältnisse von Angehörigen der weniger begüterten Schichten.

Werden solche Häuser «saniert», so ist dies heute in der Regel mit erheblichen Eingriffen verbunden: Eingriffe in die Substanz aus statischen Gründen, Eingriffe in die Raumstruktur aus Gründen der Nutzung. Zugleich wird das Haus heutigen Normen unterworfen, solchen des Brand-, Wärme- und Schallschutzes, der Belichtung, Belüftung und Sicherheit; es gelten Mindesthöhen für die Räume und die Normen der Haustechnik im Elektro-, Hei-

Schloß Neunstetten
einmal von der
«Hinterseite»: Der
Anbau hat den Wohn-
wert des Anwesens
gesteigert.



zungs- und Sanitärbereich. Das Zusammenführen all dieser unausweichlichen Notwendigkeiten mit den Zielsetzungen der Denkmalpflege gleicht der Quadratur des Kreises. Und so geschieht es nicht selten, daß am Ende das Haus allenfalls den Umrissen nach noch das alte ist. Selbst wenn die Straßenseite durch eine Fachwerkfreilegung vermeintlich «aufgebessert» wurde oder sogar einige Deckenbalkenlagen und Teile des Dachstuhls verblieben sind; allzuviel – so die ständige Erfahrung – «mußte» leider erneuert werden. «Aber», so versichert uns treuherzig der Bauherr, «wir haben ja eines der alten Fenster extra für Sie aufgehoben, Sie können es gerne mitnehmen.»

Was war geschehen? Nichts anderes, als daß das alte Haus den heute für den Wohnungsbau üblichen Standards unterworfen wurde. Auch wenn hier und da von diesen Standards Abstriche gemacht wurden, ändert dies grundsätzlich nichts am Unterwerfungsakt. Und der Denkmalpfleger muß sich am Ende fragen: Sind diese radikal sanierten und dauerverjüngten Häuser noch Kulturdenkmale? Vermitteln sie uns noch den Denkmalwert, um dessen Willen sie geschützt wurden? Oder sind sie nicht Zerrbilder ihrer selbst geworden? In vielen Fällen ist ehrlicherweise zuzugeben, daß dies so ist. Kann, darf dann das, was diesem Haus widerfahren ist, noch als «Denkmalpflege» deklariert werden? Ich erlaube mir, diese Frage auch deshalb so offen

zu stellen, weil ich weiß, wieviel Energie, wieviel Engagement und Mühe der Denkmalpfleger gerade in solche verqueren Fälle hineinsteckt –, Energie, die der «richtig» verstandenen Denkmalpflege zugute kommen könnte.

Nein, was wir hier in großem Stil betreiben, hat mit Denkmalpflege im Sinne einer gewissenhaften Objekt Denkmalpflege nichts mehr zu tun, sondern ist das, was in anderen Ländern «angepaßte Modernisierung» genannt wird, d. h. die Adaption von Altbauten für neue oder verbesserte Nutzungen. Ein so modernisiertes Haus bezeugt am Ende nicht mehr seine Geschichte, sondern allenfalls das Unvermögen, mit ihr sorgsam umzugehen.

*Erzieherischer Wert des Denkmalschutzpreises:
Kulturdenkmal als Ganzes, nicht als Summe der Teile*

Daß es auch anders geht, daß ein altes Haus als Gesamtes, mit allen Wesenszügen, die an seinem Denkmalwert teilhaben, erhalten und sinnvoll genutzt werden kann, auch dafür gibt es Beispiele. Ich meine damit nicht nur die auch im internationalen Vergleich herausragenden Schwerpunktobjekte unserer Arbeit. Sie setzen Maßstäbe, die weitaus mehr Beachtung verdienen, als sie bislang erfahren. Weitere bemerkenswerte Leistungen werden mit dem Denkmalschutzpreis des Schwäbischen Heimatbundes ausgezeichnet und finden Dank der Unterstüt-

zung der Württemberger Hypo weithin Beachtung. Diesem Preis kommt daher auch ein eminent erzieherischer Wert zu.

Er wird jenen Bauherren und Architekten verliehen, die eben in das Hausgefüge nur dort eingreifen, wo es das Denkmal trägt; denen es gerade auf die vielen Gestaltungselemente des Inneren und Äußeren, von der Türschwelle bis zum Fenstergriff ankommt, und die sie darum liebevoll reparieren. Und die dann eben auch akzeptieren, daß beispielsweise alte Fenster öfter zu streichen und zu putzen sind als neue, daß sie nicht absolut dicht sind, Wind, Regen, Schall und Wärme stärker hindurchlassen. Gerade an diesen Detailfragen zeigt sich die Grundeinstellung, das Grundverhältnis zum Denkmal und damit zu seiner «richtigen» oder «falschen» Pflege. Hier wird kein alter Balken leichtfertig herausgesägt, wird jedes Detail hin- und herüberlegt. Und die beste Lösung fällt dann oft jemandem ein, der zwar handwerklich geschickt, aber keineswegs der von der Handwerkskammer autorisierte Fachhandwerker ist. So sind es nicht unbedingt die Fensterbauer, die heute Fenster überzeugend reparieren. Ich habe jedenfalls hohen Respekt vor dem Erhaltungswillen und der fachlichen Leistung dieser Partner, ohne die manches Kulturdenkmal im Land verloren gewesen wäre.

Der Denkmalpfleger spricht in diesem Zusammenhang gerne von der Erhaltung der historischen Substanz. Doch würde man ihn gründlich mißverstehen, wenn man unterstellen würde, es ginge dabei ausschließlich um die Materie der Baustoffe – Holz, Mörtel, Stein. Nein, es geht darum, was diese, von unseren Vorfahren verarbeiteten und geformten Baustoffe aussagen über das Bauen, Wohnen, Leben in vergangenen Zeiten. Dem Denkmalpfleger geht es immer um Bedeutungen, auch bei der Erhaltung des Denkmals. Nur, wenn die «Substanz» in diesem Sinn Erinnerung und Erkenntnis zu vermitteln mag, ist auch der Aufwand für Substanzerhaltung zu rechtfertigen.

Wenn also Substanzerhaltung als reiner Selbstzweck noch keine denkmalpflegerische Tugend darstellt, so sollte man sie erst recht nicht – wie dies gelegentlich geschieht – gegen das Erscheinungsbild des Kulturdenkmals ins Feld führen. Natürlich muß der Denkmalpfleger gegen die vielen, die nur auf das schöne Bild des alten Gebäudes Wert legen und dafür alles andere zu opfern bereit sind, die materielle Erhaltung fordern und verteidigen, aber geht er nicht doch zu weit, wenn er seinerseits das Bildhafte hintanstellt und beispielsweise gestattet, daß alte Fachwerkwände hinter Rigipsplatten verschwinden? Ein Denkmal ist *beides* in *einem*, zum

Bild geformte Materie, nur in dieser geschichtlich geformten Gestalt ist es Denkmal; jede Aufspaltung in seine verschiedenen, nur intellektuell vollziehbaren Präsentationsebenen wird ihm nicht gerecht.

Es kommt also darauf an, das Kulturdenkmal nicht als Summe von Teilen, sondern als Ganzes zu betrachten. Wie oft wird der Denkmalpfleger mit der Aufforderung konfrontiert: *Nun sagen Sie doch, auf welche Teile Sie Wert legen und auf welche nicht!* Auch die Denkmalbegründung mit ihrem Zwang zur selektiven Benennung der einzelnen Schutzargumente kann diesem Mißverständnis Vorschub leisten. Und so geschieht es dann, daß z. B. im UG der gewölbte Keller, im EG gar nichts, im OG die Bohlenbalkendecke und im Dach die Sparren erhalten und sichtbar bleiben, in einem Umfeld, daß sich im übrigen von einem Neubau nicht unterscheidet. Daß hierbei ein Haus Wesentliches verloren hat, spüren wir, können es aber nur schwer in Worte fassen, wollen wir nicht zu unscharfen Formulierungen greifen wie «der Geist des Hauses», seine Atmosphäre, seine Stimmung. Wie auch immer: dieses geheimnisvolle Element, das alte Häuser in so hohem Maße ausstrahlen können und das uns so stark anrühren kann, ist höchst empfindlich und schnell vertrieben, wenn man das Ganze aus dem Auge verliert. Fragmente sind meist nur bedeutungslose Feigenblätter, die bekanntlich etwas verdecken, was man nicht sehen soll. Und das Kulturdenkmal ist kein Selbstbedienungsladen, in dem sich niemand, auch nicht der Denkmalpfleger, das holen darf, was ihm paßt.

*Kontrast: alte Materialien und moderne Produkte –
Gewissensberuhigung: Reversibilität und Dokumentation*

Wenn man sich zum ganzheitlichen Denkmalverständnis bekennt, darf man sich auch einer weiteren Erkenntnis nicht verschließen. Die weit überwiegende Mehrzahl der alten Häuser bezeugt, daß in früheren Zeiten mit einfachsten Mitteln gebaut wurde. Man bediente sich der heimischen, verfügbaren Baustoffe und verarbeitete diese auf möglichst einfache, sparsame Weise. Es herrschte ein Grundzug disziplinierter Bescheidenheit, ökonomischer Rationalität, minimalster Ansprüche, gerade bei den Häusern der mittleren und unteren sozialen Schichten. Unser Bauen heute ist dagegen von ganz anderer Art und Gesinnung: verschwenderisch in der Unüberschaubarkeit der verfügbaren Baustoffe und Bauteile, in der Willkür ihrer Auswahl, in der Kostbarkeit der Materialien, in der Perfektion nicht alternder Oberflächen. Diese moderne Produktwelt

in ein Denkmal zu bringen, läßt in der Tat zwei Welten aufeinander prallen. Wir haben uns jedoch so daran gewöhnt, daß wir dies kaum noch registrieren und möglicherweise sogar als ästhetisch-reizvollen Kontrast empfinden. In Wahrheit richten wir damit die Würde des Denkmals zugrunde. Wer einmal einen Fußboden aus Carrara-Marmor in einem bescheidenen Fachwerkhaus des 15. Jahrhunderts gesehen hat, wird verstehen, was ich meine. Das Tagelöhnerhaus als schick-gestylte Zweitwohnung fürs Wochenende, das Architekturbüro im Modern-Design in der Zehntscheuer. ... Nein, da möchte ich mich – Denkmalschutz hin oder her – als Denkmalpfleger dann doch lieber deutlich verabschieden. Ich kenne die Auffassung, die solche Verwandlungen als «Fortschreibung» des Kulturdenkmals toleriert; ja, wenn es denn Fortschreibung wäre! Diese fügt bekanntlich den bereits beschriebenen Seiten neue hinzu, benutzt also keineswegs alte Seiten, um das darauf Geschriebene einfach neu zu überschreiben. Die alten Seiten sind dann «fort», und insofern stimmt es wortwörtlich genommen schon mit der «Fort»schreibung.

Eine andere beliebte Art, den Denkmalpfleger über mancherlei Eingriffe hinwegzutrusten, lautet, daß viele dieser neuen Zutaten ja reversibel seien, irgendwann also ließe sich unser Denkmal angeblich aus seiner zeitgenössischen Verpackung wieder säuberlich herauswickeln. Ich muß gestehen, daß mich dies überhaupt nicht beruhigt. Denn erstens

ist eine reversible Beeinträchtigung auch eine Beeinträchtigung, zweitens ist die Reversibilität ein ungedeckter Wechsel auf die Zukunft (möglicherweise kommt dann noch viel Schlimmeres) und drittens habe ich grundsätzlich Schwierigkeiten, diesen Begriff mit den Zielen der Denkmalpflege zu verbinden. Selbst unser Denkmalschutzgesetz spricht von der vorübergehenden Beeinträchtigung nur im Umgebungsbereich eines Denkmals; warum also sollten wir Denkmalpfleger uns am Kulturdenkmal selbst in dieses trojanische Pferd der angeblichen Reversibilität hineinlocken lassen? Aber – ich gebe es zu – man kann sich hinter diesem Begriff gar trefflich argumentativ verstecken und so gelegentlich der eigentlich fälligen konservatorischen Aussage ausweichen.

Und dann gibt es noch eine zweite, nicht weniger verlockende Tröstung: die Dokumentation: der exakt beschreibende und fotografische Bericht über die Schönheiten des Denkmals fürs Archiv. Und ebendort finden sie sich dann: die Sprossenfenster, die Türen und Treppenhäuser, die alten Tapeten und Bemalungen, die lehmverstrichenen Ausfachungen, die vertäfelten Stuben. Und da dies alles so gut dokumentiert ist, kann man es sich ja gestatten, auf die Erhaltung all dieser Dinge zu verzichten. Wohlgemerkt: Ich spreche nicht gegen Dokumentationen – sie sind Bestandteil der heutigen Denkmalpflege –, sondern gegen deren Mißbrauch als Alibi für Denkmalzerstörung. Ebenso wenig



Haus Graben 15 in Rottweil-Altstadt von Osten her, der Straße abgewandt.



Idyllischer Eingang in Schwäbisch Hall, Lange Straße 26.

spreche ich gegen reversible Maßnahmen, wohl aber gegen deren Mißbrauch als Alibi für Denkmalbeeinträchtigung.

Bauherren, Handwerker und Architekten überzeugen – Verständnis für Geheimnisse aus der Vergangenheit

Wenn ich dies kritisch anmerke, will ich damit keineswegs Kollegenschelte treiben, sondern mich selber, meine eigene Praxis hinterfragen. Denn mir liegt daran, wieder näher an den Kern unseres Tuns zu kommen, zur eigentlichen Aufgabe, sozusagen dem Ethos der Denkmalpflege, ihn unter dem Ballast des Alltags, aus den gewohnten Fahrspuren der Routine und der sogenannten Sachzwänge wieder mehr ans Licht zu ziehen, damit alle sehen, was wir an unseren Denkmälern haben und warum wir eine gute Denkmalpflege brauchen. Denn das Interesse der Allgemeinheit an den Denkmälern ist ungebrochen; der Tag des offenen Denkmals hat dies erst kürzlich in geradezu überwältigender Weise demonstriert.

Mancher wird vermissen, daß ich mich kaum zum Denkmalverständnis der anderen Beteiligten geäußert habe, der Bauherren, Architekten und Handwerker. In der Tat hätte dazu ein Feuerwerk an Kritik entfacht werden können. Ich habe dies mit Absicht unterlassen. Der Denkmalpfleger ist dazu da, den Bauherren zu überzeugen –, ein manchmal mühsames, aber am Ende doch oft erfolgreiches Geschäft. Und der Handwerker wird sich am Markt orientieren und letzten Endes die Leistung erbrin-

gen müssen, die wir wollen –, sonst geht der Auftrag an einen anderen. Nur der Architekt macht mir ernsthaft Kopfzerbrechen: In der Schlüsselposition, die er bei allem Geschehen am Denkmal einnimmt, wird ihm in der Regel etwas abverlangt, was er nicht gelernt und kaum praktiziert hat. Es grenzt schon an Leichtsinn, jedem Architekten den Zugriff auf das Denkmal zu gestatten – und damit geradezu Schleusen für Mißverständnisse und Fehlleistungen und damit eine falsch verstandene Denkmalpflege zu öffnen. Hier ist ein Überdenken dringend angezeigt.

Zum Schluß: Was alle umtreibt, die sich der Denkmalpflege, in welcher Funktion auch immer, verpflichtet fühlen, ist etwas im Grunde Einfaches: die Liebe zu den alten Dingen, die voller Geheimnisse aus der Vergangenheit in unsere Zeit hineinragen, unsere Neugier, unseren Wissensdurst, unsere Fantasie beflügeln und uns antreiben, sie zu erhalten und unseren Kindern zu hinterlassen. Ohne diese Passion läßt sich nichts bewegen. Möge uns diese Passion auch in Zukunft nicht zur Ruhe kommen lassen.

Ausschreibung: Denkmalschutzpreis 1995

Der seit 1992 partnerschaftlich vom Schwäbischen Heimatbund und von der Württembergischen Hypo verliehene Denkmalschutzpreis soll auch 1995 wieder den privaten Bauherren zugute kommen, die vorbildlich und beispielhaft Denkmale erhalten. Sind Sie Kulturdenkmalbesitzer und haben Sie Ihren Altbau in den vergangenen drei Jahren erneuert, saniert, renoviert und damit erhalten, so fordern wir Sie auf, sich um diesen Preis zu bewerben.

Gefragt sind auch Architekten, Denkmalpfleger und Mitarbeiter in den Baurechts- und Denkmalschutzbehörden, vorbildliche Leistungen für die Preisverleihung vorzuschlagen oder Eigentümer zur Bewerbung zu ermuntern. Die Jury erwartet wie in den vergangenen Jahren gute Bewerbungen. Sie setzt sich insbesondere aus Fachleuten der Bereiche Architektur, Denkmalpflege, Kunstgeschichte und Volkskunde zusammen. Die Objekte sollten im Vereinsgebiet des Schwäbischen Heimatbundes liegen, also in den ehemals württembergischen oder hohenzollerischen Landesteilen. Die Verleihung findet in einer öffentlichen Veranstaltung statt.

Weitere Angaben siehe **sh intern**, S. 93.



Oben: Das Bemühen, eingeführte Firmenreklame dörflich umzugestalten, wird wohl immer danebengehen. Der wohlgemeinte und ernsthafte Versuch, den EDEKA-Schriftzug floristisch umzuwandeln, zeigt das deutlich. Wie in der Stadt sollte man auch im Dorf das jeweils typische Firmenreklamebild so lassen, wie es ist. Eher sollte man versuchen, Reklame an Stellen zu plazieren, wo sie sich nicht allzu aufdringlich in den Vordergrund drängt. Denn die Läden im Dorf leben in aller Regel von der Stammkundschaft und nicht von der Laufkundschaft; d. h., der Kunde weiß sowieso, wo er «seinen» Laden findet.

Unten: Eigentlich ist ein Antiquitätengeschäft eine seriöse Angelegenheit, und die Werbung sollte dem entsprechen. In diesem Fall ist es sicher sinnvoll, die ganze Fassade als Werbefläche zu benutzen. Aber wenn mit aufgebrettert verziertem Fachwerk, mit aristokratisch bemalten Fensterläden und mit sprossenbeklebten Fensterscheiben die Aufmerksamkeit auf ein typisches Angebot erregt werden soll, dann stellt sich sofort die Frage, welcher Art das Angebot wohl sein mag. (Prof. Dipl.-Ing. Detlev Simons)



Ulrich Hägele NS-Ideologie und Filderkraut – Ernst Sagebiels Stuttgarter Flughafen

Der alte Baukomplex ist heute nicht mehr auf den ersten Blick zu sehen. Die neue 1992 eröffnete Abflughalle aus Eisen und Glas dominiert mit ihrem markanten Pultdach das Areal. In einem Labyrinth aus Verkehrsanlagen und Parkhäusern steht ein Ensemble ganz unscheinbar: die alte Abflughalle und das vierstöckige Verwaltungsgebäude des Flughafens Stuttgart-Echterdingen, Überbleibsel eines Baukomplexes, den die Nazis als *Lufthafen für Stuttgart* projektierten. Mit seiner repräsentativen Architektur war der Flughafen auf den Fildern ursprünglich Teil der NS-Ideologie. Damit die kritische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus auch im Bereich der Architektur möglich bleibt, sollten die noch vorhandenen Spuren am Bau gesichert und erhalten werden.

Von Böblingen nach Echterdingen

Ein Jahr nach der Grundsteinlegung erschien am 27. Juli 1938 – die Rohbauarbeiten waren gerade beendet worden – im Lokalblatt *Filderbote* ein zweiseitiger Bericht über den Airport. Darin feiert der ungenannte Verfasser die Anlage im NS-Sprachjargon überschwenglich als *gigantisches Bauwerk mit machtvoller Größe*. Insgesamt sei der Flughafen ein *gewaltiger Komplex (...), ein herrliches Zeugnis deutschen Geistes und deutscher Schaffenskraft*.

Der auf Echterdingen und Bernhauser Gemarkung gelegene Flughafen Stuttgart gehört neben dem Verwaltungsgebäude der Technischen Werke Stuttgart in der Innenstadt (1934–1936) und dem Neckarstadion in Bad Cannstatt (1931–1933, 1938) zu den wenigen

Großbauwerken der Nationalsozialisten im Stuttgarter Raum, die fertiggestellt wurden. Als *einer der modernsten Verkehrsflughäfen* sollte er, so die offizielle Verlautbarung des württembergischen Innenministeriums, den *gesteigerten Anforderungen, die an einen Verkehrsflughafen gestellt werden müssen (...), gerecht werden*.

Bereits 1927/28 war in Böblingen von den Stuttgarter Architekten Adolf Bregler (1890–1970) und Max Barthle ein Flughafen realisiert worden, der mit seinen kubischen, flachgedeckten Baukörpern, seinen Fensterbändern und strahlend weiß getünchten Fassaden, den Gedanken des Neuen Bauens folgte. Vor allem der Hangar (1929), eine auf über 1500 Quadratmetern Fläche errichtete stützenfreie Stahlträgerkonstruktion, hatte die Fachwelt technisch, ästhetisch und funktional überzeugt.

Zwischen 1928 und 1937 stieg in Böblingen die Zahl der Passagiere um fast hundert Prozent auf jährlich 14 000. Kapazitätsgrenzen, Organisationsfragen und die relativ weite Entfernung zu Stuttgart spielten allerdings beim Entschluß, für Stuttgart einen weiteren Flughafen zu bauen, keine Rolle: Den reichseigenen Platz in Böblingen requirierten seit 1935 mehr und mehr Industrie und Luftwaffe, die das Gelände militärisch nutzten. Spätestens 1938 wollte das Innenministerium Passagierflüge von Böblingen aus ganz streichen.

Der Architekt Ernst Sagebiel aus Berlin gibt dem Gebäude einen monumentalisierenden Zug

Mit dem Hauptargument, *der Nebel ist hier weniger stark als weiter östlich*, wählten die Beauftragten der



Adolf Bregler und Max Barthle verwendeten bei ihrem Hangar des Flughafens Böblingen (1928) Stilelemente des Neuen Bauens.



Verwaltungsgebäude (links) und Abflughalle des Echterdingen Flughafens sowie ein Teil des Verbindungsstückes (Mitte) stammen aus der ersten Bauphase während der dreißiger Jahre. Einige Abrisse, Umbauten und Fassadenumgestaltungen haben den ursprünglich homogenen Charakter der Anlage weitgehend zerstört.

Flughafen-Württemberg AG das Fildergebiet zwischen Echterdingen und Bernhausen als offenbar günstigsten Standort für einen neuen Flugplatz aus. Architekt Ernst Sagebiel legte daraufhin am 9. Dezember 1936 der Regierungskommission einen Plan vor, den er im Auftrag des Berliner Reichsluftfahrtministeriums erarbeitet hatte. Das zu bebauende Gelände umfaßte eine Fläche von 151 Hektar bei einem Kostenvolumen von zunächst 9,7 Millionen Reichsmark, das sich bis 1939 aber auf über 20 Millionen erhöhte. Der Bauplan weist als Grundeigentümerin die Stadt Stuttgart aus. Als «Beauftragte» zeichnete die Flughafen-Württemberg AG und als Bauherr fungierte das Berliner Reichsluftfahrtministerium. Ernst Sagebiel (1892–1970), Architekt im Dienste des Reichsluftfahrtministeriums, hatte sich in der NS-Architekturszene bereits mit dem Entwurf zum Berliner Reichsluftfahrtministerium (1935/36; gegenwärtig Sitz der Treuhand), einem riesigen Bürokomplex mit zweitausend Zimmern, einen Namen gemacht. Er bekam den Auftrag für die nahezu zeitgleich entstehenden Projekte Weltflughafen Berlin-Tempelhof sowie die Flughäfen München-Riem (1937–1939) und Stuttgart-Echterdingen (1937–1940). Für die Stuttgarter Aus-



Der Stuttgarter Flughafen als Modell 1938. Vorne links die gebogenen 250 m langen Zuschauerterrassen vor einem Wirtschaftsgebäude, dann die viergeschossige Abflughalle, anschließend ein Hangar.

führungsplanung verpflichtete Sagebiel unter anderen den Architekten des Böblinger Flughafens Adolf Bregler.

Auf einer Sitzung des Stuttgarter Staatsministeriums erläuterte Sagebiel im April 1937 den Nazi-Repräsentanten – Reichsstatthalter Murr, Ministerpräsident Mergenthaler, Innenminister Schmid und dem Stuttgarter Oberbürgermeister Strölin – die baulichen Vorhaben für den Flughafen Stuttgart. Der Architekt war offensichtlich von der landschaftlichen Lage der Filderebene angetan. Der *schöne Blick auf die Alb* impliziere, so das damalige Gesprächsprotokoll, *die Rücksichtnahme auf die Landschaft*. Ernst Sagebiel, in früheren Zeiten als Mitglied des Architekturbüros von Erich Mendelsohn – Kaufhaus Schocken, Stuttgart 1926–1928; 1960 abgerissen – ein Verfechter des Neuen Bauens, lehnte nun die Ideen seiner einstigen Mitstreiter ab. Der mehrfach veränderte Entwurf für den Flughafen Stuttgart-Echterdingen beinhaltet in der schließlich vollendeten Variante ein speziell bei NS-Flug-

häfen angewandtes Gesamtprogramm. Die Stuttgarter Anlage gliederte sich in drei zusammenhängende Teile.

Das Zentrum bildeten Vorplatz, Abflughalle, ein parallel zur Abflughalle nach Norden verschobenes Verwaltungsgebäude und ein aus der Mitte genommener riegelartiger Verbindungsbau. Östlich daran angeschlossen lag der Hangar mit Garagen, Werkstätten usw. Eine 250 Meter lange, staffelförmig angelegte Zuschauerterrasse war in westlicher Richtung im leichten Bogen einem langgestreckten Wirtschaftsgebäude vorgelagert. Die schachtelförmig gezogene, viergeschossige Abflughalle mit der flugdachartig aufgefanzten Kommandozentrale gab dem Komplex seinen Charakter.

Obwohl nicht streng symmetrisch konzipiert, wies der Entwurf von Ernst Sagebiel doch monumentalisierende Züge auf. Vor allem die scheinbar endlosen Fensterreihen mit ihren Natursteinlaibungen verliehen dem Bauwerk in ihrer horizontalen und vertikalen Anordnung einen starren und unverrückbaren Anschein. Diesen Eindruck verstärkten die applizierten Tengener Tuff- und Travertinplatten und die etwas gestelzt wirkende Fassade des Hauptgebäudes auf der Rollbahnseite. Bei seinen Entwürfen griff Ernst Sagebiel in die Zitatenscheibe der klassischen Architektur. So setzte er dem östlich postierten Verwaltungstrakt ein auf Pfeilern gelagertes oberes Geschoß auf. Der *Filderbote* kommentierte dies als *klassische Anmutung in attisch-eleganter Feinheit*. In einer nicht übersehbaren antikisierenden Weise prägten auf der westlichen Seite zudem 19 über fünf Meter hohe Pfeiler den baulichen Charakter des Terrassenrestaurants.

Eine Dreiflügelanlage in der Art früherer Schloßbauten mit risalitartiger Fassadengliederung könnte auch Sagebiels Vorbild für die Flugzeughalle gewesen sein, deren Bauteile, wohl der damaligen Mode entsprechend, eine dunkelbraune Ziegeleindeckung erhalten hatten. Im Modellentwurf wirken der Hangar sowie die angebauten Werkstätten und Garagen mit ihren langgestreckten, ländlich-hausbackenen Satteldächern jedoch provisorisch. Lediglich die sanfte Rundung der gegenüberliegenden Zuschauerterrasse gab der Anlage insgesamt noch eine gewisse Dynamik, die Ernst Sagebiel motivisch von Stadionrängen oder Strandbädern entlehnt haben dürfte.

Abflughalle des Flughafens Stuttgart-Echterdingen 1993. Die 1970 eingezogene Zwischendecke hat heute keine Funktion mehr. Original aus der Erbauungszeit sind die Pfeiler mit Natursteinauflage (links) und die geometrischen Muster des Fußbodens.



Für ihre Selbstdarstellung benutzten die Nazis unterschiedliche traditionelle Städtebau- und Architekturprogramme. Kommunale Bauaufgaben waren häufig am «Heimatschutzstil», einer bodenständigen Architektur konservativer Baumeister, orientiert.

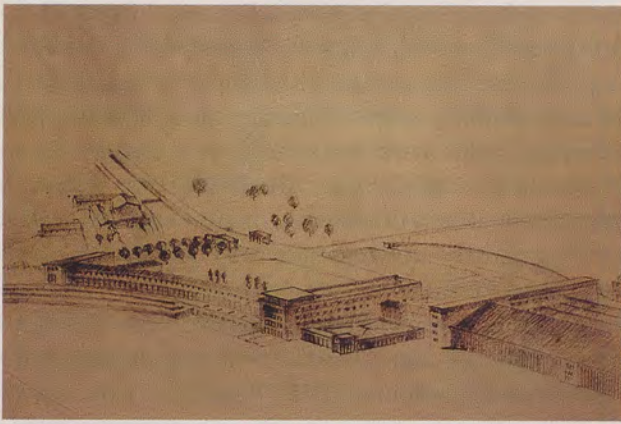
Repräsentative Staatsbauten, zu denen auch der Stuttgarter Flughafen gehört, verkörperten hingegen einen grob monumentalisierenden Klassizismus. Die Architektur der Nazis spiegelte dabei Botschaften ihrer Reden und Pamphlete wider. Sie wurde als sogenannte «klassische Kunst» in Dienst genommen für den propagierten *Ewigkeitswert des Nationalsozialistischen* (Regine Kießling), den die NS-Architekten nicht nur an Großbauten zu realisieren versuchten. Besonders prägnant in der Architektur der Nationalsozialisten waren die zahlreichen eklektizistischen Elemente, die auch am Stuttgarter Flughafen erkennbar sind. Zusammen mit einem aus dem Mittelalter oder dem klassischen Altertum entlehnten Formenkanon, etwa der ägyptischen Tempel, lieferten sie die Basis für das *denkmalartige Pathos* (Dieter Bartetzko). Langgestreckte Baukörper, die Reihung immer gleicher Fenster, große Quader, mächtige Sockel und Gesimse ergaben dabei den Eindruck von «Versteinierung». Dementsprechend sahen die Nazis ihre Bauwerke, ob Flughafen, Ministerium oder Wohnhaus, gleichermaßen als Monument und Denkmal.

Vor allem bei technischen Bauwerken wie Straßen, Brücken etc. nahmen die Nazis äußerlich Abstand vom modernen Ingenieurbau. Brücken und Flughauhallen stellten gemäß der antiken Vorbilder – römische Wasserleitung und ägyptischer Tempel – Denkmale dar, deren kolossale Wirkung sich mit den als «schön» und «echt» apostrophierten Naturmaterialien steigern ließ. Negiert wurden dabei die Veränderungen der Umwelt. Statt dessen suggerierten die Bauwerke einen beruhigenden *Stillstand der Zeit* (Martin Kampen). Sie bildeten schließlich ein Konglomerat historischer Stile und Formen. Ein spezifischer Stil nationalsozialistischer Architektur ist folgerichtig kaum nachweisbar. Solange es der Sache, das heißt dem Ewigkeitshaften und Kolossalen, dienen konnte, fanden viele Stilelemente – dar-

unter auch solche des Neuen Bauens – ihren Platz im stilistischen Mischmasch des faschistischen Bauwesens. Die propagierte Hinwendung zum Naturstein hatte dabei neben vordergründig ästhetischen vor allem auch wirtschaftliche Gründe in einer Zeit, in der aufgerüstet wurde. Als heimischer Rohstoff war der Naturstein, obwohl handwerklich relativ arbeitsintensiv, im Vergleich zum Stahlbeton billig zu haben. Architekt Sagebiel rapportierte in der Sitzung des Staatsministeriums die Bauweise des Echterdinger Flughafens, einer Kombination aus Mauerwerk und Stahlbeton. Die Pläne seien jedoch nur dann zu meistern, *wenn man das notwendige Eisen bekommt*. Ernst Sagebiel wußte, wovon er sprach, denn die modernen Baustoffe wurden 1937 bereits fast ausschließlich in der Rüstungstechnik, wie zum Beispiel beim Bunkerbau, verwendet.



Die Abflughalle wirkte in ihrem ursprünglichen Zustand wie ein sakraler Raum. Bild aus dem Prospekt der amerikanischen Militärregierung, 1945.

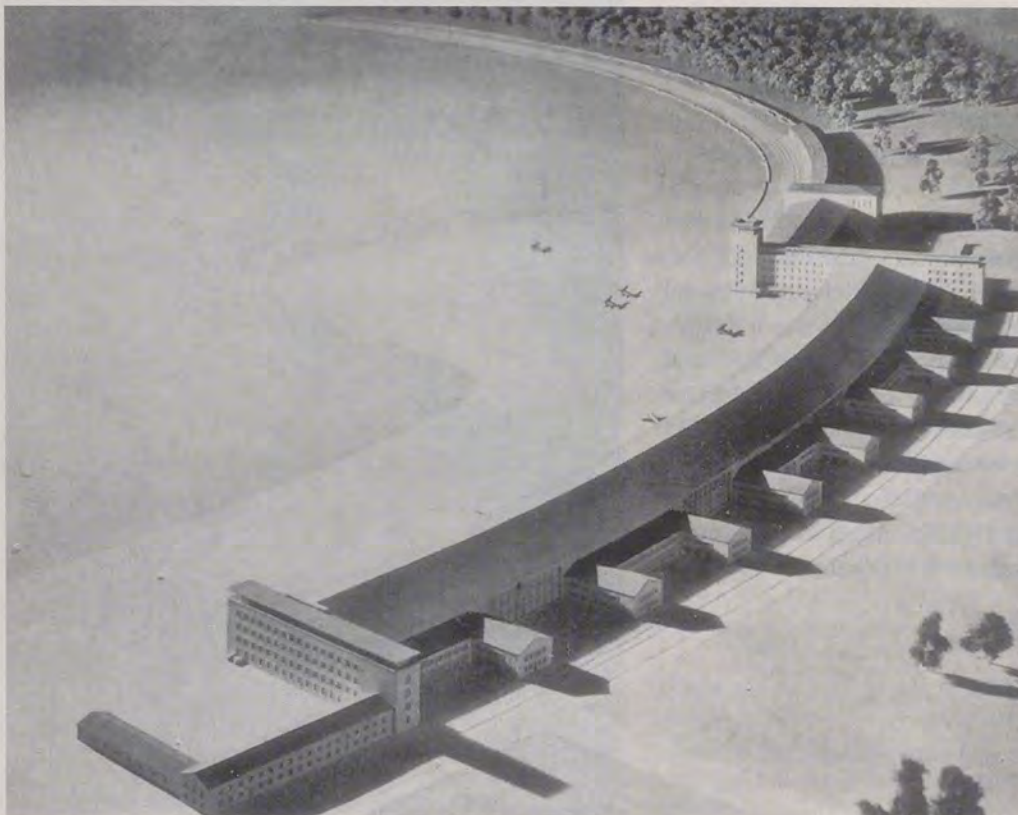


Flughafenbau und Nazi-Ideologie

Architekturgeschichtlich repräsentiert ein Flughafen als Bauaufgabe das 20. Jahrhundert, ähnlich wie im 19. Jahrhundert die Bahnhöfe und Bahnbauten völlig neue Herausforderungen darstellten. Die Sagebielschen Entwürfe der Flughäfen Berlin, Stuttgart und München sind der modernen Aufgabe jedoch kaum angemessen, stammen sie doch aus der Feder eines Mannes, der sich programmatisch dem faschistischen System verschrieben hatte. So forderte der Architekt in der Zeitschrift *Baugilde* 1938 eine Verbindung zwischen architektonischer Ästhetik und nationalsozialistischer Politik. Angetan war Ernst Sagebiel vor allem der *großen Form*, denn die

entspreche genau der großen Linie der Staatsführung. Sein erklärtes Stuttgarter Ziel war es, auf eine aufgelöste Silhouette zuzukommen (...), die Hallen sollen nicht wie Industriebauten aussehen.

Außer den direkt zur Flugabwicklung notwendigen Bereichen sah das Sagebielsche Konzept einen zusätzlichen Bauteil vor, dem der Architekt, wie er in der Sitzung des Staatsministeriums bemerkt, *besonderes Augenmerk zuwendet, damit bei Veranstaltungen (...) auch genügend Platz für Zuschauer vorhanden sei*: die arenenartige Terrasse als ein Ausflugsziel für Tausende von Menschen. Sie verlieh dem Echterdinger Flughafen eine zweite Funktion: Die Nazis nutzten die allgemeine Technikbegeisterung und setzten anstelle einer individuell gestalteten Freizeit inszenierte Aktionen mit Massencharakter. Sicherlich übten in den dreißiger Jahren Flugtage, aeroplane Vorführungen und Zeppelinlandungen besondere, fast magische Anziehungskräfte auf die Zeitgenossen aus. Bei den Flugschauen blieben die Menschen als Masse auf den «Zuschauerwällen» lediglich eine bedeutungslose Kulisse ohne die Möglichkeit, wirklich am Geschehen zu partizipieren. Nur wenige konnten sich Rundflüge oder gar Fahrkarten für Reisen mit dem Flugzeug leisten. Statt dessen kanalisiert die Nazis Urlaub und Freizeit ihrer «Volksgenossen» in touristische Fahrten und Großveranstaltungen, die sie über die Organisation «Kraft durch Freude» (KdF) ausrichteten. Was ih-



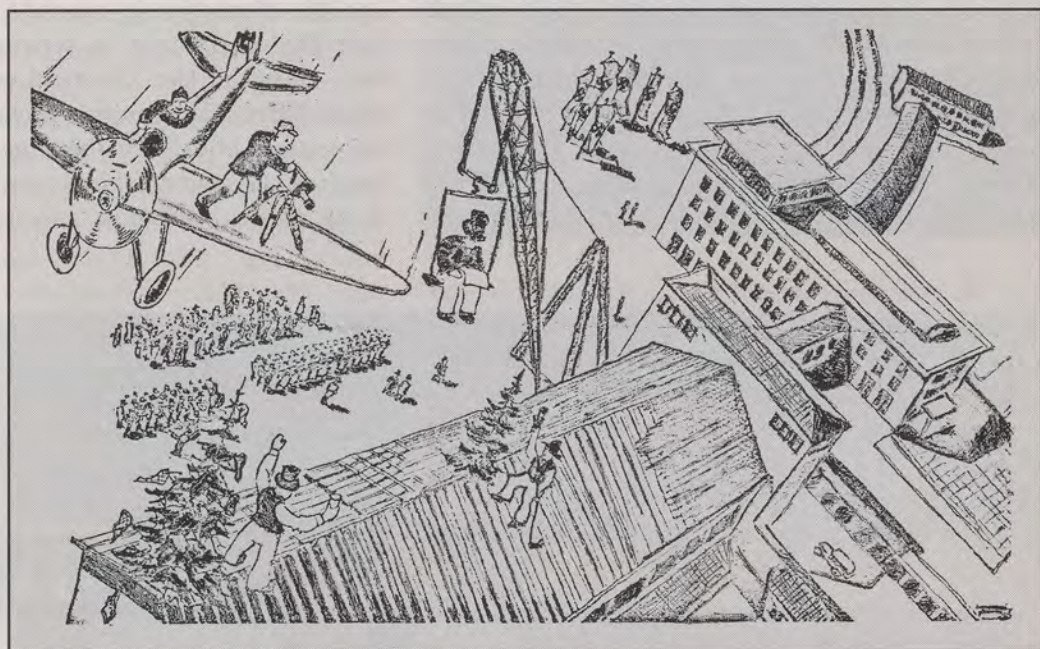
Links oben:
Bleistiftskizze aus
der Erbauungszeit
1939/40.

Ernst Sagebiel: Flughafen München-Riem (1937–1939). Modellansicht des Hangars, der Abflughalle (rechts) und der Tribünen (Hintergrund).

Flughafen Stuttgart
zur Zeit des Richt-
festes im Frühjahr
1939.



Einladungskarte zum
Richtfest am 11. Fe-
bruar 1939: «12.00
Uhr Richtspruch auf
der Baustelle – 13.30
Uhr Richtschmaus in
der Festhalle Plienin-
gen».



nen mit der totalen Organisation der Arbeit gelungen war, ließ sich so auch auf die Lebenswelt Freizeit ausdehnen: Das einzelne Individuum zählte nichts mehr, dessen Beseitigung war schon eingeleitet. Es sollte nicht mehr lange dauern, bis aus «KdF»-Dampfern Truppentransporter und aus Flughäfen Startplätze für Bomber wurden.

Ihrer Architektur aber hatten die Nazis damit einen Part in der menschenverachtenden *realen Herrschaftsausübung* (Roswitta Mattausch) zugewiesen. Dies betraf die Flughäfen und ihre Terrassen ebenso wie einige monströse Strandbäder an der Ostsee – KdF-Bad Rügen, Clemens Klotz 1937 –, die für jeweils 20000 Menschen geplant waren. Auch in anderen Bereichen läßt sich die architektonische Absicht der Nazis entlarven. So stehen die Stuttgarter und Münchner Flughäfen nur scheinbar in Bezie-

hung zur Natur: Stuttgart – Schwäbische Alb, München – Alpen. Die oft erwähnte «Eingebundenheit» der technischen Bauwerke in die Landschaft entspricht vielmehr dem Bestreben der Nazis, sich über die Natur zu stellen, und ihrem Postulat des alles Machbaren. Bei der Namensgebung schließlich wird der Expansionsgedanke der Nazis deutlich, denn letztendlich hieß es offiziell «Flughafen Stuttgart» und nicht etwa «Stuttgart-Echterdingen». Die Flughäfen Berlin-Tempelhof, Stuttgart-Echterdingen und München-Riem sind in ihrem architektonischen Grundprogramm nahezu identisch. Wie in Stuttgart liegt auch die Berliner Abfertigungszone unter dem Niveau des Einganges. Die dortigen riesigen Zuschauerränge haben ihre Pendants in den Stuttgarter und Münchner Terrassen, die für 50000 bzw. 100000 Menschen vorgesehen waren.

Die drei NS-Flughäfen unterscheiden sich natürlich in den Dimensionen: Tempelhof allein hatte eine 250 Meter lange Vorfahrt. Zudem ist der Berliner «Riesenkleiderbügel» – wie der monströse «Weltflughafen» spöttisch genannt wurde – unter eine städtebaupolitische Gesamtkonzeption zu fassen. Hitlers Generalbauinspektor Albert Speer plante bekanntlich im Rahmen der Umgestaltung Berlins zur Welthauptstadt «Germania» ein neues Zentrum mit gigantischen Bauvorhaben.

*Echterdinger Abflughalle im Stil einer Ordensburg –
Flugpostamt und Ladengalerie als Neuerungen*

Obwohl die Nazis auch für Stuttgart aberwitzige architektonische Absichten verfolgten, ist der Flughafen Echterdingen nachweislich nicht in ihnen enthalten. Die relativ bescheidenen Ausmaße dieses Airports waren allerdings mit dem Hierarchiedenken der Nazis verknüpft. Denn die braunen Machthaber gaben auch auf baulichem Gebiet Städten wie Berlin – Reichshauptstadt –, Nürnberg – Stadt der Reichsparteitage – und München – Hauptstadt der

Bewegung – den Vorzug. Demgegenüber spielte Stuttgart als «Stadt der Auslandsdeutschen» eine eher untergeordnete Rolle. Diese Zielrichtung läßt sich im Innern des Flughafengebäudes nachzeichnen.

Das Raumprogramm orientierte sich an der Art früherer herrschaftlicher Architekturen. Vor dem Abflug traten die Reisenden in die achsial im Stil einer Ordensburg angelegte Abflughalle. In ihrer ursprünglichen Form hatte sie etwas Sakrales an sich. Die Passagiere gelangten über eine breite Freitreppe in die Check-in-Zone, die fünf Meter unter dem Eingang und 17 Meter unter dem die Halle überspannenden Oberlicht lag.

Der vielzitierten Freiheit des Fliegens wird kaum Raum geschenkt. Zwei verschiedene Ebenen trennen die Menschen in reisende Fluggäste mit Paß und Flugschein und in schaulustige Gucker mit dem Fernglas. Der Umstand, von der das Dritte Reich Deutschland repräsentierenden, großdimensionierten Abflughalle über eine gruftige Freitreppe hinab in die engen Tabuzonen des Zollbezirks und damit oft des Auslands steigen zu müssen, bedeu-



Abfertigungshalle, Empfangsgebäude und Startgelände des Mailänder Flughafens (1938). Der Entwurf von Luigi Giordani bestach durch seine klare architektonische Linie.

tete praktisch eine Herabsetzung der Passagiere und ihrer Reiseziele. In der Tat waren Flüge ins Ausland wegen der Devisenknappheit allgemein nicht gerne gesehen und seit 1939 nur mit behördlicher Genehmigung möglich.

Das Motiv der Abschottung kennzeichnete schließlich auch das äußere Bild des Stuttgarter Flughafens. Der rechtwinklig zu Abflughalle und Verwaltungstrakt eingeschobene Verbindungsbau wirkt wie ein Bollwerk, das Rollfeld und Architektur hermetisch vor der «Außenwelt» verschließt.

Neben den Komponenten, die mit der nationalsozialistischen Ideologie verknüpft waren, hatte der Stuttgarter Flughafen aber auch innovative Einrichtungen, die heute auf keinem Flughafen mehr fehlen. So gruppierten sich im Eingangsbereich ein Flugpostamt und – *was noch viel schöner ist* – die *Ladengalerie*. Das ist eine Passage, in der es alles zu kaufen gibt – schrieb der *Filderbote*.

Ernst Sagebiel orientierte sich bei seinen Stilziten und Fensterreihungen vor allem an eigenen Entwürfen in Berlin und an Projekten von Paul Bonatz (1877–1956) im Stuttgarter Raum, etwa dem Stuttgarter Hauptbahnhof (1914–1928) mit seiner Freitreppe oder dem Zeppelinbau (1929–1931) am Stuttgarter Bahnhofplatz mit seiner Fassadengestaltung. Weit entfernt hatte sich Sagebiel indes von dem bereits erwähnten Flughafenbau in Böblingen. Dieses Beispiel stammt aus der frühen Phase des Neuen Bauens. Es war die Zeit der Weißenhofsiedlung oder des dynamischen Mendelsohnschen Kaufhauses Schocken in der Stuttgarter Innenstadt.



Selbstverständlich wurde einem Flughafen als seinerzeit ultramoderner Bauaufgabe ebenso ein dazu passendes Äußeres verliehen.

Auch andernorts entstanden zur selben Zeit moderne Flughäfen, etwa in Le Bourget bei Paris im Weltausstellungsjahr 1937 – wegen seiner üppigen Glasausstattung ein Zwischending aus Sackbahnhof und Gewächshaus – oder 1936 in Bromma bei

Oben rechts: Fassade von der Rollbahnseite aus gesehen, um 1952. Der gläserne Toweraufsatz (1950) zerstörte das ausgewogene Erscheinungsbild des Hauptgebäudes.

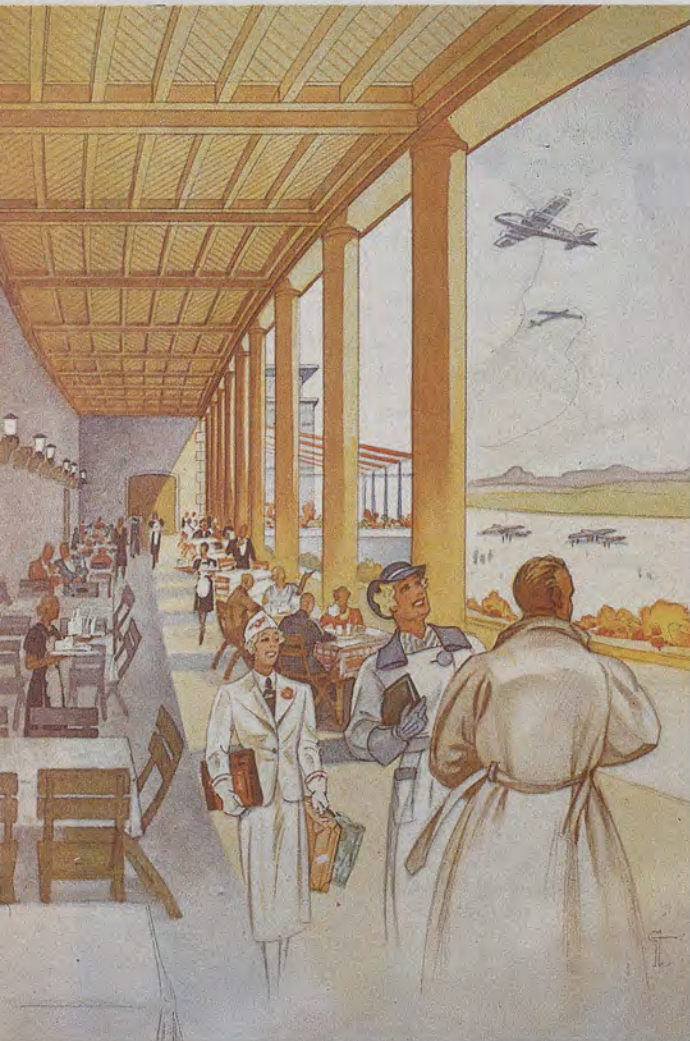


Die Vorfahrt an der alten Abflughalle, 1993.

Stockholm. Dieser Flughafen besaß als einer der ersten getrennte Start- und Landebahnen. Erstaunlicherweise findet sich in einem damals ebenfalls totalitären Land, in Italien, das europäische Gegenstück zu Ernst Sagebiels deutschen Flugplätzen. In Mailand baute der Architekt Luigi Giordani einen modernen, leicht und durchlässig wirkenden Flughafen. Die einzelnen Teile bilden keine Achsen; durchgängige Fensteröffnungen bieten den Reisenden von den meisten Punkten im Innern aus freie Sicht in die Umgebung – nicht nur wie in Stuttgart-Echterdingen auf das Rollfeld.

Mit dem Flughafen in den Krieg

Für den 11. Februar 1939 lud die Bauleitung *im Auftrag der Flughafen Württemberg A.G.* zum Richtfest ein. Auf dem Programm standen zwei Punkte: *12 Uhr-Richtspruch auf der Baustelle, 13.30 Uhr-Richtschmaus in der Festhalle Plieningen.*



Restaurant und Aussichtsterrasse im Prospekt 1945. Das Restaurant war für über 1000, die Aussichtsterrasse und Zuschauertribüne ursprünglich für 50 000 Menschen konzipiert.

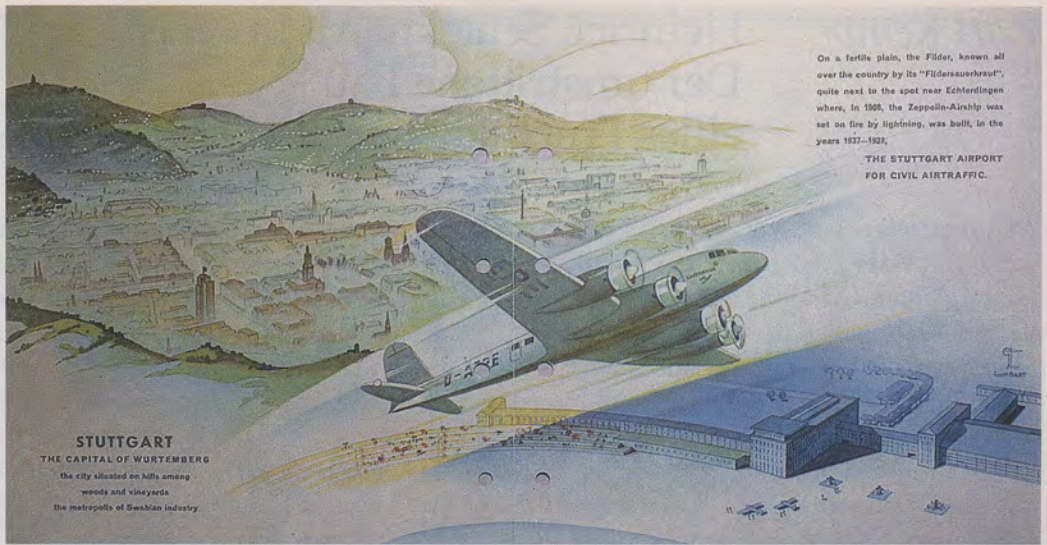
Materialknappheit mag neben finanziellen und personellen Engpässen ein Grund gewesen sein, warum sich die Bauarbeiten am Stuttgarter Flughafen relativ lange hinzogen. Daß er schließlich doch noch fertiggestellt wurde, zeigt, welchen Stellenwert er als ein militärisches und damit kriegswichtiges Projekt hatte. Die Nazis legten diese Funktion freilich nicht offen. Sämtliche noch vorhandenen Pläne tragen den Stempel «geheim».

Der Stuttgarter Flughafen konnte die in ihn gesetzten zivilen Aufgaben kaum ein paar Monate erfüllen. Unklar bleibt, wann genau er fertiggestellt war; wahrscheinlich gab es keine offizielle Eröffnungsfeier. Auch die Zuschauertribünen wurden nicht mehr gebraucht. Während der Stuttgarter *NS-Kurier* im August 1940 die *Aufnahme des zivilen Luftverkehrs von Stuttgart aus* meldet, vermerkt die *Chronik der Stadt Stuttgart* zum 1. September 1939: *Die Luftwaffe übernimmt den vor der Fertigstellung stehenden Flughafen Stuttgart-Echterdingen, der zivile Luftverkehr wird eingestellt.* In der Praxis gab es tatsächlich bis 1944 Linienflüge ins befreundete Ausland und in die neutrale Schweiz.

Für die Architekturgeschichte des Stuttgarter Flughafens sind diese Bereiche allerdings wenig relevant. Erkannte doch Walter Benjamin bereits 1936 die Stoßrichtung der Architektur im Dritten Reich als einen wichtigen Bestandteil der faschistischen Kultur: *Die nämlich gipfeln in einem Punkt. Dieser Punkt ist der Krieg.* Der Zweite Weltkrieg begann am 1. September 1939.

Der alte Flughafen Stuttgart-Echterdingen ist mehr als ein mittlerweile funktionslos gewordener Zweckbau der 30er Jahre. Im Sagebielschen Konzept bleibt trotz der inzwischen vorgenommenen Veränderungen sichtbar, welche politischen Intentionen die NS-Architektur bei modernen Bauaufgaben verfolgt hat. Der Architekt verknüpfte hierbei Stilelemente des Neuen Bauens mit NS-Ideologie. Immerhin sind mit dem ehemaligen Verwaltungstrakt und der alten Abflughalle Kernstücke des Flughafens noch vorhanden. Seit einiger Zeit wird der Abriß dieser einstigen Hauptgebäude erwogen. Ernst Sagebiels Stuttgarter Flughafen ist eines der wenigen ausgeführten Großbauwerke von nationalem Rang, die im südwestdeutschen Raum während der Zeit des Nationalsozialismus ausgeführt worden sind. Erhalten bleiben sollte die Anlage nicht zuletzt deshalb unbedingt, damit eine Auseinandersetzung mit der NS-Architektur weiter möglich bleibt.

Doppelseite aus dem Prospekt, den die amerikanische Militärregierung im Herbst 1945 vom Stuttgarter Flughafen herausgab. Stuttgart im Hintergrund ist unzerstört dargestellt.



VERWENDETE LITERATUR:

Martin Wörner, Gilbert Lupfer: Stuttgart ein Architekturführer. Berlin 1991.
Sabine Ferlein: Das Empfangsgebäude des Flughafens Stuttgart-Böblingen. In: Günter Scholz (Hg.): Als man in Böblingen noch in die Luft ging. Böblinger Museumsschriften 3. Böblingen 1990.
Ernst Sagebiel: Die neue Architektur – Grundsätze der Baukunst. In: Baugilde. Zeitschrift der Fachgruppe Architekten in der Reichskammer der bildenden Künste, 30/1938, S. 1013–1015.
Dieter Bartzko: Zwischen Zucht und Extase. Zur Theatralik von NS-Architektur. Berlin 1985.
Regine Kießling u. a.: Großbauten des Staates und der Partei. In: Frankfurter Kunstverein und Arbeitsgruppe des Kunstgeschichtlichen Instituts im Auftrag der Stadt Frankfurt (Hg.): Kunst im Dritten Reich. Dokumente der Unterwerfung. Frankfurt/Main 1974, S. 50–68.
Stadt Filderstadt und Geschichtswerkstatt Filderstadt (Hg.): Der Flughafen Stuttgart 1937–1992. Filderstädter Schriftenreihe zur Heimat- und Landeskunde Band 7. Filderstadt 1992.

Martin Kampen: Zur heutigen Wirkung von Nazi-Architektur. In: Hochschule der Künste (Hg.): Kunst und Hochschule im Faschismus. Berlin 1984, S. 283–306.
Roswitta Mattauch u. a.: Das Bauprogramm der Deutschen Arbeitsfront – die Umwelt der Arbeiter. In: Kunst im Dritten Reich, Frankfurt/Main 1974, S. 86–104.
Hans Reinhard, Wolfgang Schäche (Hg.): Von Berlin nach Germania. Über die Zerstörungen der Reichshauptstadt durch Albert Speers Neugestaltungsplanungen. Ausstellungskatalog. Berlin 1986.
Antero Markelin, Rainer Müller: Stadtbaugeschichte Stuttgart. Stuttgarter Beiträge Heft 15. Stuttgart 1985.
N. Bongarts, J. Biel: Kunst, Archäologie und Museen im Kreis Esslingen. Stuttgart 1983.
Chronik der Stadt Stuttgart 1933–1945. Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Band 30. Stuttgart 1982.
Walter Benjamin: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Frankfurt/Main 1963.

Der Zeppelinbau am Stuttgarter Bahnhofplatz (1929–31) von Paul Bonatz und Friedrich Scholer war mit seinen Fensterreihen und seiner Natursteinverkleidung ein Vorbild für das Flughafenhauptgebäude.



Heinrich Schickhardt in Wildberg – Der umstrittene Bau eines Fruchtkastens im Schloßgelände

Aus ihrer glanzvollen Zeit, als sie einer der Herrschaftssitze der Pfalzgrafen von Tübingen und später der Grafen von Hohenberg war, als sie noch später eine wohlhabende Amtsstadt unter den Pfalzgrafen bei Rhein darstellte, aus dieser Zeit hat die Stadt Wildberg ein Erbe übernommen, das vielleicht manche ihrer heutigen Bürger und Verwaltungsbeamten vom bloß finanziellen Standpunkt aus als Belastung, wenn nicht sogar als Erb-«Übel» empfinden. Nach einem Bericht in der Lokalpresse muß die Stadt Wildberg für notwendige Renovierungsarbeiten an der Burgruine und an der Stadtmauer mit 146000 DM Kostenaufwand rechnen¹. Daß die Stadt sich zur Erhaltung ihrer bedeutendsten geschichtlichen Überreste nicht auf eine «Denkmalpflege» in Form von bürgermeisterlichen Sonntags- und Jubiläumsreden beschränkt, sondern Leistungen und finanzielle Opfer zu erbringen bereit ist, darf mit Anerkennung vermerkt werden. Der Plan, eine parkähnliche Anlage im Gelände der Burgruine zu schaffen, erscheint sinnvoll und zukunftsorientiert; er könnte dem Wildberger Stadtzentrum eine sehens- und erlebenswerte, eine attraktive Zone verschaffen.

Die Burg hatte der Stadt im späten Mittelalter oft Schutz gegeben, ihre wirtschaftliche und politische Stellung gestärkt, ja, die Stadt Wildberg verdankt ihrer Burg eigentlich erst ihre Entstehung. Einen guten Eindruck von der ehemals starken und wehrhaften Anlage der Wildberger Burg vermittelt der Kupferstich des Matthäus Merian aus dem Jahr 1643. Auch die Stadt selbst ist sehr deutlich und mit Einzelheiten dargestellt; das Bild versucht zugleich, einen Eindruck von der steilen Geländebeschaffenheit und dem engen, gewundenen Flußtal der Nagold zu geben. Der Zeichner hat das durch die Situation gegebene Problem der perspektivisch unverzerrten und doch vollständigen Darstellung des Stadtbildes relativ gut gelöst, weit besser als das zum Beispiel im Fall der Nachbarstadt Nagold gelungen ist. Die qualitativen Unterschiede der Stadtansichten dürften daher rühren, daß Merian die Vorzeichnungen zu den Stichen wohl nicht, oder nicht immer, «nach der Natur» anfertigte, sondern sich von den Städten bildliche Vorlagen überbringen oder zuschicken ließ. Dieses Verfahren ist auch von anderen Verlagen jener Zeit angewendet worden². Was den soeben genannten Vergleichsfall be-

trifft, so hat die Stadt Wildberg wahrscheinlich eben eine bessere Vorlage als die Stadt Nagold bereitstellen können oder wollen, wie ja auch verschiedene Maßnahmen bezeugt sind, wonach die Stadt Wildberg für ihre bildliche und plastische Ausschmückung Maler und Steinmetzen mit Aufträgen versorgt hat³. Ja, das reiche Wildberg konnte sich solches um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert noch leisten. *Z' Wildberg stoht en jedem Haus a Trüehle g'stricha voll mit Gold*, soll eine Redensart gelautet haben⁴.

Daß tatsächlich eine ältere Bildvorlage dem Kupferstich von 1643 zugrunde liegt, läßt sich aus dem Stadtbild schließen. Denn so sah Wildberg im Jahr 1643 kaum mehr aus. Das Bild entspricht wahrscheinlich einem etwa 25 Jahre älteren Zustand. Umfangreiche Akten sind noch erhalten⁵, in denen unsagbar viel über die Verwüstungen, Zerstörungen und den baulichen Zerfall während des Dreißigjährigen Krieges berichtet wird.

Auch das bei Merian noch sichtbare Schloßgebäude im vorderen, westlichen Teil des Burggeländes stand 1643 längst nicht mehr. Schon viele Jahre vor den eigentlichen Kriegszerstörungen war es bis auf den steinernen Unterbau abgebrannt; als Branddatum wird der 31. August 1618 überliefert. Siebzig Jahre sollte es dauern, bis es wieder aufgebaut werden konnte. Im Folgenden kann aber belegt werden, daß bereits vor dem Neubau von 1688 auf dem Platz des abgebrannten Schlosses ein Gebäude errichtet worden ist⁶.

Das siebentorige Wildberg an der Nagold – im Dreißigjährigen Krieg verarmt die Stadt

Die im Merian-Stich gezeigte intakte Stadtmauer, die zahlreichen Türme und Tore der Stadt, die wohlgebaute doppelböigige Steinbrücke über die Nagold und die Wohnhäuser inner- und außerhalb der Mauern bieten ein ansehnliches Stadtbild; und Wildberg war im 16. Jahrhundert noch eine, wenn gleich kleine, so doch wirtschaftlich blühende und gut bewehrte Stadt.

Beispielhaft verdeutlicht das schon ein Vergleich Wildbergs mit seinen Nachbarstädten in Hinsicht auf die Zahl der Stadttore. Zwar ist deren Anzahl auch durch Faktoren wie unterschiedliche Verkehrslage, Geländeform u. ä. mitbedingt, doch die

Wildberg.



Ansicht von Wildberg im Nagoldtal, wie sie Matthäus Merian 1643 in seiner «Topographia Sueviae» veröffentlicht hat. Die Skizze dazu ist vermutlich vor 1618, vor dem Schloßbrand, gemacht worden.

Zahl der Stadttore stellt für Wohlstand, Größe oder Bedeutung einer Stadt schon ein Indiz dar; Baukosten, Bewachungspersonal und Verkehr hängen damit zusammen.

Die in dem Gebiet des württembergischen Nord-schwarzwalds mit Abstand bedeutendste Stadt war Calw. Calw besaß acht Tore, drei Haupttore und fünf kleinere Tore. Nagold besaß zwei Stadttore und daneben noch zwei kleine Törlein, die aber sackgassenartig nur zu zwei Zweckgebäuden am Fluß, zum Schlachthaus und zur unteren Mühle, führten. Altensteig hatte drei Tore, und ebenfalls drei gab es in Haiterbach. Dornstetten, Neubulach und Berneck hatten jeweils nur zwei Tore, Zavelstein ein einziges. Wildberg hingegen war eine siebentorige Stadt⁷.

Die jahrzehntelangen Kriegsverwüstungen, die Plünderungen und unaufhörlichen Kriegskontributionen, die Menschenverluste durch Seuchen, Gewalttaten und Wegzug, all das ließ die Stadt Wildberg im 17. Jahrhundert in große Armut und hohe Schulden versinken⁸. Wildberg hat sich eigentlich davon nie mehr richtig erholt, im 19. Jahrhundert galt es noch als einer der ärmsten Orte in Württemberg.

Als das Schloßgebäude im Sommer 1618 abbrannte, gab das für die Bürger in Stadt und Amt Wildberg sicherlich große Aufregung. Denn die Wildberger Bürger, aber auch die Bauern in den Amtsflecken Schönbronn, Efringen, Gültlingen und Sulz mußten nun damit rechnen, zum Wiederaufbau Frondienste leisten zu müssen.

Aber wußte zu diesem Zeitpunkt hier im Nagoldtal schon jemand, welcher rebellischer Gewaltakt sich vierzehn Wochen zuvor im fernen Böhmerland gegen zwei kaiserliche Diplomaten zugetragen hatte? In die Alltagsgeschichte des sogenannten «kleinen Mannes» – in der Sprache jener Zeit sagte man «der armen Leute» – greift für ihn unvermittelt und unvorhersehbar die Weltgeschichte ein; sie beschert ihm in der Mehrzahl der Fälle Not, Lasten und Unglück. Aber der «kleine Mann» von damals kann die Zusammenhänge und das Zusammenwirken der Kräfte nicht erkennen, die Techniken des Informationswesens sind noch zu wenig entwickelt; und er kann ihnen erst recht nicht gegensteuern, noch weniger, als wir es heute können.

Der Dreißigjährige Krieg hatte zahlreiche und tiefgreifendere Ursachen als den Prager Fenstersturz. Die grobe, wenn auch nicht ganz unverständliche Handlungsweise an den Beamten des Kaisers aber war der Tropfen, der das Faß zum Überlaufen brachte, um ein vielgebrauchtes Bild zu verwenden; und auch das fernegelegene württembergische Amtsstädtlein Wildberg bekam – wie viele andere Orte – die Folgen der politischen Entwicklung im Lauf der Zeit hart zu spüren.

Zunächst waren diese Folgen noch erträglich. Unter anderem zeigten sie sich daran, daß wegen der unsicheren politischen Lage, der Verschlimmerung der wirtschaftlichen Situation, der Münzverschlechterungen und des vermehrten Steuerbedarfs dem Herzog in Stuttgart die Gelder zum Wiederaufbau des Wildberger Schlosses fehlten. Dafür kann als

Zeuge kein geringerer als der fürstlich württembergische Baumeister Heinrich Schickhardt herangezogen werden. Die Quelle ist eine Akte aus den Jahren 1622–1625, die hauptsächlich Schickhardts Briefe an Herzog Johann Friedrich enthält, aber auch eine Anzahl Bauzeichnungen und Skizzen von Schickhardts Hand. Diese Akte befindet sich nicht in Schickhardts Nachlaß, sondern in einem Bestand von Kirchenratsakten im Hauptstaatsarchiv Stuttgart⁹. In diesem Bestand sind noch weitere Baugutachten Schickhardts über Kirchen und Pfarrhäuser in den heutigen Landkreisen Böblingen, Calw und Freudenstadt verstreut enthalten, wie z. B. zu dem Kirchturm in Spielberg und zu dem Pfarrhaus in Altensteig.

Die Stadt Wildberg muß dem herzoglichen Landbaumeister gut bekannt gewesen sein; das benachbarte Herrenberg war Heinrich Schickhardts Geburts- und Heimatort, und in Wildberg hatte er sich mehrmals in amtlichem Auftrag aufgehalten. So mußte er wegen des Umbaus der Stadtpfarrkirche in Wildberg in den Jahren 1610–1618 wiederholt dorthin reisen. 1618 besuchte er die Stadt wiederum, nachdem das Schloßgebäude abgebrannt war, um sich vor Ort ein Bild über das Geschehen und zugleich Gedanken zum Plan eines Wiederauf-

baus zu machen. Schließlich verdankt ihm Wildberg eine Brücke, ohne Zweifel die große, im Merianstich abgebildete Steinbrücke über die Nagold; der einzige Brückenbau Schickhardts im ganzen Nagoldtal überhaupt, wie seiner Zusammenstellung zu entnehmen ist¹⁰.

Merians Kupferstich zeigt, daß diese Steinbrücke den Zugang zum Untertor bildete. Sie war 1616/17 – vermutlich anstelle eines hölzernen Vorgängerbau – errichtet worden, und sie war mit einer Gesamtkostensumme von 1745 Gulden die mit Abstand teuerste öffentliche Bausache der Stadt Wildberg zwischen 1550 und 1750¹¹. Die vermutete Bildvorlage Merians müßte demnach nach 1616 angefertigt worden sein.

*Streit um den Bauplatz
mit dem geistlichen Verwalter und Keller Georg Vischer*

Die letzte nachweisbare Dienstreise Heinrich Schickhardts nach Wildberg fand sieben Jahre nach dem Schloßbrand statt, und wir erfahren dadurch vom Zustand des Schloßgeländes im Jahr 1625. Der Grund dieser Reise nach Wildberg hing aber zunächst nur indirekt mit dem abgebrannten Schloß zusammen.



Das Wildberger «Schloß» von 1688 und die aus dem 16. Jahrhundert stammende Zehntscheuer der Kellerei Wildberg (links im Bild). Aufnahme vor dem Ersten Weltkrieg. Zerstört durch Bomben am 22. Februar 1945.

In Wildberg wurden nämlich damals die *Kellerei-früchten* – damit sind die dem württembergischen Landesherrn zustehenden Abgaben des großen Fruchtzehnten gemeint – im gleichen Gebäude wie die Abgaben an die geistliche Verwaltung gelagert: in der Zehntscheuer. Normalerweise gab es in den württembergischen Amtsstädten für die geistliche Verwaltung und für die Zehnteinkünfte getrennte Fruchtkästen. Das war einst auch in Wildberg so gewesen, aber der Fruchtkasten der geistlichen Verwaltung hatte sich eben in dem 1618 abgebrannten Schloßgebäude befunden. Dies wird in einem Schreiben des Kellers von Wildberg an den Herzog vom 6. November 1622 mitgeteilt: *Ehe vnd dann daß Schloß Alhie durch daß Feuer zu grund gangen, Haben EFG (Eure Fürstliche Gnaden) Allwegen der Gaistlichen verwallungs Früchten vff denen darinnen gehalten Cästen verwahrlichen ligen gehabt*¹².

Nach dem Brand hatte man sich damit beholfen, daß man auch die Getreideeinkünfte der geistlichen Verwaltung in der Zehntscheuer aufschüttete. Das schien insofern nicht problematisch, als ja der Bezugsberechtigte beider Einkünfte identisch war, wenn sich auch die Nutzungsbestimmungen unterschieden: aus den Einkünften der geistlichen Verwaltung wurden die Pfarrer, die Kirchen- und Schuldiener des Amtsbezirks besoldet, auch die Armenfürsorge stützte sich auf diese Versorgungsquelle. Aber dem Keller gab diese Vereinigung der Abgaben unter einem Dach Anlaß zu seiner Eingabe an den Landesherrn. Nun war zwar der Keller – so lautete der althergebrachte Titel des Untervogts von Wildberg, des leitenden herrschaftlichen Beamten im ganzen Amt Wildberg – damals mit dem Leiter des geistlichen Verwaltungsbezirkes Wildberg, der größer war als das weltliche Amt und auch den Amtsbezirk Nagold mit einschloß, identisch. Aber gerade diese Personalunion der Ämter mochte ihrem Inhaber Georg Vischer die um so objektivere Berechtigung verschaffen, sich gegen eine Fortdauer der gemeinsamen Lagerung der Einkünfte beider Ämter unter einem Dach zu wenden. Vielleicht sorgte er sich, daß das säuberliche Auseinanderhalten von Einnahmen und Ausgaben beider Ämter gefährdet sei. Denn er äußerte, alle Baumaßnahmen und Reparaturen an dieser Zehntscheuer seien immer auf Kosten der Kellerei gegangen, so vor allem beim Bau vor 30 Jahren.

Vermutlich handelt es sich bei dieser Zehntscheuer um die als *von 1552* bezeichnete Zehntscheuer vor der Zufahrt zum äußeren Burgtor, die bei dem Fliegerangriff gegen Ende des Zweiten Weltkriegs (22. 2. 1945) zerstört worden ist und an deren Stelle sich heute das Feuerwehrgerätehaus befindet¹³.



Die ehemalige Zehntscheuer der Kellerei nach einer Aufnahme vor dem Zweiten Weltkrieg. Sie zeigt inzwischen starke bauliche Veränderungen (Tore). Vergl. vorhergehende Seite!

Der Hauptgrund für Vischers Schreiben an den Herzog aber dürfte gewesen sein, daß das Gebäude der Zehntscheuer für beide Lagerzwecke, vor allem in fruchtbaren Jahren, nicht ausreichend Raum bot. Deshalb schlug der Keller vor, diesen Fruchtkasten dadurch zu erweitern, daß man das Dach abhebe und noch einen *hiltzen Stockh*, einen hölzernen Oberstock, daraufsetze. Er schickte auch gleich einen Kostenüberschlag mit: 660 Gulden und 55 Kreuzer müßten nach Vischers Berechnung aufgewendet und 185 Stamm tannenenes Bauholz aus dem *Buoler* beigeschafft werden. Der *Buoler* oder *Buhlerwald* zwischen Schönbronn, Martinsmoos und Wart war für das gesamte Amt Wildberg das Haupteinschlaggebiet für Bauholz. Dieser große Wald war bis zur Reformationszeit Besitz des Klosters Reuthin bei Wildberg gewesen, die Einkünfte daraus standen nun also der geistlichen Verwaltung Wildberg zu.

Auf die Eingabe des Wildberger Kellers hin erhielt der herzogliche Baumeister Heinrich Schickhardt den Auftrag, in Wildberg persönlich sich ein Bild von den Verhältnissen zu verschaffen und darüber einen Bericht an den Herzog zu verfassen. Als

Schickhardt diesem Auftrag *gehorsamlich nachgesetzt* und sich nach Wildberg begab, war der Keller nicht ortsanwesend. Um nicht ein zweites Mal nach Wildberg reiten zu müssen, nahm Schickhardt als Ersatzpersonen einen der Wildberger Stadtrichter sowie den Kastenknecht, d.h. den Aufsichtsbeamten über die Zehntscheuer und die darin gelagerten Vorräte, mit auf seine Inspektion.

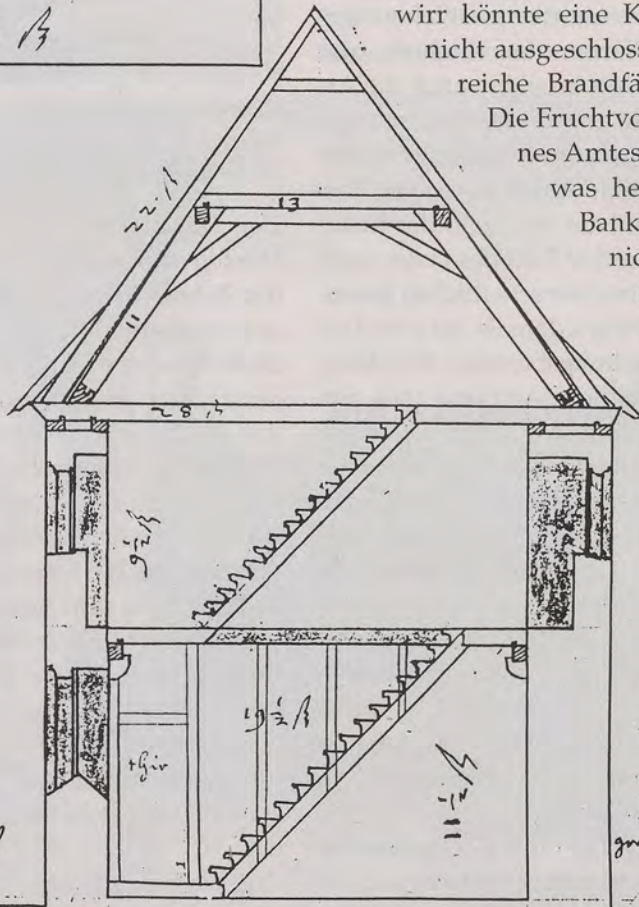
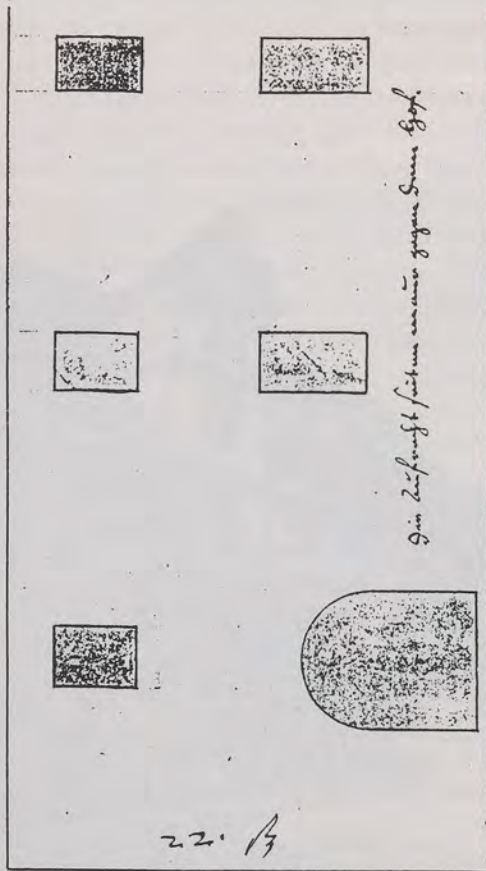
Schickhardts Vorschlag: nicht Zehntscheuer aufstocken, sondern neuen Fruchtkasten auf dem Schloßareal bauen

Diese Inspektion ließ Schickhardt erkennen, daß es nicht ratsam wäre, die Zehntscheuer um ein hölzernes Geschoß aufzustocken. Zwei Gründe bewogen ihn, den Vorschlag des Kellers Vischer zu verwerfen: Erstens würden bei der Abnahme des Daches viel Holz und viele Ziegel zu Bruch gehen. Der Hauptgrund aber war der, daß die Zehntscheuer *zwischen der Burger Heiser* stehe, wo man täglich mit offenem Feuer umhergehe, wodurch großer Schaden entstehen könnte. Schickhardt fürchtete nicht zu Unrecht, bei der Lage der vergrößerten Zehntscheuer mitten in dem engen Häusergewirr könnte eine Katastrophe durch Feuer nicht ausgeschlossen werden, wie ja zahlreiche Brandfälle seiner Zeit lehrten.

Die Fruchtvorräte einer Stadt oder eines Amtes waren damals etwa das, was heute ihre Einkünfte und Bankguthaben sind. Eine Vernichtung dieser Vorräte durch Feuer konnte nicht nur den Versorgungsnotfall bedeuten, sondern eine Verschuldung auf Jahre hinaus nach sich ziehen. Der weitsichtige Baumeister bedachte also vorrangig die Sicherheit.

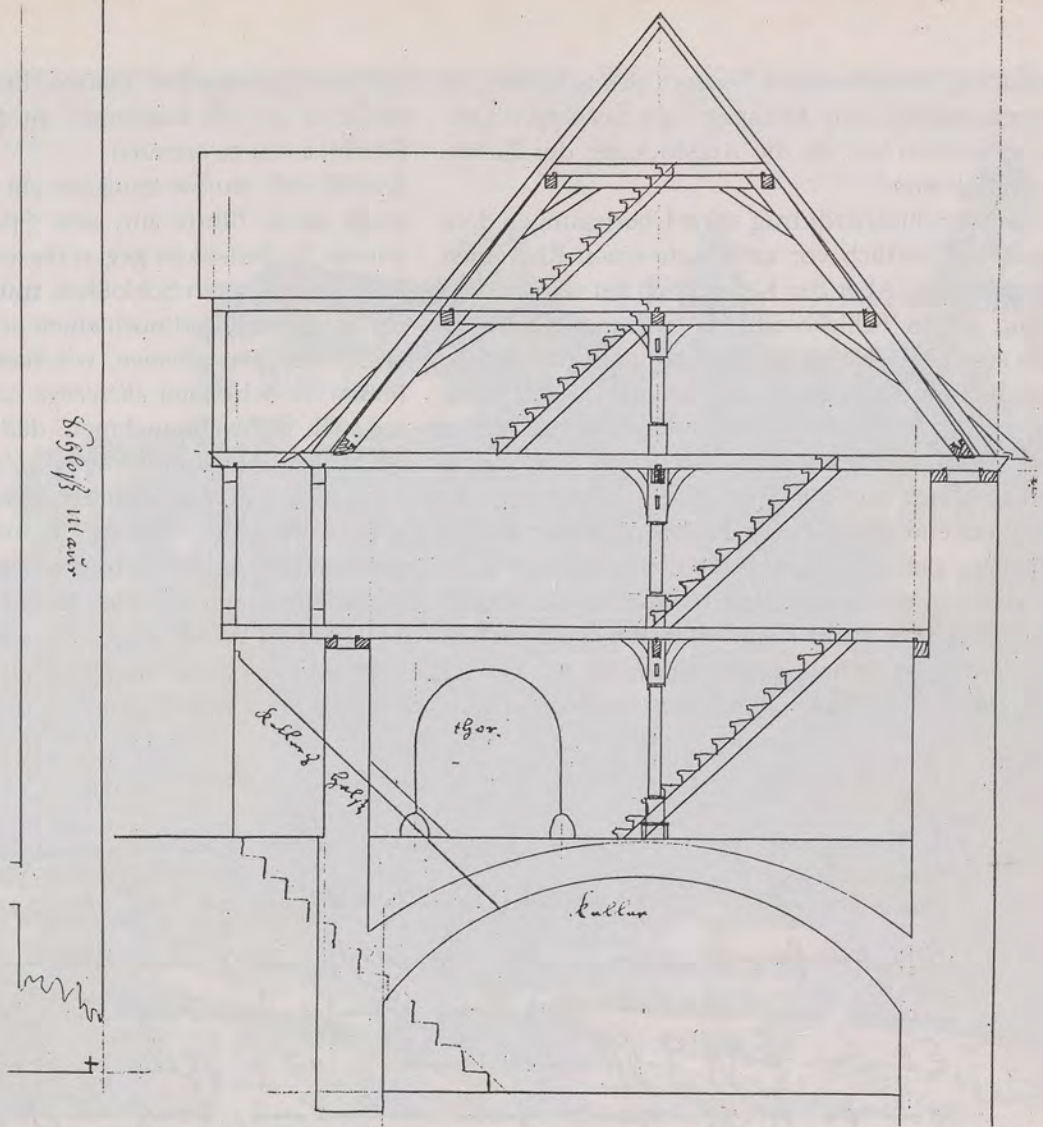
Er mußte nun eine andere Lösung finden; das war für ihn das Gelände des Schlosses. *Derhalben hab ich begehrt, die gelegenheit Im Schloß zu sehen; da wier dan zu hinderst Im hof ein alt außgebrant maurwerck, daran die vier*

mauren zweier Stöckh hoch noch allerdengs guot angetroffen haben. So schreibt Heinrich Schickhardt in seinem letzten Wildberger Bericht vom 27. Mai 1625



Bauzeichnung Heinrich Schickhardts: Erster Lösungsvorschlag, betreffend die Errichtung eines neuen Fruchtkastens in Wildberg. Querschnitt und Seitenansicht «gegen den Hof».

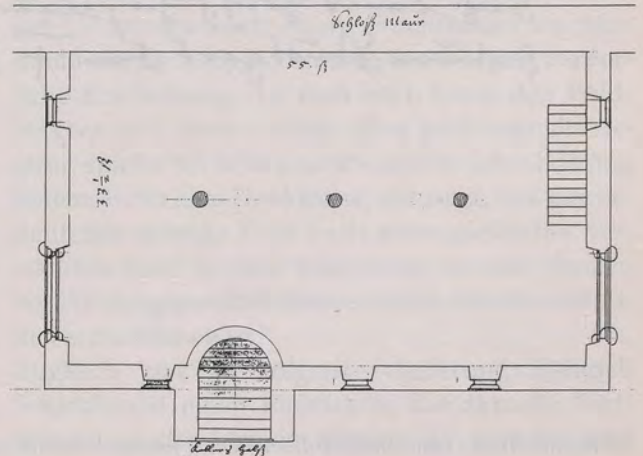
Bauzeichnungen
 von Heinrich Schick-
 hardt: Zweiter
 Lösungsvorschlag.
 Ein «Kellerhals»
 führt in den Keller.
 Dieses Wort steht
 auch unter der Skizze
 rechts unten unter
 dem Tor; oben muß
 man sich die Schloß-
 mauer denken.



an den Herzog. Sein früherer Bericht vom 14. Juni 1624 ist noch etwas informationsreicher. Das alte ausgebrannte Gemäuer, das er dort vorgefunden habe, könne vor vielen Jahren ein Kirchlein gewesen sein: *Habe des wegen mich Im Schloß Alda umbgesehen vnd ein alt Ausgebrant gemeir funden, so dem Ansehen Nach vor vilen Jaren ein Kürchle mechte gewesen sein, welches auff 50 schuech lang vnd 26 sch. brait, daran ist nichtds mehr dan die vier mauren, deren Jede Auff 22 schuoch hoch vorhanden; das wehre zu Eünem Frucht Casten gantz wol gelegen, ist von Allen fehr statten weit entlegen vnd besser, weil es Im Schloß steht, Alß in der Statt verwahrt*¹⁴. Möglicherweise handelte es sich um die Reste der ehemaligen Burgkapelle, eines nach Schickhardts Meßangaben 50 Schuh langen und 26 Schuh breiten Bauwerks (etwa 14x7,5 m), von dem nur noch die vier Seitenmauern, jede bis zu 22 Schuh (6,3 m) hoch, stehen geblieben waren.

Alle drei Inspektoren (Schickhardt, der Kastenknecht und der städtische Gerichtsverwandte) fanden den Platz des ausgebrannten Schlosses für einen neuen Fruchtkasten geeigneter, und sie wären

alle drei keine rechten Württemberger gewesen, hätte ein anderer Grund als der genannte bei ihnen den Ausschlag dafür gegeben, daß gerade diese Stelle ihnen so *wol gefallen* hatte: hier konnten sie kräftig einsparen. Sie rechneten bei einem Neubau an dieser Stelle mit nur 400 Gulden Baukosten und nur 86 Stämmen Bauholzbedarf. Ganz anders sah dagegen die Kostenschätzung des Wildberger Kellers Vischer dazu aus: Einen neuen Kornkasten auf



die alten, ausgebrannten Mauern des Schlosses zu setzen, würde seiner Meinung nach *wol doppelt Oder Ja dreimahl so viel* als die Aufstockung der Zehntscheuer kosten¹⁵.

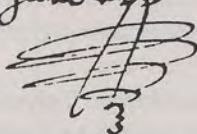
Heinrich Schickhardt trug seine Überlegungen dem Herzog schriftlich vor und fügte einen Riß, einen Bauplan, bei. Aber der Keller blieb bei seinem Einwand gegen Schickhardts Vorstellung. Er begab sich sogar selbst nach Stuttgart zu dem Baumeister und hielt ihm vor, daß es *den Bauren, welche früchden zufiehren miesen, gantz beschwerlich sein werde, wan sie, sonderlich bei nacht oder Regenwetters Zeiten so weit durch den schloß hof fahren solten*. So recht überzeugend wirkt dieses Argument nicht, da der Fuhrweg sich bei Schickhardts Plan um kaum hundert Meter verlängert hätte. Natürlich mußte der Verwalter nun einen Gegenvorschlag bereithalten. Der lautete so: es habe *Besser vornen Im schloßhof ein Alte Hitte vnd darunder einen keller*, den man im Not-

fall noch gebrauchen könnte. Er, der Keller, halte dafür, es sei viel bequemer, an dieser Stelle einen Fruchtkasten zu erbauen.

Schickhardt räumte zunächst ein, das sei *wol wahr*. Doch dann führte ihn sein Sparsamkeitsprinzip wieder zu Bedenken gegen diesen neuen Standort. Hier, im vorderen Schloßhof, müßte man dann einen steinernen und noch einen hölzernen Stock auf drei Seiten neu erbauen, wo man das doch bereits hinten im Schloßhof *allerdengs zum bessten hatt*. Es sei auch nicht anzunehmen, daß man den Kellerraum brauchen könne. Wenn in Zukunft das Schloß in Wildberg wieder neu aufgebaut werden sollte, könnte der Keller – hier ist nun nicht der Untervogt, sondern der unterirdische Raum gemeint! – sowohl eingeworfen als auch überbaut werden. Darum sei er, Heinrich Schickhardt, der Ansicht, um *großern Costen zu ersparen* – wenn man überhaupt einen Fruchtkasten bauen wolle! – den Bau hinten im

Ich verstaß aber wol, daß bei diesem ganz außgewordnen
Türnen Zeit, die Linnen Wunder + Gemen sich duffen Gart
ausgeworden, weil dan gewiß, daß vor Wilen Jarne
vorne mit einem Schilling mehr vorkommen oder käuffen
Linnen, Elß Insbesonder mit 3. od 4. Schilling, stucht und
denn Er. K. H. gundigen belieben, was auch solch
folgen solch geben worden, obgleich er aber mecht
dan für die zu glücken sein _____ 24. R

Summa Summarum, Thut Difer
obgenennete Johanslag In Ellem, (obgen
das Baus Holz) zu sumen vier hundert gulden.
Datum Stroßgart den 14. Junij Anno 1624.

Guinnig Schickhardt




Das Wildberger Schloß auf der westlichen Burgmauer vor seiner Zerstörung am 22. Februar 1945. Blick auf die südliche Spornseite des Umlaufberges.

Schloßhof auff die noch stehente alte mauren zu errichten. Trotz dieser Argumentation entwarf Schickhardt auch für den Alternativvorschlag des Kellers einen Aufriß und einen genau aufgelisteten Kostenüberschlag, *auff das Efg (Eure fürstliche gnaden) das beste darunder erwehlen mechten.*

Aber Schickhardt scheute nun nicht den Versuch, seine eigenen Vorstellungen über den Standort, ja den Zweifel an der Notwendigkeit eines Baus überhaupt, beim Herzog mit dem horror numeri magni durchzusetzen: Falls die fürstliche Gnade des Herzogs sich doch für den Kellerplatz im vorderen Schloßhof entscheiden sollte, so käme man hier mit den Kosten auf *ohngeuarlich* – und hier nennt Schickhardt eine exakte Zahl, die sogar graphisch etwas hervorgehoben ist – 893 Gulden! *Weil aber Laider*, so beschließt Schickhardt seinen Bericht und seine Beurteilung des geplanten Fruchtkastenbaus in Wildberg mit Worten, die auch heute wieder einen aktuellen Klang haben, derzeit das, was man

baue, *mit doppelten Costen geschichdt*, und da man sich in Wildberg so viele Jahre lang mit der Zehntscheuer hätte *betragen*, d. h.: auskommen, können, so meine er, man könnte es nun auch noch ein paar Jahre anstehen lassen, *biß etwan bessere Zeiten zu bauen Komen mechten.*

Es ist unzweifelhaft: der Bauwunsch des Wildberger Untervogts nach einem Fruchtkasten erschien ihm mehr als lästig; so unnötig fast wie jene körperliche Erscheinung, die man noch heute den Wildbergern zum Spott vorhält. Aber noch eine Überlegung spielte bei Schickhardts ablehnender Haltung herein. Es ist eine Denkweise, die zeigt, daß der bedeutende geistige Kopf auch mitmenschliches Verständnis hatte, in einer Zeit, in der soziales Denken bei Führungspersönlichkeiten nicht selbstverständlich anzunehmen ist.

Zugleich gibt die folgende Äußerung Heinrich Schickhardts einen Einblick in die aktuelle Wirtschaftslage des kleinen Mannes. Er verstehe sehr

wohl, schreibt er am Ende seines Briefes vom 14. Juni 1624 an den Herzog, daß bei dieser ganz beschwerlichen, teuren Zeit *die Arme vnderthonen* sich über einen Neubau sehr beschwerten. Denn es sei gewiß, daß vor vielen Jahren ein Mann mit einem Schilling mehr habe ausrichten oder kaufen können als jetzt mit drei oder vier Schillingen. Das war ein feiner und taktvoller Hinweis, mit dem Schickhardt dem *gnedigen belieben* des Landesherrn die Höhe der Entlohnung für die Frondienste der Untertanen im Amt Wildberg anheimstellte: *mecht darfür anzuschlahen sein 24 fl.*, für 24 Gulden also.

Wildberger Fruchtkasten 1625 neu erbaut – spätere Nutzung des Amtsgebäudes «Schloß»

Offensichtlich wurde der Wildberger Fruchtkasten 1625 doch noch gebaut. Schickhardt führt in der Aufzählung seiner Tätigkeiten für dieses Jahr den Bau von zwei Fruchtkästen auf, einen in Dornstetten und einen *im Schloß zu Wilperg*¹⁶. Ob das Gebäude im hinteren Schloßhof auf dem Gemäuer der alten Kapelle, wie Schickhardts Plan vorsah, oder vorne am Platz der Hütte und des Kellers, wie Vischer es wünschte, errichtet worden ist, das ist bisher unbekannt. Nicht ganz unerwähnt soll die Möglichkeit bleiben, daß das bei Merian dargestellte Gebäude im vorderen Burghof nicht den 1618 abgebrannten, sondern den 1625 neu aufgeführten Fruchtkasten zeigt.

Die geistliche Verwaltung in Wildberg hatte auch späterhin noch Probleme, wo sie ihre Fruchteinkünfte unterbringen sollte. Das führte von 1744–1752 zu Streitigkeiten zwischen dem damaligen geistlichen Verwalter Ludwig Christian Assum und dem Klosterhofmeister Daser im Maiereibetrieb des Klosters Reuthin bei Wildberg. Die Fruchteinkünfte der geistlichen Verwaltung Wildberg waren *bisher auff denen der Kellerey und der Statt gehörigen Frucht Kästen verwahrlich auffbehalten worden*, wie ein Rezeß des Kirchenrats Frommann vom 29. Januar 1744 mitteilt¹⁷. Nun sollte das Korn laut Anweisung des Kirchenrats im *Zwerchhaus* im Kloster Reuthin gespeichert werden. Das an einen Pächter verliehene Klostergut besaß mehrere Gebäude mit Kornböden, weil Reuthin sehr große Gefälleinkünfte hatte, die diejenigen der geistlichen Verwaltung Wildberg um zwei Drittel übertrafen. Man glaubte nun, man könne dem Klosterhofmeister zumuten, der an mangelnder Speicherkapazität leidenden geistlichen Verwaltung einen Teil seiner Fruchtkästen abzutreten.

Wo das genannte «Zwerchhaus» sich befand, konnte leider nicht festgestellt werden. Es enthielt

nach einer Beschreibung, die im Zusammenhang dieser Auseinandersetzungen gefertigt werden mußte, vier Böden, auf denen bei einer Schüttung bis zu anderthalb Fuß Höhe 680, 620, 500 und 240 Scheffel Frucht gelegt werden konnten. Dieses Zwerchhaus wird in der tabellarischen Beschreibung aller zum herzoglich württembergischen Kirchengut gehörigen Gebäude von 1786/87 nicht mehr aufgeführt; dagegen werden hier die beiden Fruchtböden über dem Hofmeisterei-Keller genannt, die ebenfalls *in anno 1745 der geistlichen Verwaltung Wildberg tradiert worden* waren¹⁸.

In diesem Gebäude mit seinem riesigen Tonnenkeller und darüber befindlichen Holzböden, einem der ältesten im Areal des ehemaligen Klosters Reuthin, das die Brände von 1824 und 1871 überstanden hat, befinden sich heute die umfangreichen Sammlungen des Heimatmuseums Wildberg. Sie werden von einem kleinen, aber engagierten Verein betreut¹⁹. Lenken wir abschließend unser Interesse wieder auf jenes in den Jahren 1688–1692 im vorderen Burghof neu aufgeführte, als «Schloß» bezeichnete Amts- und Verwaltungsgebäude zurück! Es war mindestens das dritte in der genannten Funktion und



Der heute noch stehende Turmstumpf in der Nordwestecke der Burg in Wildberg. Aufnahme vor 1945.

diente noch bis zur Aufhebung des Amts Wildberg, das 1808 dem Oberamt Nagold einverleibt wurde, als Amts- und Wohnsitz des Oberamtmanns von Wildberg. Etwas später wurde es zum Sitz des königlichen Forstamts Wildberg bestimmt; in unserem Jahrhundert kam es in Privatbesitz. Von 1905–1908 unterhielt hier der Stuttgarter Architekt Friedrich Schittenhelm eine private Baugewerbeschule. Bis 1924 war das Schloß dann im Besitz des Anthroposophen und Kunstmalers Weißhaar; er hat hier den Begründer der anthroposophischen Bewegung, Rudolf Steiner, öfters beherbergt²⁰.

Gegen Ende des Zweiten Weltkriegs, am 22. Februar 1945, wurde bei einem Luftangriff amerikanischer Flugzeuge auf Wildberg auch das Schloß getroffen und beschädigt. Nach dem Krieg wurde es abgebrochen, so daß heute nur noch die mittelalterlichen Baureste der älteren Burganlage erhalten sind. Doch sie bieten noch ein eindrucksvolles Bild und können eine Vorstellung von den aufwendigen Befestigungswerken der älteren Zeit vermitteln.

Das von Heinrich Schickhardt 1625 errichtete Bauwerk hat also nur eine verhältnismäßig kurze Zeit Bestand gehabt. Daß trotz Schickhardts Bedenken dort ein neuer Fruchtkasten errichtet worden ist, war – im Nachhinein betrachtet – vielleicht ganz gut so, denn mit den erhofften *besseren Zeiten* irrte sich Schickhardt leider sehr. Es wurde im Gegenteil Jahr um Jahr schlimmer, auf Jahrzehnte hinaus katastrophal. Schickhardt erlebte das Ende des langen Krieges nicht mehr. Als nach der Nördlinger Schlacht im Herbst 1634 Württemberg von feindlichen Heerscharen und Banden überrannt, ausgebeutet und verwüstet wurde, da wurde auch Heinrich Schickhardts Anwesen in seiner Heimatstadt Herrenberg geplündert. In seinem Haus wurde er von fremden Soldaten mit einem Beil angegriffen. Als sich der fast 77 Jahre alte Mann schützend vor eine Verwandte stellte, die ebenfalls bedroht wurde, stach ihn ein Soldat mit roher Gewalt nieder. Den schweren Verletzungen erlag der verdienstvolle württembergische Landbaumeister am 4. Januar 1635 (nach dem neuen Gregorianischen Kalender datiert am 14. Januar 1635).

ANMERKUNGEN:

- 1 Schwarzwälder Bote, Lokalausgabe «Der Gesellschafter» vom 16. Februar 1991.
- 2 Bereits Sebastian Münster berichtet in der Vorrede zu seiner erstmals 1544 erschienenen Kosmographie u. a.: «Ich hab mich auch weiter beworben bey Fürsten vnn Herren / grossen vnn kleinen Stetten / jtem bey viel Herrlichen vnn gelehrten Männern / die mir allenthalben grosse hilff vnd stewr haben gethan zu diesem Werck.» Zitiert nach dem Reprintdruck Grünwald bei München 1977 der Ausgabe Basel 1588.
- 3 Beschreibung des Oberamts Nagold, Stuttgart 1862, Anm. auf S. 253/254; Johannes Klaß, Wildberger Chronik, Neuenbürg 1988, S. 113–115.
- 4 Hansmartin Decker-Hauff in einer Tübinger Ringvorlesung am 26. Mai 1982; nach einem Mitschrieb des Verfassers.
- 5 Hauptstaatsarchiv Stuttgart (im Folgenden: HStA St), Bestand A 573.
- 6 Die Lithographie des Geometers Carl Theodor Weeber vom Jahr 1845 läßt das behäbige neue Schloßgebäude von 1688/92 im westlichen Teil der Burganlage gut erkennen; es ist auch noch in Fotografien aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg im Bild erhalten; vgl. Johannes Klaß, Wildberger Chronik, Neuenbürg 1988, S. 74, 110, 118, 119, 120.
- 7 Alle Angaben nach: Beschreibung des Oberamts Freudenstadt (Stuttgart 1858), Calw (Stuttgart 1860), Nagold (Stuttgart 1862); Das Land Baden-Württemberg, Amtliche Beschreibung nach Kreisen und Gemeinden, Band V (Stuttgart 1976).
- 8 Sehr informativ wird dies belegt bei: Joachim Mantel, Wildberg. Eine Studie zur wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung der Stadt von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, Stuttgart 1974.
- 9 HStA St, A 284/108 Bü 50.
- 10 Handschriften und Handzeichnungen des herzoglich württembergischen Baumeisters Heinrich Schickhardt, hg. durch Dr. Wilhelm Heyd, Heft I, Stuttgart 1901, S. 369 ff.
- 11 Mantel (wie Anm. 8), S. 113. – Bei Mantel wird Schickhardt nicht erwähnt; wahrscheinlich deshalb, weil die von ihm ausgewerteten Bürgermeisterrechnungen nur die Handwerker, nicht aber den leitenden Baumeister nennen.
- 12 Wie Anm. 9.
- 13 Siehe: Johannes Klaß, Wildberger Chronik, S. 121. Dazu die Bilder S. 74 und S. 76. Die ältere Aufnahme auf S. 74 zeigt noch zwei Einfahrtstore mit großen steinernen Rundbögen vor dem Ersten Weltkrieg; auf der jüngeren Aufnahme vor dem Zweiten Weltkrieg sind die alten Tore bereits durch rechteckige Durchbrüche ersetzt.
- 14 Wie Anm. 9.
- 15 Wie Anm. 9; Brief vom 6. November 1622.
- 16 Wie Anm. 10, S. 386.
- 17 HStA St, A 284/108 Bü 11.
- 18 HStA St, A 282, Band 1282+, fol. 620–626.
- 19 An dieser Stelle möchte ich den beiden maßgeblichen Betreuern des Heimatmuseums Wildberg, Herrn Felix Schweitzer, Gültlingen, und Herrn Dr. Johannes Klaß, Wildberg, für ihr freundliches Entgegenkommen Dank sagen.
- 20 Klaß (wie Anm. 6), S. 143.

Heinz Sperlich Die Faligan'sche Albherberge – Aus Mörikes Vikariatszeit in Ochsenwang

Ich schreibe dies in der Faligan'schen Albherberge, so beginnt ein Brief¹, den der Vikar Eduard Mörike, Amtsverweser in Ochsenwang auf der Schwäbischen Alb, an einem Herbsttag des Jahres 1833 an seinen Bruder Louis schrieb, der sich damals im Landwirtschaftlichen Institut in Hohenheim befand². Weiter heißt es: *Schulmeister trinkt einen Schoppen Wein neben mir, ich habe meinen eignen Bierkrug vor mir stehen, den ich herausragen lassen. Ganz dieselben Herbstgefühle ziehn in mir um, mit welchen ich einmal voriges Jahr bei untergehender Sonne in eben diesem Haus doch in der ältern Stube eingekehrt habe. (...) Es ist kein übler Tag; ungefähr halb drei Uhr Nachmittag. Die Sonne, obwohl etwas flatterhaft, scheint warm auf meinen Tisch und die herbstlichen Wälder sind gar schön beleuchtet. Auch die Aussicht ins ebene Land hinunter befreit sich nach und nach vom Dunst. Hohenheim ist nicht ganz klar.*

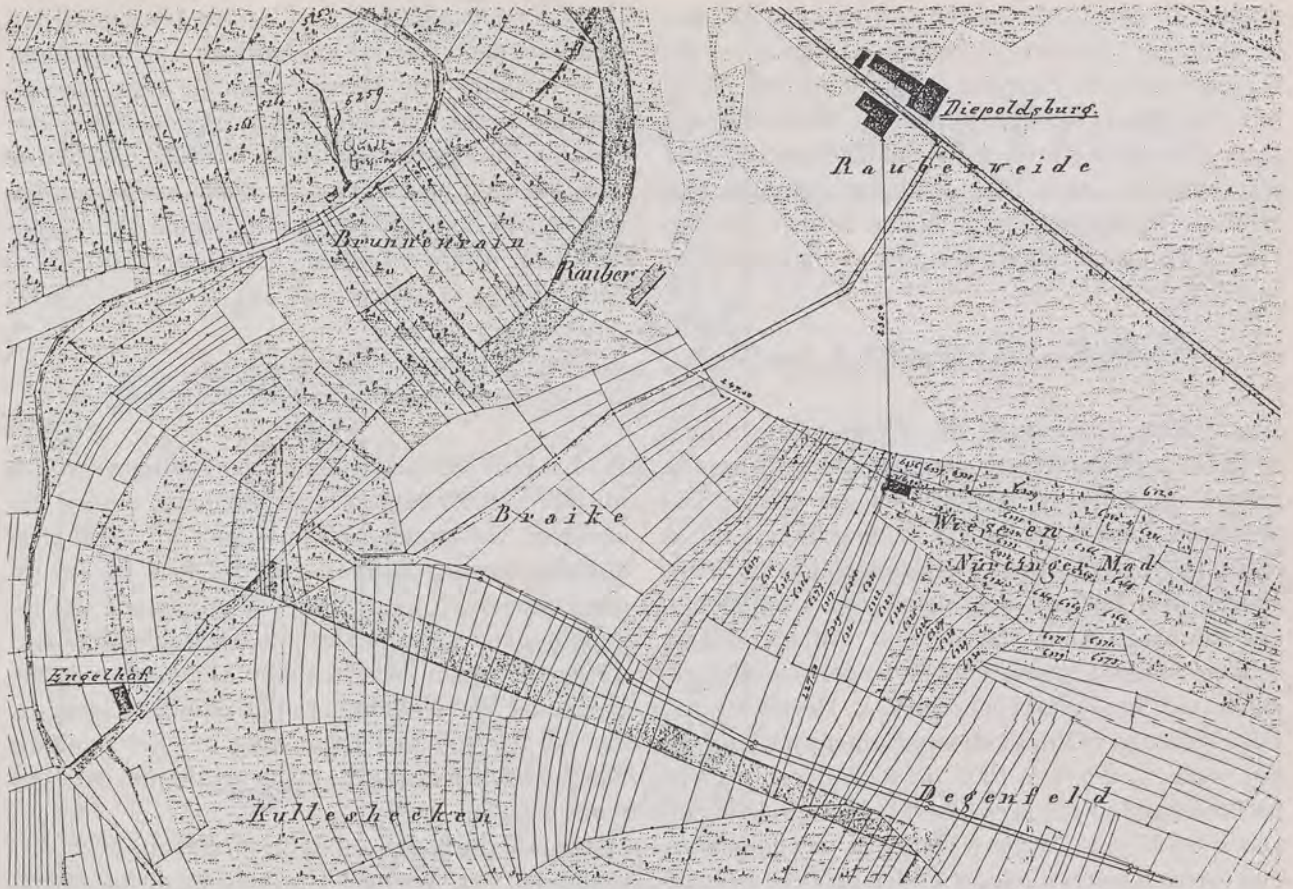
Wer den Spuren Mörikes auf der Schwäbischen Alb gefolgt ist und seine Lieblingsplätze aufgesucht hat, den «Spitzigen Fels» bei Diepoldsburg oder jenen anderen nahe Ochsenwang über dem Neidlinger Tal, der heute seinen Namen trägt³, der möchte wohl auch wissen, an welchem aussichtsreichen

Platz dieser Brief geschrieben wurde und was es mit dem seltsamen Namen «Faligan» auf sich hat. Vor einigen Jahren stellten sich diese Fragen auch der Literaturwissenschaft, als es darum ging, das Schreiben des Dichters im Rahmen der Historisch-kritischen Ausgabe seiner Werke und Briefe zu erläutern¹.

Dabei war es gerade der Name Faligan, der den Kommentatoren Rätsel aufgab. Mörike hat ihn auch in seinem Märchen «Der Schatz» verwendet, wo *Faligan, der berüchtigte Räuber* vorkommt⁴. In der späteren Fassung der Erzählung nur: *der berüchtigte Faligan*⁵. Da dieser Name hierzulande ungebräuchlich ist, fragte man sich, woher Mörike ihn wohl habe. Hat er ihn erfunden wie die Namen Suntrard und Windigal in den Orplid-Szenen des «Maler Nolten»⁶? Oder hat er ihn von anderswoher übernommen, da er an Shakespeares Caliban erinnert? Eduard Mörike begann sein Märchen im Jahre 1834 zu schreiben⁷, also im Jahr nach jenem Brief aus der Faligan'schen Albherberge. Die zeitliche Nähe ließ auf einen Zusammenhang schließen. Doch alle diese Vermutungen führten letzten Endes nicht weiter.



Skizze des Albrands zwischen Lenninger Tal und Randecker Mar – gezeichnet im Posthaus zu Owen, den 6. Juli 1863 – von Eduard Mörike. In der Mitte ist auch der Rauberhof markiert.



Ausschnitt aus der Flurkarte, aufgenommen im Jahre 1828 vom Geometer Werner, ergänzt am 30. 11. 1894 vom Kirchheimer Oberamtsbaumeister Schöning.

Die Unterlenninger Schäfer durften auf dem Rauberhof Getränke ausschenken

So wurde zunächst versucht, herauszufinden, an welchem Platz das Haus gestanden haben mag, von dem man bis nach Hohenheim sehen konnte und in dem auch Getränke ausgeschenkt wurden. In Ochsenwang, wo Mörrike damals wohnte, gibt es nirgends eine solche Stelle. Es muß sich daher um ein Haus westlich vom Dorf und nahe dem Albrand gehandelt haben.

Einen ersten Hinweis, wo das gewesen sein könnte, gibt uns die *Beschreibung des Oberamts Kirchheim* aus dem Jahre 1842⁸. Dort wird der Aufstieg von Unterlenningen über den Engelhof zum Rauber beschrieben. Damit war nicht die heute so bezeichnete Ruine auf dem schmalen Felsgrat nordwestlich des Hofguts Diepoldsburg gemeint, sondern der Rauberhof, auch Schafhof genannt, der damals ein Nebenhof des Unterlenninger Sulzburghofs war. Der Weg dorthin führte, wie es in der Oberamtsbeschreibung weiter heißt, *über die steile Raubersteige, von 1 guten Stunde, nach deren Überwindung das Auge eine herrliche, bis nach dem weit schimmernden Hohenheim reichende Aussicht entzückt*. Von welcher Stelle

man diese Aussicht hatte, wird nicht näher ausgeführt. Man kann sie aber auf anderem Wege erschließen.

Der «Rauber» genannte Hof, dessen Name ursprünglich Rauhberg gelautet haben soll, war 1819 parzelliert worden⁹. Damals stand dort nur *ein altes schlechtes und baufälliges Viehhaus auf dem Bronnrain*¹⁰. Die ursprünglich auf dreizehn Besitzer fallenden Anteile zersplitterten sich durch Erteilung weiter, bis im Jahre 1849 Viktor Lang aus Weilheim die einzelnen Grundstücke zusammenkaufte und so das Hofgut Diepoldsburg begründete. Ein Jahr später ließ er das Viehhaus abbrechen, errichtete aber die Gebäude des Hofguts nicht dort, sondern in der Mitte des Gutes, wo sie heute stehen. Bis zu diesem Zeitpunkt war das Viehhaus bewohnt und hatte *dingliches Wirtschaftsrecht mit Umgeldfreiheit*⁹, d.h. eine Schankerlaubnis mit Befreiung von der Schanksteuer. Wahrscheinlich durften die Schäfer, die über Rechte am Viehhaus und am Rauberhof verfügten, dort Getränke ausschenken.

Es mußte nun noch festgestellt werden, wer zu Mörikes Zeit dort eine Schankerlaubnis hatte. Die Antwort auf diese Frage findet sich im Gemeindearchiv von Unterlenningen, und sie ist überra-

schend. In den 1830er Jahren war nämlich der Unterlenninger Schäfer Christoph Faligan – die Schreibweise des Namens wechselt in den Akten mit Falligan – Miteigentümer am Rauberhof. Er hatte 1831 einen Anteil des Viehhauses geerbt¹⁰ und war wohl im Jahre 1833 einer der Betreiber von Mörikes Albherberge. Der Name Faligan ist also kein Phantasieprodukt, sondern entstammt der Realität.

«Baron von Faligan, auß den Niederlanden gebürtig»

Wie erklärt sich dieser in Württemberg ungebrauchliche Name? Nach dem Familienregister von Unterlenningen war Christoph Faligan (1802–1875) der Sohn des Schäfers Jakob Friedrich Faligan (1779–1838) und dieser wiederum der Sohn eines «Baron von Faligan, k. k. österreich. Lieutenant», und der Magd Anna Maria Heim¹¹. Anhand der im österreichischen Staatsarchiv aufbewahrten Musterlisten und Standestabellen des k. k. Heeres konnte nur ein einziger Offizier dieses Namens nachgewiesen werden, der vor 1800 im k. k. Heer gedient hat¹². Es handelt sich um Albert Ive Joseph Falligan, geb. etwa 1755 in Tournay, Flandern, das damals zu den österreichischen Niederlanden gehörte. Er hatte 1775 durch Chargenkauf eine Unterleutnantsstelle im k. k. Infanterieregiment Joseph Graf Murray de Melgum Nr. 55 in Brüssel erlangt. Während des Bayrischen Erbfolgekrieges in den Jahren 1778 und 1779 war das Regiment in Böhmen eingesetzt. Auf dem Weg dorthin machte Falligans Kompanie am 17. und 18. Juli 1778 in Unterlenningen Rast und bezog dort Quartier. Was dann geschah, trat neun Monate später zutage, als am 17. April 1779 Anna Maria Heim ihr zweites uneheliches Kind gebar, *ex scortatione*, wie der Pfarrer mißbilligend im Taufbuch vermerkte (*scortatio* = Hurerei). Als Vater dieses auf den Namen Jakob Friedrich getauften Kindes benannte sie den *Unterlieutenant, Baron von Faligan, auß den Niederlanden gebürtig, bey dem Löbl. General Lieutenant Baron von Murrayschen Infanterie Regiment, unter Hauptmann Graf de Patin Compagnie, in kayßerl. Diensten stehend, der sie impregniert* (d. h. geschwängert) *haben sollte*.

Sie hat den Vater ihres Kindes wohl nie wiedergesehen, denn dieser kam nach dem Einsatz in Böhmen wieder in die österreichischen Niederlande zurück, wo er 1783 zum Oberleutnant befördert wurde, und 1789 in den Ruhestand trat. Nach dem Verlust der Niederlande im Jahre 1792 verliert sich seine Spur, denn er meldete sich nicht mehr bei den k. k. Behörden. Möglicherweise ist er in den Wirren des Ersten Koalitionskrieges zugrunde gegangen, als seine

Heimat mehrmals von den Verbündeten und den französischen Revolutionstruppen erobert und rückerobert wurde. Übrigens konnte eine Adelserhebung dieses Offiziers weder in den Akten des Österreichischen Staatsarchivs noch des Allgemeinen Verwaltungsarchivs in Wien nachgewiesen werden. Vielleicht haben ihn nur seine Untergebenen nach österreichischem Brauch als Baron tituliert.

*Faligans Albherberge ist abgebrochen,
die Aussicht an der Albkante durch Bäume versperrt*

Wo hat nun Mörikes Faligan'sche Albherberge, das im Jahre 1850 abgebrochene Viehhaus, einmal gestanden? Das ergibt sich aus einer im Jahre 1828 aufgenommenen Flurkarte, in die 1894 Ergänzungen eingetragen wurden, u. a. die Gebäude des inzwischen errichteten Hofguts Diepoldsburg. Auf dieser sieht man zwischen dem Engelhof und Diepoldsburg ein als «Rauber» bezeichnetes Gebäude, das bei der späteren Ergänzung der Karte mittels Durchstreichen als nicht mehr vorhanden markiert worden ist.

Heute fällt die Stelle, auf der einst das alte Viehhaus gestanden hat, nur noch durch einen etwas dichteren Pflanzenbewuchs auf, wohl eine Folge jahrelanger Überdüngung mit Schafkot. Auch findet man am nahegelegenen Hang des Albtraufs noch Ziegel und Tonscherben von Haushaltsgeschirr, das wahrscheinlich beim Abbruch des Hauses hinuntergeworfen worden ist, und vielleicht liegen dort auch die Scherben des Bierkrugs, den Mörike vor sich stehen hatte, als er mit seinem Schulmeister in Faligans Albherberge saß und hinunter ins Land blickte.

Man kann heute von diesem Platz nicht mehr bis nach Hohenheim sehen, da die Aussicht durch den Hochwald versperrt ist. Die Flurkarte von 1828 zeigt aber, daß dies damals anders war. Sie verzeichnet dort weitgehend waldfreie Grundstücke. Wahrscheinlich war in jener vorindustriellen und autofreien Zeit die Atmosphäre auch klarer als heute und erlaubte eine so gute Fernsicht, wie sie in der alten Oberamtsbeschreibung geschildert wird. Dauerhafter als die wenigen Spuren, die heute noch von der Albherberge zeugen, sind die, welche ihr zeitweiliger Bewohner, der Schäfer Faligan, hinterlassen hat. Sein Name hat sich erhalten als der einer Nebenfigur in einer der reizvollsten Erzählungen Mörikes, allerdings in einer für ihn nicht gerade schmeichelhaften Weise. Doch er selbst hat wohl nie davon erfahren, daß er seinen Namen der Figur eines Räubers herleihen mußte.

1779.

Infantes	Parentes	Patrini
<p>17. von Lug. eing. s. f.</p> <p>Jacob Friedrich ex Scordat.</p> <p>H. M. Mörike 1835</p>	<p>Anna Maria Heiminn, Johann Heiminn Lehrer, geb. am 2. d. d. 1770. Ein gibt zuu batte u u nunu frud d. 17. Julii 1770. sin u iu Quartier ydn. yann, u. d. 10. ej. dem Raftag Jul. An den Unte- rleutenant, Baron von Faligan, auß In sin Inlaad yabürdig, by dem Lobg. General Li- eutenant Baron von Murray, In Infanterie Regi- ment, u. der Ob- hauptman Graf de Patin Compa- gnie, in Lauffen. Einu fte fofnu, In sin impre- gnirt habu solle.</p>	<p>Johann Jacob Jengel, Zimmermann, 157 u u Margaretha, Arn- Inna v. Leuthard n. f. In d. d. 10. d. 1779. u. 23 K.</p>



Taufbuch der evangelischen Pfarrei Unterlenningen, Eintrag am 17. April 1779: Infantes (Kinder) Jacob Friedrich, Parentes (Eltern) Anna Maria Heiminn und Unterleutenant Baron von Faligan auß den Niederlanden sowie Patrini (Paten).

LITERATUR:

- 1 Eduard Mörike an Louis Mörike, 13.9. 1833. Mörike: Werke und Briefe, Bd. 12 (Stuttgart 1986), S. 39 u. 346.
 - 2 Hans Ulrich Simon: Mörike-Chronik. Stuttgart 1981, Sp. 84.
 - 3 Heinz Sperlich: Mörikes Lieblingsfels. Blätter des Schwäbischen Albvereins 88, 86; 1981.
 - 4 Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten. Hrsg. von E. Mörike und W. Zimmermann. Stuttgart 1836, S. 220.
 - 5 Mörike: Sämtliche Werke. Hrsg. v. H. G. Göpfert, München 1964, S. 914.
 - 6 Mörike: Werke und Briefe, Bd. 3 (Stuttgart 1967), S. 99 ff.
 - 7 Hans Ulrich Simon: a.a.O., Sp. 87/88.
 - 8 Beschreibung des Oberamts Kirchheim. Stuttgart 1842, S. 275.
 - 9 V[iktor] L[ang]: Die Geschichte von Diepoltsburg. Kirchheim 1879.
 - 10 Gemeindearchiv Unterlenningen, Gebäudekataster von 1823, S. 80b; vgl. hier den Nachtrag von 1831.
 - 11 Gemeindearchiv Unterlenningen, Familienregister Bd. III, S. 487.
 - 12 Schreiben des Österreichischen Staatsarchivs – Kriegsarchiv vom 29.10. 1982.
- Für freundliche Unterstützung durch ihre gründlichen Nachforschungen im Gemeindearchiv von Unterlenningen danke ich Herrn Studiendirektor Rolf Götz, Weilheim, und Herrn Bürgermeister a. D. Helmut Grau, Unterlenningen; ferner Herrn Pfarrer Joos, Unterlenningen, sowie dem Österreichischen Staatsarchiv in Wien.

Ralf Beckmann Fremde in Fellbach 1939–1945

Ein wichtiger Aspekt lokaler NS-Geschichte ist die Behandlung der Fremdarbeiter und Kriegsgefangenen durch Betriebe und Bevölkerung. In Fellbach stammte im April 1945 jeder fünfte Beschäftigte aus dem Ausland. Insgesamt waren es 1575 Fremdarbeiter und Kriegsgefangene, von denen die allerwenigsten freiwillig nach Deutschland gekommen waren. Viele waren aus den vom Dritten Reich besetzten oder einverleibten Staaten zwangsverschleppt worden – unter falschen Versprechungen, unter Anwendung von Gewalt, unter Androhung von Sippenhaft gegen die Familienangehörigen. Die SS und der Reichsbeauftragte für den Arbeitseinsatz gingen dabei vor allem im Osten brutal vor.

Die schlimmen Erfahrungen von Entbehrung und Unterdrückung, die diese Menschen in unserem Land machen mußten, entluden sich nach dem Einmarsch der Amerikaner – wie andernorts auch – in tagelangen Plünderungen von Fellbacher Geschäften. Zehn Fellbacher und eine unbekannte Zahl von Fremdarbeitern verloren bei den teilweise bürgerkriegsähnlichen Auseinandersetzungen ihr Leben. Nach Kriegsende kehrten die Fremdarbeiter und Kriegsgefangenen zum größten Teil in ihre Heimatländer zurück.

Das lokale Beispiel zeigt, daß die Menschen, die als Arbeitskräfte kamen, von vielen Einheimischen, aber auch von den kommunalen Behörden meist mit großer Verständnislosigkeit und Hartherzigkeit aufgenommen wurden. In den Jahren nach Kriegsende sollte sich daran nur wenig ändern. Während das den Juden angetane Unrecht nach und nach zu einem breiten Umdenken führte, fehlte den Fremdarbeitern offenbar eine Lobby. Im Osten wie auch z. B. in den Niederlanden blieben sie als «Kollaborateure» beargwöhnt und verfolgt. Und wer in Deutschland zu bleiben versuchte, hatte mit heftigen Anfeindungen zu rechnen. Erst in den achtziger Jahren setzte sich die Ansicht durch, bei den Fremdarbeitern handle es sich um Opfer nationalsozialistischer Politik.

Polnischer «Nachschub» für die hiesige Landwirtschaft

Eine «praktische» Denkweise zieht sich wie ein roter Faden durch die Geschichte der Fremdarbeiter vor Ort. Sie beginnt in Fellbach bereits vier Wochen nach Kriegsbeginn. Der vom SA-Führer zu Jahresbeginn 1938 zum Bürgermeister aufgestiegene Emil

Adelhelm war auf der Höhe der Zeit, als er – in Zeiten des Arbeitskräftemangels und der weiteren Mobilisierung – bereits am 29. September 1939 die Zuweisung von 50 polnischen Kriegsgefangenen für die hiesige Landwirtschaft beantragte. Das Stuttgarter Arbeitsamt konnte dem Antrag entsprechen, nachdem *ein großer Nachschub von Gefangenen* aus dem Durchgangslager Heuberg eingetroffen war. Viele dieser Polen sollten lange Jahre auf den ihnen zugewiesenen Höfen bleiben. Sie wurden im Heim der Sportvereinigung Fellbach, einer primitiven Holzbaracke, untergebracht. Der Ortsbauernführer konnte, wenn auch nicht mehr rechtzeitig zum Herbst, den Weingärtnern und Landwirten die dringend benötigten Arbeitskräfte zuteilen. Nicht der Wehrmacht, sondern der Ortsbauernschaft oblag die Polizeiaufsicht und Bewachung des Lagers.

Weitere Zuweisungen von Kriegsgefangenen folgten; auch viele der Zwangsarbeiter aus Polen wurden so genannt. Nachdem Hitlers Wehrmacht schließlich die Sowjetunion überfallen hatte, erschloß sich der Diktator damit zugleich ein Riesenheer künftiger Arbeitssklaven. Unter welchen Umständen diese Menschen gekommen waren, ob freiwillig oder gezwungen, diese Frage wissen die befragten Fellbacher Wengerter und Landwirte heute nicht mehr zu beantworten. Einem Landwirt war immerhin aufgefallen, daß «sein» Pole ohne Koffer kam, nur mit einer hellen Flanellhose und Slippers bekleidet; ihm schien dies damals nicht die passende Ausstattung für einen Arbeitseinsatz zu sein.

Einen Hinweis gab schließlich ein Niederländer, selbst Zwangsarbeiter in Fellbach, der sich an die Russin Anna M. erinnerte. Er hatte sie nach ihrem Schicksal gefragt. *Sie hat manchmal plötzlich angefangen zu weinen, denn sie hatte in einem kleinen Dorf gewohnt, in der Nähe von Dnjepropetrofsk. Dort wurde eines Tages die ganze Gemeinde aufgefordert, zum Marktplatz zu kommen. Es hat geheißen, es gibt ein extra Essen. Die alten Leute hat man getrennt, alle anderen, auch die Babys, hat man zum nächsten Bahnhof fortgetrieben. Dort sind sie in Waggons wie Vieh und bei Nacht ins Dritte Reich gefahren worden.*

Eingesetzt waren die Fremdarbeiter zunächst in landwirtschaftlichen Betrieben, dann aber auch im Handwerk und in der Industrie. Die Arbeitskräftepolitik der Nationalsozialisten war sehr stark nach rassistischen Kriterien abgestuft: Russen und Polen



Der Bildberichtersteller der Wehrmacht schreibt zu dem Foto: «Am 31. Oktober 1939 traf der erste Transport gefangener Polen auf der Durchreise zum Ernteeinsatz auf dem Stuttgarter Hauptbahnhof ein».

galten als Untermenschen; sie hatten, vergleichbar dem Judenstern, ein deutlich sichtbares Zeichen «OST» bzw. «P» zu tragen. Auf die Vorschriften, wie man sich diesen Kriegsgefangenen gegenüber zu verhalten hatte, machten Aushänge am Fellbacher Rathaus aufmerksam.

Diskriminierung – fein abgestuft

Als schließlich weitere Kriegsgefangene sowie sogenannte «Freiwillige» aus Frankreich und anderen Staaten im Verlauf des Krieges dazukamen, mußten diese in großem Maßstab in der Rüstungsindustrie arbeiten. Je nach Art der Arbeit und der Unterbringung erwartete sie ein sehr unterschiedliches Schicksal. Die «Westarbeiter» aus Frankreich und den Niederlanden genossen erheblich mehr Freiheiten als die Arbeitskräfte aus Polen und der Sowjetunion. Aber auch Niederländer, denen doch «germanische Abstammung» bescheinigt wurde, und Franzosen mußten in den Gaststätten in Hinterzimmern verschwinden und waren in der Straßenbahn nicht gern gesehen. Das Untertürkheimer Werk von Daimler-Benz machte diese Abstufung in einer le-

benswichtigen Hinsicht sinnfällig, nämlich in bezug auf die Schutzräume beim Luftalarm. Die unterste (d.h. sicherste) Ebene war den deutschen Arbeitskräften vorbehalten und die mittlere Niederländern, Belgiern, Franzosen und Tschechen, während «Ostarbeiter» nur zur obersten Ebene Zutritt hatten. Alle Personen, ob sie nun in menschenunwürdigen Lagern untergebracht waren oder sich privat ein Zimmer mieten durften, unterlagen strenger polizeilicher Aufsicht und hatten Arbeitszeiten von 60 bis 84 Stunden pro Woche.

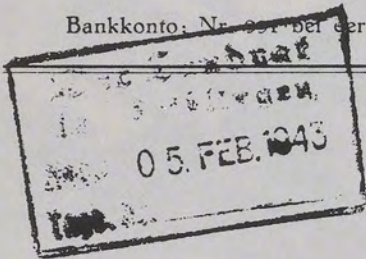
Die in der Landwirtschaft eingesetzten Fremdarbeiter hatten es in der Regel recht gut. Sie mußten zwar hart arbeiten, aber dies war für die Bauern selbstverständlich. Dafür wurden sie jedoch reichlich gepflegt nach dem Prinzip: Eine gute Arbeitskraft braucht auch kräftige Nahrung. Die Fremdarbeiter saßen beim Essen meist mit der Familie am Tisch zusammen und waren als Arbeitskraft, manchmal sogar als Mensch, anerkannt und beliebt. Sonntags hatten sie frei.

Ein Hof im Fellbacher Ortsteil Oeffingen z. B. hatte über sechs Jahre hinweg einen Polen. Man war zufrieden mit Jan T.; er galt als fleißig, pflegte sich

Gemeinschaftslager

für fremdländische Arbeitskräfte gewerblicher Betriebe von Fellbach
und Umgebung e. G. m. b. H.

Bankkonto: Nr. 331 bei der Genossenschaftsbank Fellbach e. G. m. b. H.



Fellbach, den 3. Februar 43
Schaflandstraße 11 · Postfach 5

L a n d r a t s a m t

W a i b l i n g e n

Gesundheitsmaassnahmen für
Zivilrussen-Lager

Mit der neuesten Verfügung IV 4733
wird die Reinigung der Lager mit Kresol-
Seifenlösung verlangt. Wir haben uns über-
all bemüht, diese Lösung zu erhalten, aber
ohne den geringsten Erfolg.

Für Aufgabe einer Bezugsquelle wären
wir deshalb dankbar.

Als Ersatz wird uns ein Desinfektionsmit-
tel VITEX L/P angeboten, wovon wir 1 Pro-
spekt beilegen. Das Präparat soll in Wien
hergestellt werden und wird unter 20 Kg
Packungen nicht verkauft.

Für eine Aeusserung, was wir zweckmäs-
sig tun sollen wären wir dankbar.

Heil Hitler!

Gemeinschaftslager
für fremdländische Arbeitskräfte
gewerblicher Betriebe v.
Fellbach und Umgebung
e. G. m. b. H.

0/1036

sehr und tanzte gern. Im Jahr 1941 wurde er wegen
eines unerlaubten Wirtshausbesuchs bestraft, wobei
die Strafe aufgrund seines guten Rufes recht mild
ausfiel. Beim schweren Luftangriff am 16. Juli 1944
nahm er eine Badewanne über den Kopf und flüch-
tete ins offene Feld. *Der hatte ja nichts zu verlieren*, so
der Tenor des verständnisvollen Kommentars

heute. Nach Kriegsende blieb er auf dem Hof und
handelte auf dem Schwarzmarkt mit Schnaps.
Jan T. hatte sich mit einer aus einem auswärtigen
Lager kommenden Polin angefreundet, deren Um-
siedlung in ein Schmidener Lager ihm schließlich
gelang. Dort heirateten beide. Das Paar zog darauf-
hin nach Polen.

Untergebracht waren die auf Bauernhöfen eingesetzten Fremdarbeiter vielfach bei den Bauern, jedoch in erster Linie in primitiven Lagern und Baracken. In einem Gespräch erinnert sich eine Fellbacherin: *Die Kriegsgefangenen waren in einem Käfig auf dem alten Sportplatz, beim heutigen Freibad. – Im Käfig, sagen Sie? – Ja, da war ein Zaun außen 'rum, wie im Tiergehege. Wir waren damals noch stolze Jungmädels, machten das Sportleistungsabzeichen, und die Gefangenen, die gerade nicht arbeiteten, schauten uns zu. Ich kann mich noch genau erinnern.* Diese Frau fand damals die Zuordnung der Russen und Polen als «Un-

termenschen“ in Ordnung; sie war allerdings nicht damit einverstanden gewesen, daß man ihnen körperliches Leid zufügte. Andere Jugendliche jener Jahre hingegen empfanden die Behandlung dieser Menschen als Unrecht: *Ich mußte dem Franzosen einmal Essen in die Unterkunft an der alten Kelter bringen, die dort stand, wo heute das Freibad ist. Dort waren sie eingepfercht wie die Schafe. Dieser Anblick! Die Männer! Es war schon schmerzlich.*

Eine Inspektion dieses Lagers durch die Wehrmacht stellte erhebliche Mängel und gesundheitliche Risiken fest: *Das Lager gehört zu den schlechtesten. Ein*

Die Turnhalle der Sportvereinigung Fellbach wurde im Oktober 1939 mit Stacheldraht umgeben und diente als Lager zur Unterbringung der ersten 60 polnischen Kriegsgefangenen.



Der Rohbau der Fellbacher Hans-Schemm-Schule, in dem über 500 Zwangsarbeiter untergebracht waren. Fenster und Licht gab es nicht, zur Lüftung sind die Rolläden teilweise hochgezogen.



Umbau wurde gefordert, um der Seuchengefahr vorzubeugen. Auch *wenn die Franzosen durch russische Kriegsgefangene ersetzt werden sollten*, müsse der Umbau dennoch *unter allen Umständen gemacht werden*. Diese Bemerkung spielt auf die nationalsozialistische Hierarchie der Rassen an: Ein Lager, das zur Unterbringung von Franzosen untauglich ist, kann demnach für russische «Untermenschen» ohne weiteres ausreichen. Sicherlich mehr als drei Viertel der Fremdarbeiter Fellbachs waren in solchen Baracken untergebracht, Privatunterkünfte dagegen die Ausnahme.

In einem kleinen Betrieb im Fellbacher Ortskern herrschten andere Verhältnisse. Die Inhaberin führte den Betrieb, eine Bäckerei, während ihr Mann an der Front war. Sie war eine energische Frau, die entgegen allen NS-Parolen ausschließlich daran interessiert war, die kleine Brotfabrik gut durch die Kriegszeiten zu bringen. Sie kann sich noch heute sehr gut an einzelne Ausländer erinnern. Ladio B. aus der Tschechoslowakei war bereits 1938 gekommen: *Das war ein Pfundskerl, den konnte man zu allem brauchen, der hielt zu uns, der war nicht falsch. Er war immer für uns da, bis er gehen mußte.*

Die acht oder neun Fremdarbeiter des Betriebs mußten hart arbeiten, doch dies war für die Betriebsinhaberin selbstverständlich. Dafür stand sie ein mit guter Verpflegung, mit Quartier und Schutz vor Verfolgung. Ladio B. etwa lebte über Jahre mit einer Polin unter ihrem Dach zusammen – «gemischtrassig», ohne Trauschein, ohne daß die Polin arbeitete, ohne Lebensmittelkarten. In der zweiten Kriegshälfte waren dies unglaubliche Zustände. In einer Bäckerei gab es eben neben dem Brot auch immer genug zu essen: *Sie wurden doch bei mir verköstigt! In dieser Zeit gab es doch wenig Fleisch. Deshalb hat meine Schwiegermutter immer ein Schwein gefüttert, und wenn das geschlachtet wurde, hat man immer noch eins mitgeschlachtet, daß man für die Kerle etwas zum Essen hatte.* Bei Besuchen der Ortspolizei ließ die Betriebsinhaberin keinerlei Einmischung zu. Sie hatte sich erstaunlich viel Freiraum erkämpft, der auch ihren Arbeitern zugute kam.

Aus anderen Fellbacher Kleinbetrieben sind erheblich schlechtere Lebensbedingungen überliefert. Vor allem im Gartenbau und in den Gewerbebetrieben gab es immer wieder Auseinandersetzungen und Reibereien. Mehrfach wurde angebliche Faulheit als Sabotage gewertet und mit Arbeitserziehungshaft oder der Einweisung in ein Konzentrationslager geahndet. Die Verweigerung von Sonntagsarbeit hatte ferner die Androhung solcher Strafen zur Folge. Die Aufsichts- und Gesundheitsbehörden der National-

sozialisten mußten sogar gelegentlich zugunsten der Ostarbeiter einschreiten; so etwa, als ein Pole durch einen Fellbacher Gärtner arbeitsunfähig geprügelt oder als ein anderer unter Alkoholeinfluß mit dem Gewehr erschossen wurde. Die *Überwachung fremdvölkischer Arbeitskräfte* beinhaltete immer wieder Razzien und Kontrollen in den Ausländerbaracken. Lediglich das Gesundheitsamt sorgte für ein Minimum an Hygiene, um der Seuchengefahr vorzubeugen.

Massenhafter Einsatz von «Westarbeitern» in einem nahen Rüstungskonzern

Neben Landwirtschaft und Gewerbe war es mit Fortdauer des Krieges zunehmend die Rüstungsindustrie, die ausländische Arbeitskräfte anforderte. Mehrere tausend Zwangsarbeiter arbeiteten im Werk Untertürkheim der Firma Daimler-Benz, 500 davon waren seit 1942 im Rohbau der heutigen Fellbacher Silcherschule untergebracht. Es waren vor allem «Westarbeiter» aus Frankreich und den Niederlanden. Ein Holländer erinnert sich: *Die Unterbringung war hunds-, hundsmiserabel, (...) diese Schule war in Bau. Es gab keine Fenster, es gab keine Türen, es gab keinen Platz, also gar nichts. Nur kaltes Wasser, drei Betten übereinander, Strohsäcke, Läuse und morgens natürlich waschen bei 20 Grad unter Null. Es war ja Winter. Dem entsprach die Verpflegung: Das Essen war so schlecht, daß wir es gar nicht gegessen haben. Es gab nur gekochte Erbsen ohne irgendetwas dazu, die Erbsen hatten schon grüne Auswüchse*, so erinnert sich ein anderer Niederländer an die Verpflegung. Er konnte dann in ein privates Zimmer ausweichen und mit seinen Marken auch in Gaststätten essen. Der Vermieterin stellt er heute noch ein gutes Zeugnis aus; sie habe ihn wie ein Familienmitglied aufgenommen.

Die Stadt Fellbach hatte den Rohbau der Silcherschule an die Firma Daimler-Benz als Arbeitgeber der Zwangsarbeiter vermietet. Die Vertragsverhandlungen sind in den Gemeinderatsprotokollen gut nachzuvollziehen. Die einzigen Bedenken der Ratsherren zielten darauf, daß *nach den gemachten Erfahrungen die Ausländer überhaupt keine Schonung des Gebäudes kennen würden*. Auch der Gesichtspunkt der Ordnung solle mit einem *deutschen Lagerverwalter oder einer Lagerwache* durchgesetzt werden. Nach einer Weile hieß es, unter dem derzeitigen holländischen Lagerverwalter würden die *Insassen sich jetzt schon als Herren des Gebäudes fühlen und auf-führen*. Ein selbst organisierter Unterhaltungs- und Tanznachmittag im Lager wurde im September 1944 untersagt; und als einige Franzosen die Lan-

dung der Alliierten in der Normandie feierten, ließ der Lagerführer die Franzosen durch den Volkssturm verprügeln. Andererseits blieben zwei Briefe des Lagerverwalters an die Stadt unbeantwortet. In ihnen hatte sich dieser für eine Belohnung derjenigen Lagerinsassen ausgesprochen, die durch besonders mutiges Verhalten dazu beigetragen hatten, daß das kommunale Gebäude bei den schweren Luftangriffen vom 26. November 1943 und 3. März 1945 nicht vollständig abbrannte. Die Stadtverwaltung Fellbach war nicht bereit gewesen, dies öffentlich zu loben.

Zur Arbeit ins Untertürkheimer Werk fuhren die Zwangsarbeiter meist mit der Straßenbahn, allerdings auf den Plafonds, den unverglasten Außenbereichen, da sie drinnen nicht gern gesehen waren. Die Arbeit beim Daimler war zunehmend gekennzeichnet durch überlange Arbeitszeiten, ständige Luftalarme und Schikanierung durch die Vorgesetzten. Geholfen haben sich die Fremdarbeiter ver-

schiedener Nationalitäten vor allem gegenseitig, aber auch von Deutschen wurde ihnen immer wieder einmal etwas Brot zugesteckt. Diese von Zeitzeugen heute mehrfach mitgeteilten Hinweise zeigen deutlich, daß die «Ostarbeiter» in Baracken und Betrieben Hunger litten. Auf indirekte Weise erinnerte sich ein Wengert wohl auch an dieses Faktum, als er erzählte, ein Russe sei an seinen freien Tagen öfters zu ihnen arbeiten gekommen, um vor und nach der Arbeit einmal satt zu essen zu haben.

Neben allen positiven Erfahrungen menschlicher Hilfe und freundlicher Umgangsformen, die hier im einzelnen nicht auszuführen sind, ist eine erschreckende Kälte und Teilnahmslosigkeit bei den lokalen Behörden festzustellen wie auch bei vielen derjenigen, in deren Möglichkeiten Hilfe gelegen hätte. Als bezeichnendes Beispiel der Denkweise gegenüber den ausländischen Arbeitskräften sei der Weihnachtsgruß von 1942 des stellvertretenden Fellbacher Bürgermeisters an die *Arbeitskameraden im Felde* zitiert: *Seit längerer Zeit haben wir hier viele ausländische Arbeiter, gegenwärtig etwa 1000 Franzosen, Belgier, Italiener, Polen, Zivilrussen usw. Sie sind in kriegswichtigen Betrieben tätig, und wir sind auf ihre Mitarbeit angewiesen, wenn auch durch ihre Anwesenheit viel Schererei, Mehrarbeit für die Verwaltung und auch sonst noch Unangenehmes entsteht. Ein paar hundert Franzosen sind in unserer neuen Hans-Schemm-Schule untergebracht, die zu diesem Zweck behelfsmäßig ausgebaut wurde. Das Kriegsende und die folgenden Monate sollten leider zeigen, daß die Verantwortlichen im Ort an dieser Denkweise festhielten.*



Oben: Schutzraumausweis bei Daimler-Benz, Kategorie «A», d.h. für Ausländer, denen nur der oberste von drei Bunkerräumen zugänglich war.

Unten: Werksausweis von Daimler-Benz für einen in der Fellbacher Hans-Schemm-Schule untergebrachten Niederländer.



Die Amerikaner nannten sie «slave laborers»

Bereits in den letzten Kriegsmonaten hatten die Alliierten Flugblätter u. a. in polnischer und französischer Sprache abgeworfen, in denen sie die Zwangsarbeiter zur Sabotage aufforderten. Die deutschen Arbeiter sollten sich dem zur schnelleren Beendigung des Krieges anschließen. Beim Einmarsch der 100. US-Division kam die Stunde der Befreiung der ausländischen Arbeitskräfte, von den Amerikanern *slave laborers* genannt. Die US-Militärs ließen ihnen in den Tagen der Befreiung eine besondere Fürsorge zukommen. Auch der Historiker Paul Sauer nennt sie später *rechtlose Arbeitssklaven*. War die Stunde der Befreiung für sie zugleich eine Stunde der Rache?

Den verbliebenen Antifaschisten war gegen Kriegsende klar, daß die Gruppe der Zwangsarbeiter nun versuchen könnte, sich für jahrelang erlittenes Unrecht schadlos zu halten. Ein ehemaliges SPD-Mit-

glied z.B. hatte seine Frau aus Fellbach fortgeschickt, weil beide mit harten Auseinandersetzungen rechneten. In der Tat gab es vielerorts Ausschreitungen und Plünderungen durch die zuvor Entrechteten. Auch in Fellbach wurden Geschäfte und Lager nach dem Einmarsch mehrere Tage lang ausgeraubt. Heute zeigen nur wenige Zeugen dafür Verständnis, bei genauerem Hinsehen ergeben sich jedoch interessante Differenzierungen.

Da ist in den Gesprächen immer wieder zu hören, man habe «seinen» Russen stets gut behandelt und beim «Umsturz», in den rechtsfreien Tagen vor und nach dem Einmarsch der Amerikaner, nichts zu befürchten gehabt. Vielfach wird auch erzählt, der «eigene» Russe habe sich bei Plünderungen der Ausländer oder bei Hausdurchsuchungen der Amerikaner für den früheren Arbeitgeber eingesetzt und Schlimmeres verhütet. Bei der Entnazifizierung waren auch ihre «Persilscheine» gefragt, die eine gute Behandlung bestätigten. Interessant ist der Hinweis, daß einige der ehemaligen Betriebsführer verurteilt wurden, weil sie Zwangsarbeiter beschäftigt hatten. Immerhin zeigt dies ein Bewußtsein des massenhaften Unrechts.

Von den Aktionen der Russen und Polen nach Kriegsende wird des öfteren nach dem Sprichwort *Wie man in den Wald hineinruft, ...* berichtet. Wer sich in der Kriegszeit als Herrenmensch aufgeführt habe, dessen Leben sei später natürlich nicht sicher gewesen. In dieser indirekten Ausdrucksweise ist ein Bewußtsein des Unrechts, das den Zwangsar-

beitern angetan worden ist, schon vorhanden. Noch deutlicher wird das vorhin angesprochene Empfinden des Unrechts an den Ausländern in der Ausdrucksweise, jetzt sei ja der Umsturz da, und die Ausländer seien die neuen Herren.

Interessant ist die Darstellung der Seniorchefin eines Bekleidungshauses: *Als der Krieg aus war, ging eines Tages ein Gejohle auf der Straße los. Wir sahen zum Fenster raus. Es waren die Gefangenen aus der Funkerkaserne. Es hieß, sie dürfen den Menschen nichts antun, aber es hieß auch, die Läden dürfen sie plündern. Mein Schwiegervater hat die Ladentüre aufgemacht, und es kam Männlein und auch Weiblein mit Säcken. Sie holten alles, was sie kriegen konnten. (...) Wir standen daneben und konnten nichts tun. (...) Es war einfach ein furchtbarer Haß da. Man mußte ruhig sein und zusehen. Da stand man nun vor den Trümmern im Laden, die Spiegel und alles Glas war zertrümmert. Das ging so lange, bis der Laden leer war. Dieser Frau und ihrer Familie war bewußt, daß mit dem Ende der NS-Herrschaft deren Opfern nun neue Rechte zustanden. Auf die Frage, warum diese Leute so einen Haß hatten, antwortete sie: Die waren zuerst in der Gefangenschaft, und nun waren sie frei, da haben sie halt geplündert. (...) Wir waren einfach sprachlos und hatten nur einen Gedanken: Der Krieg ist aus!*

Doch diese Stellungnahme bleibt klar die Ausnahme. Der städtische Amtmann Steimle war vom Brotfabrikanten Wörner auf die Plünderungen aufmerksam gemacht und gebeten worden, wieder für Ordnung zu sorgen. Hilfsersuchen bei den Ameri-



Diese Kontrollkarte benötigte der Niederländer Jan Zandee, damit die Deutsche Reichspost seine Briefe nach Hause beförderte. Fremdarbeitern anderer Nationalitäten war dies nicht erlaubt.



«Liberated polish slave laborers», befreite polnische Arbeitssklaven. Foto aus dem Erinnerungsbuch der 100. US-Kompanie, New York 1946.

Ein erschreckender Bericht haftet in der Erinnerung

Der erwähnte Bericht des Amtmannes zeigt in keinerlei Hinsicht Verständnis für die andere Seite, sondern hebt ausschließlich die Gesetzlosigkeit der Handlungsweise hervor. Leider ist es dieser Bericht gewesen, der in die Ortschroniken der Nachkriegsjahrzehnte übernommen wurde, der den Ortsbewohnern am intensivsten in Erinnerung geblieben ist. Das Bild von den Horden plündernder Ausländer, das dieser Bericht bestimmt hat, gibt dem vom *Studienkreis Deutscher Widerstand* herausgegebenen *Heimatgeschichtlichen Wegweiser zu Stätten des Widerstandes und der Verfolgung 1933–1945* Anlaß zu herber Kritik: *Erschreckend an solchen Darstellungen ist die vollständige Verdrängung der Tatsache, daß die ausländischen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen jahrelang, oft in der unmittelbaren Nachbarschaft, hungern und arbeiten mußten und zugrundegerichtet wurden: Statt dessen wird die Gewaltjustiz der aufgeschreckten Bürger beschrieben, als sei sie völlig normal und alltäglich.*

Nach der Befreiung der ehemaligen Zwangsarbeiter erging die Verordnung durch die US-Militärs, daß

sie in ihren Arbeitsverhältnissen und Unterkünften bleiben sollten und daß nun die Arbeitgeber ihnen einen Lohn zu zahlen hätten. Arbeitgeber und Kommune sollten auch für Verbesserungen von Unterkunft und Versorgung aufkommen. Zugleich liefen die Maßnahmen zur Rückführung an, die bei den Arbeitern aus dem Osten unter Anwendung von Zwang durchgeführt wurden. Im Unterschied zum Beispiel zu den Franzosen, die sich bereits vor dem 8. Mai mit den letzten verbliebenen Vehikeln auf den Heimweg gemacht hatten, winkte den Menschen aus der Sowjetunion ein ungewisses Schicksal. Ende 1945 hielten sich immer noch achtzehn Menschen polnischer und einer russischer Staatsangehörigkeit in Fellbach auf.

Noch während der Rückkehrphase hatte es bei der Zuteilung von Lebensmitteln heftige Angriffe der Landwirte und der Nachbarn auf die Gemeinschaftsunterkünfte der Fremdarbeiter gegeben – Angriffe, denen durch die Stadtverwaltung meist recht gegeben wurde. In der Tat gestanden die US-Behörden den ehemaligen Zwangsarbeitern höhere Rationen zu als den Deutschen. Wenn man sich jedoch deren Gesundheitszustand vor Augen hält,

dürfte dies sofort verständlich sein. Die neue Studie zur *Zwangsarbeit bei Daimler-Benz* hat das Durchschnittsgewicht der männlichen Zivilarbeiter der Firma – dies schließt Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge aus – mit 55 kg, das der weiblichen mit 44 kg angegeben. Demgegenüber konnten die Deutschen im Schnitt als gesund gelten.

Die Anfeindungen der Ausländer betrafen deren scheinbar privilegierte Versorgung, aber auch deren Unterbringung. Der Sprachgebrauch verrät, daß man sie schlicht als Plage sah: *wegkommen* war das meistgebrauchte Verb in diesem Zusammenhang. In einem Brief an den Landrat schrieb der Fellbacher Bürgermeister, ein Kommunist, am 23. November 1945 zur Räumung des ehemaligen Russenlagers: *...tatsächlich kamen auch ca. 25 von den dort ansässigen Polen weg, während die übrigen bis heute noch einen großen Teil der Ziegelei besetzt halten.*

Die United Nations Relief and Rehabilitation Association (UNRRA), eine UNO-Hilfsorganisation für die Zwangsverschleppten, richtete in Fellbach schließlich ein Lager für baltische Verschleppte ein und mußte hierfür ganze Straßenzüge ausquartieren. Neben allem verständlichen Ärger der Betroffenen zeigten die Härte und Dauer, mit der diese Organisation und die von ihr Betreuten angegriffen wurden, jedoch deutlich, wie wenig man es im Ort verstanden hatte, nach dem Ende des NS-Staates ein neues Verhältnis zu Fremden zu entwickeln. Zu spüren bekamen dies im übrigen auch die Vertriebenen, deren Zugehörigkeit, deren Anerkennung als Deutsche mit gleichen Rechten und Pflichten in den ersten Jahren durch die Besatzungsbehörden mit durchgesetzt werden mußte.

Auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzungen mit der US-Militärbehörde faßte der Fellbacher Gemeinderat am 16. Juli 1947 den Beschluß, daß *wir in unserer politisch und wirtschaftlich sauberen Stadt Fellbach kein Interesse daran haben, solche Leute noch weiterhin zu beherbergen.* Der Gemeinderat mußte diesen Beschluß, der eine völlige Verständnislosigkeit gegenüber diesen Menschen zum Ausdruck brachte, offiziell zurücknehmen. Entschärft werden konnte der Konflikt schließlich nur durch persönliches Erscheinen von Ministerpräsident Reinhold Maier vor dem Gemeinderat.

Wiedergutmachung nach fünf Jahrzehnten?

Die Aufarbeitung des Unrechts gegenüber den Juden hat in fünf Jahrzehnten zu zahlreichen fundierten Veröffentlichungen geführt. Das Thema «Fremdarbeiter» steht demgegenüber erst am Anfang, doch für die Befragung von Zeitzeugen ist es

fünf vor zwölf. Statt genauer Untersuchungen und einem Bemühen um Wiedergutmachung war die Beschäftigung mit diesem Thema nach 1945 vielmehr sehr stark durch Rechtfertigungen und Ausgrenzungen gekennzeichnet. Die Beziehungen zu den Staaten des «Ostblocks» standen in den fünfziger Jahren, im Unterschied etwa zu Israel, im Zeichen des Kalten Krieges. Schon von daher war Wiedergutmachung in keiner Weise ein Thema. Noch heute, fünf Jahrzehnte später, haben Zwangsarbeiter aus den Staaten des ehemaligen Ostblocks Mühe, von deutschen Behörden Bescheinigungen zu ihrer Rentenberechnung zu erhalten. In den westlichen Nachbarstaaten wurden inzwischen allerdings zahlreiche Tabus gelockert. Die im Mai 1994 erschienene Studie *Zwangsarbeit bei Daimler-Benz* gibt, bezogen auf einen der wichtigen Rüstungskonzerne, neuerdings einen guten Überblick. Die Arbeit steht auch für das Bemühen um ansatzweise Wiedergutmachung durch einen Konzern, der seine heutige Weltgeltung nicht zuletzt dem massenhaften Einsatz von Zwangsarbeitern verdankt.

Neben politischen Voraussetzungen waren es auch oftmals die alten Denkschemata, die in der Bundesrepublik einen Neuanfang erschwerten. Rassismus und Grauen des Dritten Reiches – das war noch lange etwas, von dem man erst hinterher erfahren haben wollte, das gehörte nach Auschwitz oder Treblinka, aber nicht nach Schwaben. Ein bereits erwähntes Beispiel kann dieses Verdrängen verdeutlichen. «Ostarbeiter» sind vielfach an Unterernährung und Auszehrung gestorben, auch im Raum Stuttgart. Davon will man oft nichts mehr wissen. Aber an das Stückchen Brot, das man den russischen Kollegen am Arbeitsplatz zusteckte, erinnern sich noch viele. Nur in Form der Ausnahme hat man die Tatsache in Erinnerung, daß diese Menschen zum Hungern verurteilt waren; meines Erachtens ein Beispiel für die geistige Ausgrenzung von Unrecht und Unmenschlichkeit.

Auch von der rassistischen NS-Gesetzgebung wollen viele nichts mehr wissen, obwohl diese doch immer wieder mit harten Strafen durchgesetzt wurde. An die öffentliche Kahlscherung einer jungen Frau aus Fellbach z. B., die von einem Polen schwanger war, können sich noch viele erinnern. Statt dessen redet man jedoch lieber von den Ausnahmen, als seien diese der Beweis, die Vorschriften selbst habe es nicht gegeben.

Einen letzten Hinweis darauf, daß das Schicksal der «Fremdvölkischen» auch heute noch beileibe nicht von allen als Unrecht empfunden wird, gibt die Beschwerde von Landwirten über einen an sich fleißi-

gen Polen, der es später aber an Dankbarkeit hat fehlen lassen: *Leider hat er nach Kriegsende nichts von sich hören lassen, erst vor etwa zwei Jahren, als es um seine Rente ging, wollte er eine Bescheinigung.* Werden da nicht alle Parteien vertauscht?

Ulrich Herberts Bilanz der Nachkriegszeit, es gebe kein Schuldbewußtsein, kein verbreitetes Gefühl, daß es sich bei der Zwangsarbeit um Unrecht oder ein Verbrechen gehandelt habe, kann auf lokaler Ebene leider nur bestätigt werden. Da die Fremdarbeiter und Gefangenen in den Jahren nach Kriegsende fast ausnahmslos in ihre Heimatländer zurückkehrten, sind sie bei unserem Beispiel Fellbach – mit Ausnahme der unrühmlichen Schilderung der «Plünderungen» – aus der Stadtgeschichtsschreibung völlig verschwunden. Bei der heutigen Gefährdung von Fremden ist es an der Zeit, mit diesem Mißstand aufzuräumen.

QUELLEN UND LITERATUR:

Gemeinderatsprotokolle Stadt Fellbach vom 12. 2. 1942, 3. 9. 1942, 28. 1. 1943, 16. 7. 1947
Altregistratur Fellbach
ARF 000.044, 000.052-53, 000.075, 733.32
Staatsarchiv Ludwigsburg
Fl 20/19 Landratsamt Waiblingen, Bü 359, 366 und 367
Paul Sauer: Demokratischer Neubeginn in Not und Elend. Das Land Württemberg-Baden von 1945 bis 1952. Ulm 1978
Paul Sauer: Württemberg in der Zeit des Nationalsozialismus. Ulm 1975

Ulrich Herbert: Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland 1880 bis 1980. Berlin/Bonn 1986

Ulrich Müller: Fremde in der Nachkriegszeit. Displaced Persons – zwangsverschleppte Personen – in Stuttgart und Württemberg-Baden 1945–1951 (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Bd. 49), Stuttgart 1990

Heimatgeschichtlicher Wegweiser zu Stätten des Widerstandes und der Verfolgung 1933–1945. Baden-Württemberg I, Regierungsbezirke Karlsruhe und Stuttgart, hrsg. vom Studienkreis Deutscher Widerstand, Frankfurt/M. 1991

The story of the century, ed. by Michael A. Bass, New York 1946
Barbara Hopmann, Mark Spoerer, Birgit Weitz, Beate Brüninghaus: Zwangsarbeit bei Daimler-Benz (Beiheft 78 der Zeitschrift für Unternehmensgeschichte), Stuttgart 1994

Im Rahmen der Reihe **Als der Krieg zu Ende war** findet am 26. April 1995 in Fellbach ein Podiumsgespräch zum Thema **Zwangsarbeiter der Firma Daimler-Benz in Fellbach** statt. Dabei berichten Zwangsarbeiter aus den Niederlanden über ihre Erlebnisse und diskutieren zusammen mit einer Autorin der Studie zur *Zwangsarbeit bei Daimler-Benz* sowie Vertretern der Firma Daimler-Benz und der Stadt Fellbach über die Frage, warum das Thema Zwangsarbeit vier Jahrzehnte lang fast als Tabu behandelt wurde.

Prospekt und Informationen:
Telefon (07 11) 5 85 13 91



Russische «Hiwis» bei Schanzarbeiten an der Schmidener Flak.



Karl Baumgärtner mit seiner Schafherde auf dem Betzenbuckel bei Heimsheim, einer wertvollen und stimmungsreichen Heidelandschaft.

Reinhard Wolf Der Kulturlandschaftspreis 1994 des Schwäbischen Heimatbundes*

Unter rund 60 Bewerbungen hatte die Jury im vergangenen Jahr auszuwählen. Die Qualität der Einsendungen war durchweg hoch, und so war es nicht einfach, diejenigen herauszufinden, die am ehesten den Intentionen des ausgesetzten Preises entsprechen. Sechs Preise und acht öffentliche Auszeichnungen konnten vergeben werden; eine Vorstellung der Preisträger sowie der Landschaften und Objekte, die sie betreuen, kann natürlich nur skizzenhaft erfolgen.

Bei schönstem Herbstwetter trafen sich rund 200 Gäste – Preisträger, Bekannte und Gäste – auf dem Betzenbuckel im Nordwesten von Heimsheim. Eine weite Heidelandschaft mit einzelstehenden Kiefern, Wacholderbüschen, Schlehen und Hartriegel im bunten Herbstkleid –, es hätte nicht schöner sein können. Vorsitzender Martin Blümcke konnte hier

in freier Natur Umweltminister Harald B. Schäfer begrüßen und ihm seinen «Namenskollegen», Schäfer Karl Baumgärtner, vorstellen. Stilgerecht eingekleidet in Schäferkuten und versehen mit der typischen Schäferschippe, führten die drei «Herdenführer» die Schafherde über den Betzenbuckel. Bei der anschließenden Preisübergabe in der Stadthalle Heimsheim wurden die Leistungen Karl Baumgärtners und der anderen Preisträger gewürdigt.

Karl Baumgärtner, Leonberg/Heimsheim

Landwirt und Schäfer Baumgärtner ist mit Leib und Seele ein naturverbundener Mensch. Zwischen Schäfern und Bauern gibt es ja so etwas wie eine Urfehde: der Kampf zwischen Seßhaften und Nichtseßhaften. Den Landwirten ist der Schäfer oft ein Dorn im Auge, ein Konkurrent, den man eben dulden muß. Das gilt erst recht, seitdem man nicht mehr auf den Schafdung angewiesen ist und sich

* Ansprache des Vorsitzenden der Jury bei der Übergabe am 21. Oktober 1994 in Heimsheim.



Die Rümelinsmühle am Stadtrand von Murrhardt, die einzige Mühle weit und breit, die nur mit Wasserkraft angetrieben wird. Das Wasserrad datiert von 1799.

nicht mehr vor Gericht um «Pferchnächte» streitet, sondern mit dem Düngerstreuer über die Felder fährt. Der Schäfer andererseits freut sich, wenn er den Bauern ein Schnippchen schlagen und seine Schafe mal ein Stückchen Wiese abweiden lassen kann, wo's eigentlich nicht sein dürfte. So bedeutet in vielen Gegenden bis heute die Schäferei andauernder Kampf und Streit.

In Heimsheim ist das anders, und das liegt vor allem daran, daß Karl Baumgärtner Schäfer und Bauer zugleich ist. So hat er Verständnis und Wis-

sen um beide Belange. Deshalb ist er in Heimsheim nicht nur gelittener Gast, sondern gehört zur Markung und zur Gemeinde. Der Betzenbuckel, die größte und schönste Heidelandschaft im Enzkreis, ist in seinem jetzigen Erscheinungsbild vornehmlich sein Werk: Es sähe heute dort oben ganz anders aus, wenn er nicht da wäre. Kiefern und Gebüsch hätten überhand genommen und sich mit der Zeit zu einem geschlossenen Wald verdichtet. Sicher, 1982 haben die Gemeinden Heimsheim und Friolzheim und die Naturschutzverwaltung des Landes



Im Backhäusle bei der Rümelinsmühle wird einmal im Monat für die Familie Kugler Brot gebacken.

zusammen einen Schafstall gebaut; sicher, die Bezirksstelle für Naturschutz Karlsruhe unterstützt den Schäfer seit vielen Jahren mit Pflegemaßnahmen, und die Gemeinden tun ihr Bestes. Aber die wichtigsten in diesem Bund sind doch die Schäfer Karl Baumgärtner und sein Sohn Ulrich sowie die Herde. Da Herr Baumgärtner als Landwirt und Schäfer auf zwei Beinen steht, ist seine Herde übrigens nicht die größte: Das tut dieser Heidelandchaft aber nur gut, denn dort, wo die Herden zu groß sind, gibt es auch schnell Probleme der Übernutzung.

Familie Kugler, Rümelinsmühle, Murrhardt

Wer den Murrhardter, Mainhardter und Welzheimer Wald von Wanderungen näher kennt, wird schon manchmal an einer Mühle vorbeigekommen sein. Als Denkmale stehen sie an den Bächen, zum Teil liebevoll als Wohnhäuser hergerichtet, zum Teil aber auch verfallend. Einige wenige sind umgebaut und arbeiten heute mit Strom. Die Rümelinsmühle am Stadtrand von Murrhardt, am schönen Dentel- oder Trauzenbach, macht da eine Ausnahme: Es ist die einzige Mühle weit und breit, die noch mit Wasserkraft arbeitet. Das Wasserrad aus dem Jahr 1799, 1983 erneuert, dreht sich noch, die Kanäle, Schieber, Fallen und der Leerschuß funktionieren. Zusammen mit Scheunen, Ställen, Backhaus und Bauerngarten mit Staketenzaun bildet das große Mühlengebäude ein Ensemble, das stadtbildprägend, ja geradezu stadtbherrschend ist.

Familie Kugler betreibt das Anwesen in der traditionellen Form; natürlich nicht wie vor 200 Jahren, aber doch so, daß mit gewerblicher und landwirtschaftlicher Nutzung ein Mühlenanwesen erhalten werden kann, wie man es sich eben so vorstellt. Hinter dem Haus liegen weite Wiesen mit dem Kanal, heute natürlich nicht mehr einsam und still am Stadtrand von Murrhardt, sondern eingebunden in die Stadtrandlandschaft mit Wohnsiedlungen, Schul- und Sportzentrum. Doch die Idylle trägt: Die Rümelinsmühle hat einen Nachbarn, nämlich eine große Firma, die mit ihren modernen Bauten das Murrhardter Stadtbild mindestens genauso prägt. Und diese Firma ist auf Expansionskurs, was man ihr ja gönnen will. Wer expandiert, braucht Platz, und so ist derzeit eine neue Firmenzufahrt geplant, die direkt bei der Mühle den Bach überqueren soll. Eine ganze Reihe Bäume müßte weichen, Bauerngarten und Mühlenhof würden leiden. Das schöne Ensemble würde dadurch erheblich beeinträchtigt. Kulturlandschaft verpflichtet, und nicht selten sind die Kompromisse, die man heute so gern schließt,

in Wirklichkeit keine: Ein bißchen Kultur und ein bißchen moderne Fabrikzufahrt, das geht eben eindeutig zu Lasten des Gesamteindrucks. Man darf also gespannt sein, wie die Stadt Murrhardt letztlich entscheiden wird.

BUND, Ortsgruppe Ravensburg

Wer im Herbst im südlichen Landkreis Ravensburg unterwegs ist, sieht allerorten die Verkaufsstände und Schilder mit «Bodenseeobst»: riesige rote und gelbe Äpfel, von denen ein Dutzend schon einen Spankorb füllt. Mit solchem Obst kann die BUND-Ortsgruppe Ravensburg nicht dienen, dafür aber mit Mostobst von Obstwiesen alter Prägung. Lokalsorten wie der «Kikacher Sämling» sind darunter, die weit ausladende Bäume bilden und deren Pflege, für sich allein genommen, schon eine preisverdächtige Leistung darstellt. Mit den Obstwiesen ist es ja so: Alle Leute sagen, sie seien schön und man müsse sie unbedingt erhalten. Aber dabei bleibt es oft auch. Dann gibt es welche, die pflanzen neue Bäume, kümmern sich aber nicht mehr drum. Und dann gibt es andere, die pflegen und ernten und tun so etwas für unsere Landschaft.

Auszeichnenswert erscheint dem Schwäbischen Heimatbund besonders, daß man sich in Ravensburg um die Vermarktung des Obsts kümmert: Das ist ein wesentlicher Schritt in die richtige Richtung! Die BUND-Ortsgruppe Ravensburg hat den Besitzern von Obstwiesen in den letzten Jahren einen Preis von 20 Mark pro Zentner vertraglich zugesichert. Das ist schon ein Unterschied gegenüber den – wenn's hoch kommt – 7,50 Mark, die man üblicherweise erhält. Angenommen werden ausschließlich Äpfel von Hochstammbäumen; die Eigentümer verpflichten sich, keine Pestizide zu verwenden, sich einer Kontrolle zu unterziehen, keine flächigen Rodungen vorzunehmen und abgängige Einzelbäume zu ersetzen. Dies ist der einzige Weg, unsere charakteristischen Obstwiesen in Zukunft zu erhalten!

Über das Ergebnis dieser Aktion kann man nur staunen: 240 Tonnen Obst von rund hundert Eigentümern sind 1993 gesammelt worden; rund 14000 Obstbäume konnten dadurch gesichert werden. Diese Zahl imponiert fast mehr als die folgende: 150000 Liter Apfelsaft wurden gemostet und vermarktet, und 1994 hat die Leistung nochmals zugenommen. Mit Hilfe eines «Marketing-Konzepts» sollen sich Erzeuger und Verbraucher in Zukunft näher kommen. So ist's recht: Instrumente, die sich in Industrie und Handel bewähren, müssen auch bei der Pflege der Kulturlandschaft zur Selbstverständlichkeit werden.

Zeitgleich, aber völlig unabhängig von der Ravensburger Initiative ist in Beilstein im Kreis Heilbronn dieselbe Idee gereift. Auch hier hat vor Jahren eine Gruppe die Initiative ergriffen, statt dem langsamen Tod der Obstwiesen zuzuschauen und zu lamentieren. Seit 1988 gibt es diese die Gemeindegrenzen übergreifende Gruppe, auch hier steigerten sich die Größenordnungen: 1993 waren es 343 Tonnen Obst von 240 Baumbesitzern, an die rund 100 000 DM ausbezahlt wurden. Damit sage ein Mensch, der traditionelle Obstbau habe keine wirtschaftliche Bedeutung mehr! 225 000 Liter Apfelsaft wurden daraus gemacht, und heute zählen sogar Nobelrestaurants zu den Kunden. Und das mitten in einer Weingegend, das will was heißen. Möglich ist ein solcher Erfolg nur mit viel ehrenamtlichem Engagement und der Bereitschaft zu harter Arbeit!

Ortsgruppe Feldstetten des Schwäbischen Albvereins

Es gibt ja viele Leute, die genau wissen, was in unserer Landschaft draußen gemacht werden sollte. Die Feldstettener Albvereinler wissen es auch, legen aber dazuhin kräftig Hand an. Wer Feldstetten auf der Albhochfläche kennt, der kennt auch die herrliche Landschaft. Wer offenen Auges dort wandert, sieht die drohenden Gefahren: Die Heiden verwachsen, die zum Teil kleinen Fleckchen, welche die Vielgestalt dieser Gegend ausmachen, verschwinden langsam aber sicher. Die Ortsgruppe des

Albvereins hat rund zehn Hektar Heidefläche in Pflege genommen. Das will etwas heißen, vor allem, weil die Arbeit sich nicht in kurzfristiger Begeisterung erschöpft, sondern nun schon über viele Jahre mit Kontinuität betrieben wird. Dazuhin wurden zwei Hülen – Wasserstellen auf wasserstauenden Schichten, was auf der Albhochfläche eine Seltenheit ist – in Obhut genommen. Zwar dienen diese Hülen heute nicht mehr der Wasserversorgung von Vieh und Menschen, aber Kulturdenkmale sind sie sicher, die ohne Betreuung und Pflege verschwinden würden. Baum- und Heckenpflanzungen ergänzen die Initiativen; kurzum, die Ortsgruppe des Albvereins hat ihre Augen auf der ganzen Umgebung von Feldstetten und dazuhin an vielen schönen Fleckchen «die Finger mit im Spiel».

Bezirksgruppe Geislingen des Bundes Naturschutz Alb-Neckar

In einer der schönsten Gegenden der Schwäbischen Alb, dem oberen Filstal, hat sich der Bund Naturschutz Alb-Neckar vorbildlich der Landschaftspflege angenommen. Das frühere, an den Steilhängen und auf den kuppigen Hochflächen von Schafherden geprägte Landschaftsbild ändert hier zusehends seinen Charakter. Wer alte Bilder, zum Beispiel diejenigen des Luftbildpioniers Paul Strähle, anschaut, kann meinen, es seien zwei verschiedene Welten. Was im heutigen System der Landwirtschaft Ausschußland ist, war und ist hier das Landschaftstypische: Wacholderheiden, unterschiedliche Wiesen von der Feuchtwiese mit Trollblumen bis



*Mitglieder der
Ortsgruppe Feld-
stetten des Schwäbi-
schen Albvereins
beim Pflanzen eines
Baums.*



Mitarbeiter des Bundes Naturschutz Alb-Neckar, Bezirksgruppe Geislingen, bei einem Arbeitseinsatz im Feuchtgebiet Gostal.

zum orchideenreichen Trockenhang, alte Viehtriebe, Hülben und vieles mehr. Auf einem Pachtgelände betreiben die Mitglieder der Geislinger Bezirksgruppe seit fünfzehn Jahren die früher ortstypische Dreifelderwirtschaft mit einem besonderen Augenmerk auf Ackerwildkräuter. Wie arm wäre die Filsalblandschaft, gäbe es alle diese Elemente der Kulturlandschaft nicht mehr!

Der Tatkraft der Bezirksgruppe Geislingen des Bundes Alb-Neckar ist es zu verdanken, daß viele dieser Gebiete erhalten blieben und auch eine Zukunft haben. Zahlreiche Pflegeaktivitäten seit mehr als fünfzehn Jahren und eine regelmäßige Betreuung vieler schöner Fleckchen der weiteren Umgebung Geislingens sind herauszustellen; als Beispiel sei die abschnittsweise Verjüngung von Hecken erwähnt, die längerfristig zur Erhaltung lebensfähiger Hecken unumgänglich ist.

*Öffentliche Anerkennungen:
Ortsgruppe Bisingen des Schwäbischen Albvereins*

Wer schon einmal bei einer Heidepflegeaktion dabei war, der weiß, daß man dabei schnell ins Schwitzen kommt. Am Ebersberg bei Thanheim gilt das doppelt, denn der Hang ist so steil, daß man schon beim Laufen schwitzt, ohne überhaupt gearbeitet zu haben! Man kann sich kaum auf den

Füßen halten, so steil ist der Berg. Diesen Steilhang anzuschauen und zuzugucken, wie Schäfer und Schafe dort ihrem Nahrungserwerb nachgehen, ist eine Sache. Hand anlegen und dem Schäfer helfen, eine andere. Die Weidefläche wurde laufend kleiner, und es war absehbar, bis eines Tages die Nutzung hätte eingestellt werden müssen, wie es an anderen Hängen ja laufend zu beobachten ist. 1976 war 20 Prozent des Hanges verbuscht, 1987 bereits ein Drittel. Nun aber mühen sich seit einigen Jahren mehrere Dutzend Helfer, «ihren» Ebersberg offenzuhalten und damit als charakteristische Landmarke am Albtrauf bei Bisingen-Thanheim im Zollernalbkreis zu erhalten. Daß bei den Pflegeaktionen eine hervorragende Zusammenarbeit mit dem Forstamt, der Gemeinde, dem Schäfer und anderen Naturschutzverbänden «gepflegt» wird, sei beiläufig erwähnt, weil dies manchmal keine Selbstverständlichkeit ist.

Ortsgruppe Ebingen des Schwäbischen Albvereins

Für eine nicht alltägliche Aktion erhält die Ortsgruppe Ebingen des Albvereins eine öffentliche Anerkennung. Daß die heutigen Steigen am Albtrauf, auf denen man in Windeseile die rund 300 Höhenmeter überwindet, nicht die alten Verkehrswege sind, ist allgemein bekannt. Daß es aber noch aus



Albvereinler haben in der Umgebung von Ebingen in alten Steigen, die für den Autoverkehr viel zu steil sind, Rinnen für die von Pferden gezogenen Wagen gefunden, ja sogar in den Felsen gehauene Weichen oder Ausweichstellen. Solche Rinnen verhinderten ein Abrutschen der Räder, was am Steilhang der Schwäbischen Alb tödlich gewesen wäre.

dem Mittelalter stammende Steigen mit Geleisen wie bei einer Straßenbahn gibt, das wissen wohl die wenigsten. Die Ebinger Albvereinler haben die alte Schwenninger Steige von Laub und Gesteinsschutt befreit und so ein einmaliges kulturhistorisches Zeugnis freigelegt. Damit die von Pferden oder Ochsen gezogenen Wagen nicht den Steilhang hinabkippen konnten, liefen die Wagenräder in Schienen, in Rinnen, die in den Fels gemeißelt sind. Daß hin und wieder doch Unfälle passierten, beweisen sieben in den Fels gemeißelte Kreuze, die an den Tod einer siebenköpfigen Familie erinnern; der «Sieben-Kreuzle-Weg» heißt die Steige seitdem.

Sogar «Weichen» wurden nachgewiesen, so daß sich die Wagen ausweichen konnten. Diese Stelle, die nun wieder sichtbar ist, findet man an der Traufkante und zwischen jähem Felsen, wo heute niemand auf die Idee käme, eine Straße zu bauen. Dieser Weg ist ein Zeugnis der Kultur unserer Vorfahren; sicher könnte man auch andernorts solche Spurrillen entdecken, wenn sich jemand drum kümmern würde. Hier in Ebingen hat sich selbstlos eine Gruppe gefunden, ein solches Zeugnis aufzuspüren, zu dokumentieren, in Ordnung zu bringen und zu pflegen.

Familie Friedrich Bauer, Aidlingen

Im Würmtal im Kreis Böblingen ist seit vielen Jahren ein Prozeß zu sehen, wie es für viele Täler typisch ist: Wiesen werden umgebrochen und in Maisäcker verwandelt, die restlichen Flächen werden entweder gut gedüngt und sind mehr oder weniger reine «Grasäcker» oder aber sie werden nicht mehr gemäht und fallen brach. Friedrich Bauer ist Bauer und gleichzeitig ein ausgesprochener Naturfreund. Er pflegt seit nunmehr fünfzehn Jahren große Teile des Würmtales bei Aidlingen auf naturverträgliche Weise: Die Wiesenaue – sie ist seit einigen Jahren teilweise als Naturschutzgebiet ausgewiesen – wird kleinflächig und zu unterschiedlichen Zeitpunkten gemäht, d.h. Kleintiere finden immer irgendwo Nahrung und Unterschlupf. Entlang der stellenweise noch in Schlingen sich windenden Würm bleibt ein Uferstreifen ungenutzt liegen und wird so gepflegt, wie es Naturschützer gerne sehen: «Gewässerrandstreifen» heißt man das heute. Hoffentlich findet sich dieser Begriff bald auch in einem neuen Gesetz und wird zur Selbstverständlichkeit. Rund sieben Hektar hat Herr Bauer selbst wieder von Acker in Wiese rückver-

wandelt, und schließlich hat er auf seinen Weideflächen die Großvieheinheiten von 3 auf ca. 0,8 pro Hektar herabgesetzt.

Wer übrigens noch nie eine «Großvieheinheit» auf einer Weide gesehen hat: Es ist ein Spezialbegriff der EU-Landwirtschaft, und damit können alle Tiere, vom Huhn bis zum Elefanten, in einheitlicher Maßeinheit ausgedrückt werden.

Obst- und Gartenbauverein Haigerloch-Weildorf

Einen «Grüngürtel» um das Dorf anzulegen bzw. dort zu erneuern, wo er verloren gegangen ist, hat sich der Obst- und Gartenbauverein Weildorf bei Haigerloch vorgenommen. Was heißt vorgenommen: Baumreihen, Feldgehölze und Hecken wurden gepflanzt, der «Grüngürtel» kann sich sehen lassen! Betreut werden die Pflanzungen selbstverständlich auch von diesem Verein, denn ohne laufende Pflege wäre die einmalige Aktion sinnlos. Wer sich schon einmal für Hecken- und Baumpflanzungen am Ortsrand eingesetzt hat, der weiß, wie schwierig das ist: Überzeugungskraft gehört dazu und vor allem Tatkraft. Es wird den Weildorfern nicht anders gegangen sein wie dem Autor bei ähnlichen Aktionen: Man muß auch ertragen können, belächelt, ja manchmal als «grüner Spinner» angesehen zu werden. Großes Engagement haben die Vereinsmitglieder an den Tag gelegt, und man kann nur hoffen, daß Hecken und Bäume gedeihen. Möge sich nicht ereignen, was in manch anderem Dorf geschieht: Daß nämlich der «Grüngürtel» mit der Zeit doch von neuen Baugebieten aufgefressen wird. Weildorf ist im Vergleich mit vielen anderen Dörfern geradezu eine Idylle. Aber gerade dort, wo noch etwas vorhanden ist, sind derartige Initiativen wichtig, nicht erst, wenn alles kahlgehauen ist! Schutz, Pflege und Neuanlage, das geht bei den Weildorfern Hand in Hand.

Familie Birgit und Hans Fruh, Eppingen-Richen

Wege und Straßen sind ja in der Regel öffentliches Eigentum. In Richen bei Eppingen im Landkreis Heilbronn ist es – zumindest in einem Fall – anders: Da gibt es einen alten heckengesäumten Hohlweg auf Privatgrund. Und Familie Fruh ärgerte sich jahrelang beim Vorbeikommen über die zunehmenden Ablagerungen von Unrat dort. Schließlich war es nicht mehr unwahrscheinlich, daß die Hohle in absehbarer Zeit zugefüllt ist. Gegen schärfste Konkurrenz eines Mitbieters, der das Gelände einebnen und als Obstanlage nutzen wollte, hat Familie Fruh den Hohlweg mit dem angrenzenden Grundstück

erworben. Nun ist der Hohlweg gerettet, zwischenzeitlich wieder sauber, und das angrenzende Gelände als Obstwiese mit Hochstammbäumen angelegt. Andere Flächen am Hang werden als blumenreiche Halbtrockenrasen gepflegt. Die vorbildliche Privat-Initiative einer Familie! Behaupte jemand, als Privatperson sei man gegenüber der zunehmenden Beeinträchtigung unserer Kulturlandschaft machtlos!

Naturschutzgruppe «Schwäbische Alb» im Schwäbischen Albverein (Landkreis Reutlingen)

Georg Nau aus Bleichstetten bei St. Johann, Gaunaturschutzwart des Schwäbischen Albvereins, ist ein naturverbundener Mensch. Wo er auch hinkommt auf der Uracher Alb, er sieht etwas, wo man Hand anlegen müßte. Und dann kann man auch davon ausgehen, daß es die längste Zeit gedauert hat, bis die Sache erledigt wird. Mit einer aktiven Helferschar, die er seit Jahren zu motivieren und sachkundig anzuleiten versteht, werden Heidestreifen und Tümpel gepflegt, Bäume und Hecken gepflanzt,



Im Gossenzuger Tal bei Zwiefalten sind Akteure der Naturschutzgruppe «Schwäbische Alb» am Werk, ein Feuchtgebiet zu gestalten.



Gustav Ritter und seine Familie – hier mit seinen Schafen – erhalten ein schönes Stück Alblandschaft im Bäratal bei Nusplingen.

Streifendienste in Naturschutzgebieten, in Naturdenkmälern, in Höhlen und an Felsen unternommen, Quellen, Bäche und Altwasser von Unrat gesäubert und – wo sinnvoll – neue Tümpel angelegt. Die Gruppe macht das, was eigentlich selbstverständlich sein sollte, aber nicht ist: die Kulturlandschaft pfleglich behandeln.

Die Anerkennung erhält die Naturschutzgruppe – schon diese Bezeichnung ist etwas Besonderes – vor allem für die naturnahe Umgestaltung des Gossenzuger Tales unweit von Zwiefalten. Ein Tümpel und weitflächige Feuchtgebiete sind dort in der Talau entstanden, die zahlreichen Tier- und Pflanzenarten Lebensraum bieten. Die Gruppe um Georg Nau findet sicher weitere Betätigungsfelder und wird weiterhin aktiv bleiben. Im Landschaftsbild drückt sich ihr Wirken aus, und kommende Generationen werden diese Arbeit hoffentlich mehr würdigen, als heute der Naturschutzgruppe ihr unermüdlicher Einsatz gedankt wird.

Familie Gerhard Bauer, Tübingen

Wenige hundert Meter vom Feriendorf Tübingen entfernt, in der Nähe der vielbesuchten Wanderziele Lochenstein und Hörnle oberhalb von Balingen, liegt das Landschaftspflege-Gehöft von Familie Bauer. 1972 hat sich Gerhard Bauer auf das Experi-

ment eingelassen, in einer Höhenlage von 940 Metern auf Böden, wo in Spatenstichtiefe der Jurafels ansteht, Heuwirtschaft zu treiben. Er hält Hinterwäldervieh und betreibt eine Mutterkuhhaltung. Auf diese Weise kann die einmalige Landschaft des Naturschutzgebietes «Hülenbuchwiesen» erhalten werden.

Die weite Wiesenlandschaft am Albtrauf mit male- risch eingestreuten Baumgruppen und Hecken und vor allem der herrliche Aussichtspunkt mit einem weiten Ausblick ins Albvorland zieht viele Besucher an. Viele Wanderer und Spaziergänger vom nahen Familienferiendorf gehen am Hof vorbei. Manchmal wird sich Familie Bauer denken: «Denen würde es auch nichts schaden, wenn sie eine Gabel in die Hand nehmen würden!» Aber so ist es mit vielen gern gesehenen Idyllen unserer Kulturland- schaft: «Des einen Freud', des anderen Leid'!» Daß das Ehepaar Bauer mit seinen fünf Söhnen nicht nur Leid hat, das beweist die gute Stimmung, die auf dem Hof herrscht, von der sich der Autor anläß- lich eines Aufenthalts im Feriendorf Tübingen vor Jahren auch schon überzeugen durfte.

Ehepaar Gustav Ritter, Nusplingen

Zum guten Schluß, beileibe aber nicht in letzter Rangfolge, sei das Ehepaar Ritter in Nusplingen im

schönen Bäratal genannt, das bei Fridingen auf's Donautal trifft. In ihrer Freizeit leben sie mit ihren Schafen, Rindern, Hunden und Katzen zusammen und haben sich zur Aufgabe gemacht, «nebenher» und vor allem im Urlaub das Naturschutzgebiet Westerberg zu mähen, zu beweiden und zu pflegen. Rund 50 Hektar Hecken- und Wiesenlandschaft, mit das schönste, was die Schwäbische Alb zu bieten hat, werden durch sie genutzt und gepflegt. In der Bewerbung stand zu lesen: «Von unseren Verwandten und Bekannten werden wir öfters belächelt und angesprochen, warum wir uns so viele Arbeit auferlegen und unseren Verdienst in landwirtschaftliche Maschinen stecken, anstatt zu verreisen. Die Antwort lautet: Unsere schöne Landschaft im Bäratal und unsere Tiere entschädigen uns für jeden Verzicht!»

Diese Worte sprechen für sich! Zu fordern, daß möglichst viele Leute dem Beispiel des Ehepaars Ritter folgen sollen, wäre vielleicht ein bißchen viel verlangt. Aber unter den Preisträgern und unter den anderen, die sich beworben haben, aber nicht mit einem Preis oder einer Anerkennung ausgezeichnet werden konnten, befinden sich viele, von denen man lernen kann: ehrenamtliches Engagement, ein Sinn für Tradition, Natur und Kultur, harte Arbeit und Verzicht auf höchste Wirtschaftlichkeit sind notwendig, um unsere Kulturlandschaft mit ihrer Schönheit einigermaßen heil ins nächste Jahrtausend zu überführen. Gäbe es mehr solcher Menschen mit dieser Einstellung gegenüber Natur und Landschaft, dann wäre es in unserem Land besser bestellt um Tiere und Pflanzen, um die Kulturlandschaft – und sicher auch um uns selbst!

Harald B. Schäfer Bauern, Schäfer und Private sichern die heimischen Kulturlandschaften*



Umweltminister Harald B. Schäfer am Rednerpult.

Es freut mich, wie schon im letzten Jahr an dieser Festveranstaltung teilnehmen und zu Ihnen sprechen zu können; und ich bin Ihrer Einladung, sehr geehrter Herr Blümcke, hierher in die kleine, aber um so ältere Stadt Heimsheim gerne gefolgt. Der Kulturlandschaftspreis des Schwäbischen Heimatbundes ist ja bereits selbst zu einem Teil der Kultur in unserem Lande geworden: Zum viertenmal wird dieser Preis vergeben für herausragende Leistungen im Dienste an unserer Landschaft.

Ich möchte mich an dieser Stelle auch für den gelungenen Auftakt der Veranstaltung draußen vor Ort auf der Heide auf dem Betzenbuckel bei dem Schäfer und seiner Herde bedanken. Ich halte es wirklich für einen schönen Brauch des Schwäbischen Heimatbundes, an der Wirkungsstätte eines der Hauptpreisträger das preiswürdige Projekt vorzustellen und erlebbar zu machen. Diese althergebrachte Heidelandschaft ist gerade jetzt im Herbst beeindruckend, und sie ist dringend erhaltungswürdig. Es freut mich natürlich, dieses kleine Wortspiel ist hier naheliegend und sei mir gestattet, daß hier der Minister Schäfer dem Berufs-Schäfer, Ih-

* Ansprache des baden-württembergischen Umweltministers bei der Verleihung des Kulturlandschaftspreises 1994 durch den Schwäbischen Heimatbund in Heimsheim, Enzkreis, am 21. Oktober 1994.

nen, Herr Baumgärtner, für ihre Leistung zur Erhaltung der Heidelandschaft am Betzenbuckel gratulieren kann.

Was wir heute gesehen haben, ist aber auch aus einem zweiten Grund vorbildlich. Es handelt sich nämlich, was die finanzielle Unterstützung angeht, um eine Gemeinschaftsleistung von Naturschutz, Landwirtschaft und Kommune: So wurde der Bau des Schafstalls ermöglicht, der nun einmal eine notwendige Voraussetzung für die nachhaltige Weidenutzung des Geländes ist. Schließlich möchte ich in diesem Zusammenhang der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Karlsruhe danken, die am Betzenbuckel umfangreiche Vorarbeiten geleistet hat, von praktischen Entbuschungsmaßnahmen bis hin zu planerischen Zielfestlegungen in einem Pflege- und Entwicklungsplan.

Bauern, Schäfer und Weingärtner garantieren die traditionelle Kulturlandschaft

Die Kulturlandschaft ist – wie der Name ja sagt – durch die Tätigkeit der Menschen entstanden. Den jeweiligen Fähigkeiten und Bedürfnissen der Bevölkerung angepaßt und der zivilisatorischen Entwicklung entsprechend hat sich ein charakteristisches Landschaftsbild entwickelt. Die Kulturlandschaft hat deshalb im Mittelalter anders ausgesehen als zur Zeit der Reformation, und zur Zeit der Reformation anders als vor hundert Jahren. Auch in Baden-Württemberg ist die von Geologie und Klima schon reichhaltig vorstrukturierte Landschaft durch bäuerliche Tätigkeit zu allen Zeiten überformt worden.

Heute ist es nicht die ursprüngliche Wildnis, sondern die Landschaft von 1950 – vor der großen Mechanisierungs- und Intensivierungswelle in der deutschen Landwirtschaft –, die wir als «traditionelle Kulturlandschaft» bezeichnen. Die uns typisch erscheinenden Landschaften im Schwarzwald, auf der Schwäbischen Alb, in Oberschwaben, im Neckartal und anderswo wurden lange Zeit nur durch harte bäuerliche Arbeit erhalten. Eine große Zahl von Tier- und Pflanzenarten ist jeweils in die neugeschaffenen Lebensräume eingewandert, andere Arten wurden zumindest in ihrer Verbreitung begünstigt. Die kleinräumigen Strukturen, die der Landwirt geschaffen hatte, ermöglichten eine große Artenvielfalt in engster Nachbarschaft. Für viele von uns ist dies zum Inbegriff schützenswerter Natur geworden.

Die zunächst schleichenden Veränderungen in dieser Kulturlandschaft in den 50er Jahren durch den Strukturwandel in der Landwirtschaft haben sich

bis heute dramatisch verstärkt. Der damit einhergehende Verlust von Tier- und Pflanzenarten, ja von ganzen Lebensräumen, war eine der Wurzeln von Umwelt- und Naturschutz. Gestützt auf das Naturschutzgesetz von 1976 bemühen sich viele engagierte Einzelpersonen, Naturschutzverbände und die Naturschutzverwaltung um die Sicherstellung, den Schutz und die Erhaltung besonders charakteristischer Biotope.

Ein wichtiges Ergebnis ist das heutige Mosaik großer und kleiner Naturschutzgebiete in Baden-Württemberg. Die für die Entstehung dieser Flächen ursprünglich verantwortliche landwirtschaftliche Nutzung ist in der Zwischenzeit zum größten Teil aufgegeben worden. Der Naturschutz bemüht sich deshalb, vor allem über Extensivierungsverträge und Landschaftspflegeverträge mit Landwirten mit einem Gesamtvolumen von rund 30 Mio. DM pro Jahr die Fortführung der früheren Nutzungsweise sicherzustellen. Dadurch kann rund ein Prozent der Landesfläche in der historischen Nutzungsform erhalten werden.

Zum Erhalt der traditionellen Kulturlandschaft mit den daran angepaßten Tier- und Pflanzenarten ist aber die Fortführung der bäuerlichen Tätigkeit auf einem weit größeren Flächenanteil in Baden-Württemberg erforderlich. An der Erkenntnis, daß ohne Bauern keine Chance besteht, die traditionelle Kulturlandschaft mit allen daran angepaßten Tier- und Pflanzenarten zu erhalten, führt kein Weg vorbei. Mit anderen Worten: Wo immer die traditionellen Nutzungsformen noch praktizierbar sind, muß ihre Weiterführung ein ganz vordringliches Anliegen sein.

Das gilt selbstverständlich auch für Naturschutzgebiete; z. B. wird hier am Betzenbuckel, der auch als Naturschutzgebiet ausgewiesen werden soll, die weitere Beweidung natürlich zulässig bleiben. Man hat sie ja hier geradezu installiert, um das Gebiet sinnvoll und dauerhaft in seinem früheren Charakter, mit all seinen spezifischen Tieren und Pflanzen zu erhalten.

Im Bereich der landwirtschaftlichen Nutzung zur Erhaltung alter Kulturlandschaftsteile ist eine gute, kooperative Zusammenarbeit zwischen Landwirtschaft und Umweltschutz auf allen Ebenen unabdingbar. Wie übrigens auch in anderen Bereichen; ich erwähne nur den Grundwasserschutz, den Bodenschutz – Stichwort: Klärschlamm- und Biokompostverwertung – und den Klimaschutz.

Wir brauchen dazu erstens eine ökologisch orientierte Änderung der agrarpolitischen Rahmenbedingungen, wir brauchen zweitens eine bessere Abstimmung von landwirtschaftlichen Nutzungsan-

sprüchen und ökologischen Zielen in der Fläche – hierzu wird das Umweltministerium in Kürze eine neue Initiative starten –, und wir brauchen drittens die Zusammenarbeit bei einzelnen Projekten vor Ort, wie schon erwähnt. Ich bedaure es, daß diese sachlichen Notwendigkeiten und die gemeinsamen Grundanliegen von Umweltschutz und Landwirtschaft nicht immer genügend Niederschlag im politischen Raum finden.

*Gesetzlichen Grundschutz für Streuobstwiesen
im Naturschutzgesetz verankern*

Die diesjährigen Hauptpreise und öffentlichen Anerkennungen sind für mich eine klare Bestätigung dessen, was ich soeben ausgeführt habe. Die Erhaltung der Kulturlandschaft geschieht am besten durch weitere schonende Nutzung. Neben den Heideflächen sind die Streuobstwiesen ein weiteres wichtiges Beispiel.

Diese für viele Gegenden unseres Landes so typischen und prägenden Nutzungsflächen sind für den Naturschutz von besonderer Bedeutung. Ich begrüße daher alle privaten Initiativen sehr, die auf die Erhaltung dieser ökologisch und landschaftlich wertvollen Biotope gerichtet sind; insbesondere dann, wenn sie die Förderung und Sicherstellung der Vermarktung der Streuobstprodukte zum Ziel

haben. Umweltschutz muß eben nicht gegen, sondern mit der Wirtschaft und den Kräften des Marktes realisiert werden: Wenn eine ständige Nachfrage, z. B. nach Apfelsaft aus heimischen Streuobstanlagen und zu ausreichenden Preisen entsteht, so sichert diese mit am besten den Erhalt der Anlagen oder sogar die Ausweitung. Ich freue mich darüber, daß unter den Hauptpreisen und auch bei den öffentlichen Anerkennungen mehrere Streuobstprojekte zu finden sind.

Trotz solcher Initiativen und Erfolge machen uns die Streuobstflächen Sorgen. Der Trend, Streuobstwiesen in Bauland, in Intensiv-Obstanlagen oder in Ackerland umzuwandeln, hält landesweit ungebrochen an. Wir wollen und müssen diesen Trend stoppen. Die Landesregierung hat darum den «verstärkten Schutz von Streuobstwiesen» in ihre Koalitionsvereinbarung aufgenommen. Derzeit wird im Umweltministerium eine Gesamtkonzeption zum verstärkten Schutz von Streuobstwiesen vorbereitet:

– Sie soll erstens den Naturschutzbehörden und Kommunen Kriterien an die Hand geben, um gezielter ökologisch besonders hochwertige Streuobstbestände als Natur- oder Landschaftsschutzgebiet oder als geschützten Grünbestand auszuweisen.

– Zweitens soll sie durch punktuelle Verstärkung der schon bestehenden Fördermöglichkeiten die



Im Bodenseehinterland gibt es nicht nur Niederstammanlagen für Tafelobst, sondern in den Streuobstwiesen auch solche Prachtexemplare wie diesen Baum der Marke Kickacher Sämling.

Unterhaltung von Streuobstflächen und die Vermarktung von Streuobstprodukten verbessern helfen.

– Schließlich geht es darum, einen differenzierten gesetzlichen Grundschutz für Streuobstwiesen im Naturschutzgesetz zu verankern. Es ist daran gedacht, Streuobstbestände mit einem sogenannten präventiven Umwandlungsverbot mit Erlaubnisvorbehalt zu belegen. Konkret heißt das, daß eine Genehmigungspflicht für Umwandlung – mit strengen Voraussetzungen für Ausnahmegenehmigungen – und eine entsprechende Ausgleichspflichtigkeit besteht. Eine ähnliche Regelung hat sich im Zusammenhang mit dem Walderhaltungsgebot im Landeswaldgesetz seit langem bewährt.

Ich hoffe, diesen Gesetzentwurf nach Abstimmung und Anhörung bald in den Landtag einbringen zu können, so daß der von der Landesregierung vereinbarte «verstärkte Schutz» noch in dieser Legislaturperiode wirksam werden kann.

Naturschutzzentrum Wilhelmsdorf am Pfrunger Ried – Land und Verbände ziehen an einem Strang

Die Streuobstwiesen sind auch ein Beispiel dafür, wie private Initiativen, ehrenamtliche Arbeit und staatlicher Naturschutz ineinandergreifen müssen. Die privaten Naturschützer und die Naturschutzverbände sind unsere Bündnispartner. Das gilt auch für den Schwäbischen Heimatbund. Jeder der Bündnispartner kann in seinem Bereich engagiert an den gemeinsamen Zielen wirken:

– Sie können, nicht zuletzt mit der Verleihung des Kulturlandschaftspreises, eine breite Wirkung in der Öffentlichkeit entfalten und private Initiativen fördern, unterstützen, anregen.

– Politik und Verwaltung haben erstens Rahmenbedingungen zu geben und gesetzliche Vorschriften umzusetzen. Sie haben zweitens die verfügbaren Haushaltsmittel zielgerichtet in entsprechende Investitionen und Projekte zu leiten.

Lassen Sie mich diese Möglichkeiten und Chancen der gemeinsamen Arbeit an gleichen Zielen an einem letzten Beispiel verdeutlichen: die Verbesserung der Öffentlichkeitsarbeit und der öffentlichen Akzeptanz des Naturschutzes vor Ort.

Wir haben hier mit der Eröffnung des Naturschutzzentrums Erichskirch am Bodensee vor ein paar Wochen einen guten Schritt vorantun können. Parallel dazu wurde das bereits seit acht Jahren bestens bewährte Naturschutzzentrum in Bad Wurzach organisatorisch gefestigt, und es kann in wenigen Wochen nach umfangreichen Baumaßnahmen ein neues, wesentlich größeres und geeigneteres Domi-

zil beziehen. Das Naturschutzzentrum in Schopfloch wird ebenfalls bald folgen.

Der Schwäbische Heimatbund hat seinerseits vor wenigen Tagen die Einweihung seines Naturschutzzentrums Pfrunger-Bergweiler Ried in Wilhelmsdorf im Landkreis Ravensburg gefeiert. Ich möchte Ihnen dazu noch sehr herzlich gratulieren. Leider konnte ich an der Veranstaltung nicht teilnehmen, freue mich aber, daß wir von der Stiftung Naturschutzfonds aus finanziell zur Entstehung des Zentrums beitragen konnten.

Abschließend möchte ich allen Gewinnerinnen und Gewinnern der Hauptpreise und der öffentlichen Anerkennungen zu ihrem Erfolg gratulieren. Hinter den vielen aufwendigen, oft mühseligen Pflege-, Erhaltungs- und Wiederherstellungsarbeiten von besonderen Gebieten, Hecken, Gehölzen und Feuchtgebieten steckt viel Engagement und persönlicher Einsatz. Ich sage Ihnen allen: Wir brauchen Sie! – Wir brauchen diese «klassischen» Leistungen der Landschaftspflege, insbesondere auch für den Artenschutz. Es ist ganz klar: Ohne den engagierten Einsatz der ehrenamtlichen Naturschützer wäre der Erhalt der Kulturlandschaft nicht in diesem Umfang möglich.

Dem Schwäbischen Heimatbund gratuliere und danke ich nochmals für die Auslobung des Kulturlandschaftspreises und wünsche ihm und unserer heimatlichen Landschaft auch weiterhin recht viele preiswürdige Leistungen.

Kulturlandschaftspreis 1995

Der Schwäbische Heimatbund und der Württembergische Sparkassen- und Giroverband setzen sich mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln dafür ein, daß die durch Menschenhand in Jahrtausenden geschaffene Kulturlandschaft mit ihrer Flora und Fauna geschützt, sowie die Artenvielfalt und Schönheit der heimischen Fluren bewahrt werden. Der unersetzliche Reichtum verschiedenartiger und zugleich unverwechselbarer Landschaftsbilder als gewachsene Ökosysteme und Kulturgüter soll auch kommenden Generationen erhalten bleiben.

Diese ganzheitliche Zielsetzung beruht auf den Erkenntnissen historisch bewährter Bewirtschaftungsformen und den Erfahrungen der Landnutzung im Einklang mit der Natur. Sie soll Beispiel geben für die Versöhnung von Ökonomie und Ökologie, sowie eine realistische Orientierung für die Praxis vor Ort bieten.

Weitere Angaben siehe **sh-intern**, S. 93

Raimund Waibel Museen des Landes: Das Siegelmuseum im Schloß Waldenburg

Das Schloß Waldenburg von Süden. Der Trakt rechts ist der ehemaligen Schildmauer der mittelalterlichen Burg vorgebaut und birgt heute das Siegelmuseum.



Eingangs der Siegel- und Münzausstellung im Schloß Waldenburg nahe Öhringen ruht auf dem blauen Polster einer Kutsche ein Schild mit einem ebenso humorvollen wie für Museen höchst ungewöhnlichen Hinweis: *Verehrte Herren Einbrecher, das ausgestellte Material ist alles falsch. Bitte lassen Sie's liegen. Vielen Dank!* Und in der Tat, die rund zweitausend Objekte im Siegelmuseum im Waldenburger Schloß sind alle aus Gips, Wachs und Kunststoff sowie im Falle der Münzen aus nichtedlem Metall: Hinter dicken Vitrinenscheiben liegen ausschließlich Abgüsse von Hunderten von Siegeln und Münzen. Ein Museum der Faksimile also, im Besitz des Gesamthauses Hohenlohe, verwaltet und präsentiert vom Familienzweig Hohenlohe-Waldenburg. Materiell gesehen wertlose Stücke, doch welche ideellen, wissenschaftlichen Schatz bergen die Vitrinen! Um es vorweg zu nehmen: Das Siegelmuseum bietet einen in Deutschland – und vielleicht in ganz Europa – einmaligen Überblick über die Sphragistik, die Siegelkunde (von griechisch *sphragís*, das Siegel), ergänzt durch sehr umfangreiche Sammlungen von Siegeln sowie Münzen und Medaillen der verschiedenen Zweige des Hauses Hohenlohe, die den territorialen und dynastischen Bezug der Ausstellung herstellen.

Fürst Friedrich Karl I. zu Hohenlohe-Waldenburg – Sammler und Erforscher von Münzen und Siegeln

Mit der Wissenschaft der Sphragistik ist das Haus Hohenlohe auf ganz besondere Art verbunden, kann doch Fürst Friedrich Karl I. zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst (1814–1884) – ohne je eine entsprechende historische oder archivarische Ausbildung genossen zu haben – als einer der Väter dieser erst im 19. Jahrhundert geborenen Wissenschaft gelten. Daß eines der ersten bekannten Siegel des Hauses Hohenlohe aus dem 13. Jahrhundert zugleich das erste deutsche Siegel ist, das eine Jahreszahl mit arabischen Ziffern ausweist, mag gleichsam symbolisch wirken, wie eine Klammer, die das Haus Hohenlohe mit der Sphragistik verbindet. Dieses Siegel könnte nämlich in einem Siegelmuseum durchaus an hervorgehobener, ja an einer zentralen Stelle der Ausstellung stehen. Es wurde einst von Gottfried von Hohenlohe († 1254) verwandt, einem engen Vertrauten Kaiser Friedrichs II., für den der Hohenloher als Verwaltungsgraf in der Romagna amtierte. Die arabischen Ziffern könnte man durchaus in Zusammenhang mit Friedrich II. sehen, der ja bekanntermaßen arabischer Bildung und den arabischen

Wissenschaften gegenüber sehr aufgeschlossen war und wohl sogar die arabische Sprache beherrschte. Die Tatsache, daß der noch erhaltene und heute im Archiv in Neuenstein verwahrte silberne (!) Siegelstempel offenbar von einem bedeutenden Meister seines Fachs geschnitten wurde, hat schon früh dazu geführt, in ihm ein Geschenk des Stauferkaisers an Gottfried zu sehen. Eine schöne Geschichte, gewiß, doch beweisen läßt sie sich leider nicht, wie Fürst Friedrich Karl, seit dem Tod seines Vaters 1982 Chef des Hauses Hohenlohe-Waldenburg, der das Museum konzipierte und einrichtete, bescheiden anmerkt. Nicht weniger bescheiden rangiert denn auch dieses höchst bemerkenswerte Siegel nicht in der Reihe der kaiserlichen Siegel oder jener des hohen Adels, sondern unter den Siegeln des Hauses Hohenlohe, einer gesonderten Abteilung der drei Räume umfassenden Siegel- und Münzpräsentation.

Doch kehren wir zurück ins 19. Jahrhundert zu Friedrich Karl I. zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst. In der Zeit des Biedermeiers hatte sich erst bei wenigen Mediatisierten, von denen viele innerlich schwer unter dem Verlust der Souveränität ihrer Herrschaften litten, die Erkenntnis durchgesetzt, daß es unter den veränderten Bedingungen der nach-napoleonischen Zeit nun galt, die Standesherrschaft durch den Ältesten wenigstens wirtschaftlich «regieren» zu lassen und «da zu sein». So kann man es durchaus auch als eine Art Flucht bezeichnen, wenn es der 1814 geborene Standesherr zunächst einmal vorzog, das ihm aufgezwungene

württembergische Vaterland zu verlassen, um erst in österreichische und wenig später in russische Dienste zu treten. In Petersburg wurde Zar Nikolaus recht bald auf den Hohenloher Prinzen aufmerksam und förderte ihn nach Kräften. Das Verhältnis zwischen dem Herrscher aller Reußen und seinem deutschen Offizier war bald außergewöhnlich eng – eine Art Vater-Sohn-Beziehung –, und auch als Friedrich Karl, der für den Zaren unter anderem in dessen Feldzug gegen die aufständischen Tscherkessen 1837/38 diente, von seinem Vater 1839 wieder nach Deutschland zurückgerufen wird und am 26. Dezember desselben Jahres die Herrschaft übertragen erhält, bleibt die Verbindung ungetrübt, von gegenseitiger Wertschätzung geprägt.

Seit Dezember 1839 residierte und «herrschte» Fürst Friedrich Karl I. in Kupferzell. Es galt, die Herrschaft von der drückenden Last hoher Schulden zu befreien, die Wirtschaft und vor allem den Wald zu sanieren. Über die politischen Ansichten des jungen Fürsten vor dem Eintritt in russische Dienste ist wenig bekannt, doch deutet viel darauf hin, daß Friedrich Karl seine dezidiert konservative, ja reaktionäre Prägung in Petersburg erhielt, diese zumindest dort verstärkt wurde. 1848 war er Mitglied des Frankfurter Vorparlaments, doch den Rest der deutschen Revolution erlebt der Fürst vorsichtshalber im Exil in Brüssel; erst im Mai 1849 kehrt er nach Kupferzell zurück.

Man wird nicht fehlgehen in der Annahme, das zutiefst konservative Empfinden des Fürsten, das Fühlen um zu Bewahrendes und zu Erhaltendes, sei



Die Siegelsammlung des Fürsten Friedrich Karl I. von Hohenlohe-Waldenburg ruht in der ehemaligen Kelter des Schlosses hinter dicken Vitrinenscheiben. Rechts die alte Schildmauer.

auch wesentliche Triebfeder seiner vor allem in der zweiten Jahrhunderthälfte zu Tage tretenden wissenschaftlichen Betätigung gewesen. Bis zu seinem Tod 1884 tritt uns der Fürst als vielfacher Verfasser geschichtswissenschaftlicher Werke entgegen. Neben Veröffentlichungen zur Geschichte des Hauses Hohenlohe sind dabei die unzähligen ins Fach Sphragistik fallenden Schriften hervorzuheben. Ein rastloses Sammeln von Münzen und Siegeln ergänzte die Arbeit mit der Feder. Unter Friedrich Karl entstanden die hohenlohische Münzsammlung und vor allem die uns besonders interessierende Sammlung von schließlich rund 4000 Siegelabgüssen, quasi ein Nebenprodukt seiner Beschäftigung mit der Sphragistik und Numismatik, Anschauungs- und Vergleichsmaterial für den Forscher in einer Zeit, in der noch nicht in gleichem Maße wie heute auf fotografische Abbildungen zurückgegriffen werden konnte.

Exponate in den Vitrinen, Schrifttafeln an der Wand – Waldenburger Siegelmuseum in der Kelter beim Schloß

In der Tatsache, daß die Sammlungen aus wissenschaftlichem Interesse angelegt wurden, findet auch der Umstand Erklärung, daß alle Ausstellungsstücke «falsch» sind: Die Siegel von den Urkunden abzuschneiden oder zu lösen, wäre eine wissenschaftliche Barbarei sondergleichen gewesen. Auch die Münzsammlung Friedrich Karls I., die ohnehin eine Rekonstruktion der ursprünglichen Sammlung des 19. Jahrhunderts darstellt, da diese 1945 nach dem Brand des Waldenburger Schlosses gestohlen worden war, ließ das Haus Hohenlohe reproduzieren, da die Sammlung viel zu wertvoll ist, um in Vitrinen ausgestellt zu werden. Zudem kann man so nun beide Seiten der Münzen zeigen, was ja sonst kaum ginge. Fürst Friedrich Karl I. hatte sich mit Abgüssen der Siegel begnügt, da es ihm ja nicht auf den materiellen Wert, auf die Echtheit der Stücke ankam, sondern auf deren Geschichte, auf ihre Aussage. Daß dabei trotzdem darauf geachtet wurde, daß die Abgüsse «schön» waren, gut ausgeführt und vollständig, versteht sich von selbst. Wie im 19. Jahrhundert üblich, wurden die Abgüsse oftmals noch eingefärbt – mit Schuhwische! – und dann wieder mit einem Tuch oberflächlich abgerieben. So erhielt das Siegel besonders kontrastreiche Konturen, die noch heute dazu beitragen, daß die Siegel in der Ausstellung recht klar zu «lesen» sind. Verloren ging dabei die Originalfarbe der Siegel, was aber angesichts der so erreichten Kontrastschärfe zu verschmerzen ist. Ursprünglich wurden die Siegel in mit Harz gefestigtes Bienenwachs gedrückt. Erst



Reitersiegel Gottfrieds von Hohenlohe (genannt 1219–1254). Abdruck eines silbernen Siegelstempels von 5,5 cm Durchmesser, erstmals mit arabischen Ziffern: 1235. Gottfried von Hohenlohe war Verwaltungsgraf des Kaisers in der Romagna, danach Reichsrat und Erzieher des unmündigen Königs Konrad IV.

seit dem 12. Jahrhundert wurde das Material auch eingefärbt, meist rotbraun, grün oder blau. Das Rotwachs-Privileg von Kaiser und Papst läßt sich nicht vor dem Spätmittelalter nachweisen.

Friedrich Karl I. von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst hat seine Sammlung testamentarisch dem Gesamthaus Hohenlohe vermacht. Bis etwa 1948 wurden die Münzen im Schloß Waldenburg, die Siegel in einem, übrigens noch erhaltenen Schrank des Fürsten in der Stiftskirche in Öhringen verwahrt, danach im Hohenlohe-Zentralarchiv in Neuenstein. 1970 beschloß das Haus Hohenlohe, die Sammlung als Leihgabe nach Waldenburg zu geben. Seit 1971 ist sie in der jetzigen Form im Waldenburger Schloß in der Kelter, die an die ehemalige Schildmauer der mittelalterlichen Burg angebaut ist, der Öffentlichkeit zugänglich.

Die Idee, mittels Siegel die Echtheit eines Schriftstücks oder einer Ware zu garantieren, ist gleichsam so alt wie die Welt, die man gemeinhin die zivilisierte nennt: Bereits vor Jahrtausenden waren in Mesopotamien sogenannte Rollsiegel und in Ägypten Siegelringe in Gebrauch. Die Römer verwandten später zum gleichen Zweck kunstvoll geschnittene Gemmen. Römische Gemmen kaiserlicher Provenienz als Siegel-«Stempel» verwandten auch die merowingischen und karolingischen Herrscher. Im Rückgriff auf alte römische Gemmen mag auch ein Hinweis auf den Anspruch der Karolinger gesehen



Gemmensiegel Kaiser Ludwigs des Deutschen von 846, Ø 6,2 cm. Die unerreichte Qualität des antiken Steinschnitts ließ die Karolinger noch größtenteils römische Gemmen mit Kaiser- oder Götterbildern als Siegel benutzen.



Thron- oder Majestätssiegel Kaiser Friedrich I. Barbarossa von 1157, Ø 7 cm. Die Thron-, später auch Majestätssiegel genannten Siegel waren unter den weltlichen Würdenträgern fast ausschließlich den deutschen Königen und Kaisern vorbehalten.

werden, in der Tradition des Imperium Romanum zu stehen.

Mit den Abgüssen karolingischer Siegel setzt die Waldenburger Siegelsammlung ein. Ältere oder gar außereuropäische Siegel lagen offenbar nicht im Blickfeld des konservativen Sphragisten und Heraldikers. Sein Interesse galt dem deutschen Mittelalter. In der Sammlung befinden sich daher auch nur wenige – aber ausgesucht schöne – ausländische Siegel, von denen im Museum einige Beispiele unter anderem in einer kleinen separaten Vitrine gezeigt werden.

Die Anordnung der ausgestellten Siegel ist so bestechend wie einfach: In den Vitrinen ruhen die Exponate, an der Wand informieren Schrifttafeln über Bedeutung, Entstehung und Entwicklung des Siegelwesens. Diese Texte entstanden Anfang der siebziger Jahre unter maßgeblicher Beteiligung von Dr. Eberhard Gönner, Präsident der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg. Die Anordnung folgt übrigens weniger ikonographischen Gesichtspunkten, sondern orientiert sich – unter Beachtung der Chronologie und Rangordnung – mehr an familiären und dynastischen Zusammenhängen sowie im Falle der Städtesiegel an Bedeutung und Stellung der Städte im Reich. In der ersten Vitrine nach Passieren des Eingangs finden sich kaiserliche und königliche Siegel, streng in der Abfolge der Herrscher; nur wenige Regenten fehlen, doch erfahren auch Gegenkönige und Gegenkaiser Erwähnung. Weitere Vitrinen sind den Kurfürsten und dem ho-

hen sowie dem niederen Adel, der Geistlichkeit, aber auch den Städten und dem Bürgertum gewidmet.

Herrschersiegel zeitlich geordnet

Die chronologische, an der Abfolge der Herrscher orientierte Präsentation in der ersten Vitrine erlaubt einen Überblick über die Entwicklung der deutschen Herrschersiegel von der Gemme über die ersten «Portrait»-Siegel der Ottonen (Brustbild) und die Einführung des bekannten Majestäts- oder Thronbild-Typus unter Kaiser Heinrich II., das in der Gotik und in der Renaissance nachgerade schwülstige, übersteigerte Formen annehmen sollte, bis hin zu den oft kaum weniger aufwendig verzierten Wappensiegeln, wie sie etwa seit dem 17. Jahrhundert vorherrschen. Wo im Falle der Herrscher Vollständigkeit anzustreben ein zwar ehrgeiziges, aber nicht vermessen Ziel erscheint, war dies im Falle des Adels, der Geistlichkeit und anderer Stände naturgemäß nicht mehr möglich. Zwar finden noch alle drei geistlichen und vier weltlichen Kurfürsten Erwähnung, wobei im Falle der erblichen weltlichen Kurfürstenwürde wenigstens ein Siegel jeder das Amt einnehmenden Dynastie gezeigt wird, also beispielsweise im Falle der Kurfürsten von Brandenburg Siegel der Askanier, der Wittelsbacher und schließlich der Hohenzollern, doch im Folgenden wurde ein repräsentativer Querschnitt durch die Welt der Siegel des mittel-

Reitersiegel des Adels, darunter weibliche – auch Bürger und Zünfte besaßen «Buch und Siegel»

Die Siegel des deutschen Adels in Mittelalter und früher Neuzeit bestehen in der überwiegenden Mehrzahl zum einen aus sogenannten Reitersiegeln, auf denen ein Ritter im Harnisch, das Schwert hoch erhoben, auf einem galoppierenden Roß abgebildet ist, zum andern aus sogenannten Wappensiegeln, die das Wappen des Sieglers tragen, oft «gemehrt» durch eine mehr oder weniger aufwendige Helmzier. Wappen einerseits, Harnisch und Schwert und somit kriegerische Attribute andererseits, dürfen lange als typische Zeichen des Adels gelten. Später freilich führen auch Bürger Wappen, teils sogar mit Helmzier. Doch wird man wohl lange nach einem bürgerlichen Reitersiegel suchen müssen. Der Zug ins Feld, vor allem zu Pferd zum «ritterlichen» Zweikampf, das ist im Verständnis des Mittelalters und der frühen Neuzeit nicht die Welt des Bürgers.

Weibliche Reitersiegel, die gibt es allerdings. Dabei erscheint die adlige Frau auf ihrem Siegel natürlich nicht als Krieger, sondern reitet zur Jagd aus, oft mit dem Falken auf dem Arm. Auch Männer führen hin und wieder Jagdattribute im Siegel, hauptsächlich die Söhne, wenn sie noch zu Lebzeiten des Vaters siegeln. Ein schönes sogenanntes Junkersiegel liegt in der Waldenburger Ausstellung im Siegel des Simon von Montfort vor.

Nicht weniger aussagefreudig sind meist die Siegel der Kirche: Kardinäle, Bischöfe und Äbte erscheinen sowohl auf ihren Amtssiegeln wie auf ihren privaten Siegeln in vollem Ornat, teils im Brustbild, teils einem Thronsiegel nicht unähnlich frontal von vorne, teils stehend (Standbild), in der Gotik dann meist vor dem Hintergrund einer imposant-filigranen gotischen Architektur. Der Herrschaftsanspruch der Kirche als zweite Kraft neben König und Adel ist unübersehbar. Auf den Siegeln der Klöster und Stifte rangiert nicht selten der Schutzpatron, sehr häufig ein Marienbild. Auffällig bescheiden, auch eher klein, die Siegel der Ritterorden, im Waldenburger Siegelmuseum vertreten durch den Deutschorden und die Johanniter. Papstsiegel, sogenannte Bullen, seit dem 7. Jahrhundert traditionellerweise meist aus Blei, seltener aus Gold, sind in der Sammlung nicht vertreten.

Wenden wir uns den Städtesiegeln zu, so erscheinen dort neue sphragistische Zeichen, in erster Linie Mauern und Türme der Befestigungsanlagen, die im Verständnis der Zeit untrennbar zu einer Stadt gehörten, aber auch der Stadtpatron oder «redende» städtische Symbole wie im Falle der Stadt Hallein der zwei Salzfüßer tragende Salzarbeiter oder Kaufmann, schließlich der Reichsadler in den Siegeln der Reichsstädte, der teilweise auch als heraldisches Beiwerk auf den Herrschersiegeln zu sehen ist. Auffallend ist bei den Städten – im Vergleich zu jenen des Adels und der Geistlichkeit –



Graf Eberhard im Bart von Württemberg, Reitersiegel von 1361, Ø 7,4 cm. Reitersiegel sind charakteristisch für den gesamten Herrenstand und insbesondere für die sich seit dem 13. Jahrhundert durchsetzenden Landesherren.



Hedwig Gräfin von Ravensberg, Siegel von 1290, Ø 6,4 cm. Damen benutzten in ihren eigenen Angelegenheiten Siegel von hoher Qualität. Hier wird die Siegelinhaberin zu Pferd bei der Beizjagd gezeigt.



Links: Heinrich Graf von Saarbrücken, Bischof von Worms, 1233, Ø 7,3 × 5 cm. Geistliche Würdenträger haben besonders früh schon Siegel benutzt. Typisch für geistliche Siegel ist ihre spitzovale Form.

Mitte: Johanniterorden zu Schwäbisch Hall, 1366. Typisch für alle Ritterorden sind ihre kleinen Siegel. Dieses nur 3,2 cm Durchmesser aufweisende Siegel zeigt das abgeschlagene Haupt Johannes des Täuferers auf der Schüssel.

Rechts: Siegel des Augustiner-Eremitenklösters in Tübingen, 14. Jahrhundert, Ø 5,2 × 3,4 cm.

die Größe der Siegel: eines der Stadt Trier besitzt einen Durchmesser von 12,7 cm! Sie stehen teilweise umgekehrt proportional zur Bedeutung des siegelnden Gemeinwesens. So wird es nicht verwundern, daß nicht nur die großen Städte und die Reichsstädte reich verzierte Siegel führten, sondern im Laufe der Zeit auch die kleineren Städte und – noch im Mittelalter – sogar die Dörfer. Eine kleine Sonderreihe ist den Siegeln Schweizer Städte gewidmet.

In engem Zusammenhang mit den Städten steht das Bürgertum, dessen Aufstieg mit dem 12./13. Jahrhundert einsetzte. Die Städte entwickelten sich zu Zentren des Handels, die die Produkte der Handwerker und Bauern weiter vermittelten. Im Zuge eines laufend zunehmenden bürgerlichen Schriftverkehrs und der allmählichen Übernahme der städtischen Verwaltung durch bürgerliche Beamte entstehen vermehrt auch Siegel der Bürger. Schließlich siegeln nicht nur die vom Stadtherrn eingesetzten Amtsmänner, Schultheißen und Notare in den Städten, sondern auch einzelne Richter, Ratsherren und Patrizier, bald aber auch die Bürger ohne Amt sowie die Interessenvertretungen der Handwerker, die Zünfte. Als besonders schöne Amtssiegel sind im Schloß Waldenburg die Siegel der Schultheißen von Danzig und Schwäbisch Hall ausgestellt; letztes übrigens wieder ein «redendes» Siegel, das den Haller Pfennig, den Heller im Bild führt. Ein Siegel der Lübecker Kürschnerzunft steht

für die recht seltenen Zunftsigel. Ein Unikat von besonderem wissenschaftlichen und kulturhistorischen Wert stellt das Siegel der Augsburger Judenschaft aus dem 14. Jahrhundert dar; das einzige seiner Art und aufgrund von in Waldenburg gemachten Abgüssen heute auch in Museen in Jerusalem, London und New York vorhanden.

Mit dem Bürgertum und seinen Gemeinwesen, den Städten, sind wir am Ende der Hierarchie der in Mittelalter und früher Neuzeit siegelführenden Schichten angelangt. Und hier endet auch die erste, die Hauptabteilung des SiegelMuseums im Schloß Waldenburg.

Münzen und Medaillen des Hauses Hohenlohe

Das heutige Schloß erhebt sich an der Stelle, an der sich bereits nachweislich um 1250 eine Burg des Hauses Hohenlohe befunden hat. Diese Burg wurde im 16. und 17. Jahrhundert unter anderem von Heinrich Schickhardt zu einem Renaissance-schloß umgebaut und erweitert, das im 18. Jahrhundert weitgehend einem Neubau im barocken Stil weichen mußte. Dieser große Barockbau wurde in den letzten Kriegstagen durch Artilleriebeschuß fast vollständig zerstört. Das Schloß brannte bis auf einen Turm, in dem sich das Archiv befand, vollständig aus. In diesem Turm mit seinen zwei Geschossen, dem «Unteren» und dem «Oberem Archiv», zwei verhältnismäßig kleinen, aber den bei-



Stadt Hallein, 14. Jahrhundert, Ø 6,8 cm. Die Stempel der Stadt-siegel werden meist unverändert über die Jahrhunderte hinweg benutzt. Deshalb bleibt das Siegelbild oft stark archaisch.



Siegel der Judenschaft zu Augsburg, 1298, Ø 5,2 cm. Als «Reichskammerknechte» führen die Juden hier schon den Doppeladler als Zeichen des Reichs in ihrem Siegel, darüber ein Judenhut. Siegel mit lateinischer und hebräischer Inschrift.

den einzigen original erhaltenen Räumen des Waldenburger Schlosses, findet man heute die beiden weiteren, der Münz- und Siegelgeschichte des Hauses Hohenlohe gewidmeten Abteilungen des Siegel-museums.

Im «Unteren Archiv», wo in den sechziger Jahren eine Renaissancebemalung freigelegt werden konnte, befindet sich das hohenlohische Münzkabinett. Auch es besteht, wie eingangs erwähnt, ausschließlich aus Abgüssen, aus Reproduktionen. Münzen und Medaillen des Hauses Hohenlohe aus der Zeit des Hochmittelalters bis in die letzten Jahre der Selbständigkeit um 1800 kommen hier zur Geltung, ergänzt durch Gedenkmedaillen der Hohenloher bis in unser Jahrhundert.

Es würde den Rahmen dieser Darstellung sprengen, wollte man die Hunderte von Münzen im einzelnen vorstellen. Mittelalterliche Pfennige sind darunter – auch solche von Hohenloher Bischöfen –, Gulden und Dukaten sowie Dutzende kleinerer Umlaufmünzen. Viele dieser Münzen haben eine «Geschichte». Nicht nur die Gedenkmünzen, zu deren ureigenem Wesen das Ereignis gehört, an das erinnert werden soll, sondern auch manche Umlaufmünzen. Nicht unberührt wird den Besucher etwa das Schicksal des Grafen Georg Friedrich von Hohenlohe lassen, der im Dreißigjährigen Krieg 1632 zum schwedischen Statthalter im Schwäbischen Kreis mit Sitz in Augsburg aufstieg, mit den Schweden von dort wieder vertrieben wurde und – in kaiserliche Ungnade gefallen – seine Herrschaft, die Grafschaft Weikersheim, auf Lebenszeit verlor

und schließlich eine Gedenkmünze auf die Unbeständigkeit seines Schicksals, also seines Unglücks, prägen ließ. Bedauern wird man angesichts dieser und anderer Geschichten, Lebenswerke und Ereignisse, daß diese dem Besucher zwar im Rahmen einer Führung erläutert werden, er diese aber ohne eine solche nicht erfahren wird und man das Wissen darüber nicht auch in gedruckter Form mit nach Hause nehmen kann.

Daß auch der Blick in die Geschichte von Umlaufmünzen Erstaunliches, ja Ergötzliches zu Tage zu fördern vermag, kann die Geschichte hohenlohischer Fünfzehn-Kreuzer-Stücke, sogenannter «Orts-gulden», des Jahres 1685 vermitteln. Diese Ortsgulden ließ Graf Ludwig Gustav von Hohenlohe-Schillingsfürst aufgrund eines kaiserlichen Privilegs, das er vermutlich durch Bestechung eines Beamten des Reichshofrates erhalten hatte, als Nachprägung einer kaiserlichen Münze in verschiedenen Münzstätten Süddeutschlands massenhaft anfertigen. Problematisch dabei war, daß die Münzen erheblich weniger Silber, als es dem Nennwert entsprochen hätte, enthielten. So blieb dem Grafen nach Abzug der Kosten für das Silber und der Entlohnung der Münzmeister ein satter Gewinn, mit dem er seine Schulden, entstanden vor allem durch ausstehende Zahlungen für seine Dienste als kaiserlicher Gesandter, beglich. Als der Kaiser das Privileg wenig später widerrief, hatte Graf Ludwig Gustav bereits so viele minderwertige Münzen geprägt und unter die Leute gebracht – zum Schluß noch einige Wagenladungen nach Frankreich –, daß sein Vermögen

als saniert gelten konnte; allerdings zu Lasten jener, die die «kaiserlichen» Münzen im guten Glauben angenommen hatten.

Mehrere hundert Siegelabgüsse spiegeln die Geschichte der Grafen und Fürsten zu Hohenlohe

Wenden wir uns schließlich dem «Oberen Archiv» zu, wo in Tischvitrinen mehrere hundert Abgüsse von Siegeln des weitverzweigten hohenlohischen Familienverbandes ruhen – unter ihnen auch das eingangs erwähnte Siegel des Gottfried von Hohenlohe, dem Vertrauten Kaiser Friedrichs II. –, so gelangen wir noch einmal in die Wunderwelt der Sphragistik. Der Aufstieg der Herren von Hohenlohe, die im 13. Jahrhundert urplötzlich in nächster Nähe der Staufer auftauchen, ist unzweifelhaft mit eben jenem Herrschergeschlecht verbunden, mit dem sie durch Heirat einer natürlichen, also außerehelichen Tochter König Konrads III. wohl auch eng verwandt waren, wie die Forschungen von Hansmartin Decker-Hauff und Gerd Wunder ergaben. Diese enge Verwandtschaft würde dann auch hinlänglich die vielen hohen und verantwortungsvollen Ämter erklären, mit denen die Hohenloher durch das Kaisergeschlecht belehnt wurden.

Mit dem Untergang der Staufer schwinden auch Einfluß und Macht der Grafen von Hohenlohe, nicht zuletzt hervorgerufen durch die Konkurrenz mächtiger Nachbarn und aufblühender Städte, aber auch durch viele Erbteilungen und damit Verzweigung der Familie in mehrere Äste. Diese für die Familie negative Entwicklung spiegelt sich auch in ihren Siegeln wider, die im Laufe der Zeit immer kleiner, schmuckloser, ja unscheinbar werden. Wieder gilt, daß Größe und Gestalt eines Siegels Aussagen zulassen über die gesellschaftliche Stellung seines Besitzers. Erst etwa um 1450 kommt der Niedergang der Familie zum Stillstand, sie vermag ihre Stellung zu festigen und auch territorial wieder «zuzulegen». Und wieder zeugen die Siegel von diesem Prozeß.

Mit der Renaissance geht allerdings auch die Zeit des Wachssiegels langsam zu Ende. Urkunden werden nun meist nicht mehr auf Pergament, sondern auf weniger reißfestem Papier verfaßt. An die Stelle des angehängten Wachssiegels tritt mehr und mehr das aufgedruckte Lack- und das eingedrückte Papiersiegel, die zudem den Vorteil haben, weniger aufzutragen, platzsparender zu sein; ein nicht zu unterschätzender Vorteil in einer Zeit vermehrter Schriftlichkeit. Interessante Beispiele solcher Lack- und Papiersiegel, darunter einer hohenlohischen Lotto-Organisation – zur Sanierung der Staatsfinan-

zen – und einer hohenlohischen Brandversicherung – beide 18. Jahrhundert – beschließen neben einem Abdruck des Siegels des deutschen Reichskanzlers-Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst (1819–1901, Reichskanzler 1894–1900) diesen ebenso eigenwilligen wie faszinierenden Überblick über mehr als 700 Jahre Familiengeschichte anhand von in Wachs und Lack gedruckten Stempeln. Ein Überblick, der übrigens in keiner Weise Vollständigkeit anstrebt, denn die Grafen und Fürsten von Hohenlohe haben sich in zu viele Linien gespalten, zu groß ist die Anzahl der regierenden Fürsten sowie der Ämter und Institutionen, vermehrt noch durch jene in «fremden Diensten» Stehenden, etwa der kaiserlichen Beamten und der Bischöfe.

Faltblatt und Führungen empfohlen

Zugegeben, ein Besuch im Siegelmuseum im Schloß Waldenburg ist ein durchaus anstrengendes, die Aufmerksamkeit des Besuchers immerfort völlig in Anspruch nehmendes Unterfangen. Die erklärenden Schrifttafeln an der Wand führen ein in die Sie-



Das «hohenlohische Münzkabinett» im unteren Geschloß des alten Turmes. An Gewölben und Wand legte man in den 60er Jahren eine Renaissance-Bemalung frei.



Oben: «Fortuna Bulla», Gedenkmünze des Grafen Georg Friedrich von Hohenlohe auf die Unbeständigkeit seines Schicksals.

Unten: Wappensiegel Konrads von Hohenlohe, dem Bruder Gottfrieds (genannt 1219–1249), Ø 4,9 × 4 cm. Auch Konrad diente Kaiser Friedrich II. als Verwaltungsgraf, dann in hoher Position im Heiligen Land. Später erbaute sich Konrad die mächtige Burg Brauneck bei Creglingen an der Tauber.



gelkunde, zum anderen geben sie einen kleinen Überblick über die Geschichte des Hauses Hohenlohe. Außer Kurzbezeichnungen der vielen einzelnen Siegel und Münzen in den Vitrinen findet der Besucher allerdings keine Hinweise auf Besonderheit und Bedeutung der vielen Exponate. Es ist daher dringend anzuraten, das Museum im Rahmen einer Führung zu besuchen, zumindest aber an der Kasse das kleine Falblatt *Siegel aus tausend Jahren* zu erwerben, das auf einzelne herausragende Exemplare der Sammlung hinweist.

Nun werden zwar Zeitgenossen, die den Rang eines Museums nach dem materiellen Wert seiner Objekte bemessen, die vor allem Gold, Silber und Edelsteine und nur die großen Werke der europäischen Kunst als aufregend empfinden, in Waldenburg sicher etwas enttäuscht. Doch wer bereit ist, sich der Sphragistik und der Numismatik zu öffnen, wer forschenden Auges durch die Ausstellung geht und willens ist, die Aussagen der Siegel und Münzen und ihre Geschichte(n) aufzunehmen, derjenige wird das Waldenburger Schloß bereichert und beglückt verlassen.

LITERATUR:

Friedrich Karl Fürst zu Hohenlohe-Waldenburg: Friedrich Karl I., 5. Fürst zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, 1814–1884. In: *Württembergisch Franken*, Bd. 46, 1962.
 Paul Joseph: Ueber die Hohenloh'schen Ortsgulden kaiserlichen Gepräges. In: *Numismatische Zeitschrift*, Bd. XVIII, Wien 1886.
 Josef Albrecht: Die hohenlohischen Münzen, Siegel und Wappen. Öhringen 1865.
 Julius und Albert Erbstein: Die Sammlung hohenlohischer Münzen und Medaillen des fürstlichen Hauses Hohenlohe-Waldenburg. Dresden 1880.

Siegmuseum Schloß Waldenburg

Öffnungszeiten:

März-Oktober einschließlich:

Samstag 13.30–18.00 Uhr

Sonntag 10.00–12.00 und 13.30–18.00 Uhr

Gruppen ganzjährig jederzeit nach Voranmeldung

Führungen nach Vereinbarung

Eintrittspreise:

Erwachsene: 3,- DM

Kinder und Jugendliche ab 6 Jahren: 1,50 DM

Gruppen ab 5 Personen: 2,- DM pro Person

ERNST WALDEMAR BAUER und PETRA ENZ-MEYER: **Hinter der blauen Mauer: Bilder von der Schwäbischen Alb.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1993. 144 Seiten mit 184 Farbabbildungen und 10 Zeichnungen. Gebunden DM 79,-

An Bildbänden über die Schwäbische Alb gibt es keinen Mangel. In allen Formaten füllen mehr oder weniger brillante Hochglanzfotos die Regale der Buchhandlungen. Läßt man sich von den in erster Linie stimmungsvollen Farbfotos zum Blättern verführen, wird man vom Text – oft nicht mehr als dürftige Bildunterschriften – meist enttäuscht. Anders geht es einem dagegen mit Ernst Waldemar Bauers und Petra Enz-Meyers *Bilder(n) von der Schwäbischen Alb*. Bestechend schöne, großformatige Farbaufnahmen machen den Betrachter neugierig. Sie erregen Aufmerksamkeit und wecken ein Interesse an der Landschaft über das reine Wohlgefallen hinaus.

Schaut man sich diese Landschaftsaufnahmen an, dann möchte man wissen, warum die Landschaft so aussieht, wie sie eben aussieht, und was zu ihrer unverwechselbaren Eigenart beitrug. Dabei verzichten die Autoren keineswegs auf sogenannte Stimmungsaufnahmen, ja sie stellen eine solche vielmehr bewußt jedem der 25 Kapitel voran. Allerdings belassen sie es nicht bei der Stimmung. Vielmehr lenken sie mit dieser Aufnahme jeweils den Blick auf ein charakteristisches Merkmal der als Kulturlandschaft beschriebenen Region. Der Text erschließt diese Eigenart dann jeweils kenntnisreich im Verbund mit zusätzlichen Detailaufnahmen und Abbildungen historischer Dokumente oder auch schematischen Skizzen z. B. vom Höhlensystem des Blautopfs oder der eiszeitlichen Donauanzapfung im Blaubeurer bzw. Kirchener Tal.

Dabei beschränkt sich der Text des renommierten Filmemachers und seiner Koautorin nicht auf die naturwissenschaftliche Beschreibung der Phänomene, sondern betont immer das Zusammenspiel von Natur und Mensch. Seien es nun die schwäbischen Vulkane, die Kaiserberge oder das Heldenfinger Kliff, mag es um das Durchbruchstal der Donau, die bedrohte Kulturlandschaft der Wacholderheiden oder die eiszeitlichen Höhlen im Lone- und Achtal gehen, stets wird die Landschaft in ihrem Zusammenspiel von Geologie/Geographie, Historie und Kulturgeschichte gesehen, erklärt und als veränderliche beschrieben. So zwingt denn auch die Gliederung des Bandes der Vielfalt der Landschaft nicht etwa schematische Kategorien auf, sondern folgt, zumindest anfangs, einem literarischen Wegweiser, den der schwäbische Dichterpfarrer Eduard Mörike in der Gestalt des Schusterjungen Seppe im *Stuttgarter Hutzelmännlein* geschaffen hat. Ihm folgt nun der Leser auf seinem Weg von Stuttgart nach

Ulm quer über die Alb. Die Streifzüge führen von den Fildern, an der Teck und dem Hohenneuffen vorbei nach Urach und quer durch den abgelassenen «bodenlosen See» des Fischbachtals bis zum Blautopf. Vom Donauursprung geht es dann ins Durchbruchstal und zum Südrand der Schwäbischen Alb, schließlich «entlang der Mauer» von einer Burgruine des schroffen Albtraufs zur nächsten bis hin zum Meteoriteneinschlag im Steinheimer Becken und im Ries.

Mag Mörikes Märchen vom *Stuttgarter Hutzelmännlein* heute auch nicht mehr unbedingt auf brennendes Interesse stoßen, so sind dessen Landschaftsbeschreibungen doch von einer faszinierenden Genauigkeit und prägnanten Anschaulichkeit. Ihnen ist auch der zugkräftige Titel des Buches *Hinter der blauen Mauer* zu verdanken. – Nun mag ja bei der Erwähnung eines literarischen Wegweisers aus dem letzten Jahrhundert leicht der Verdacht entstehen, daß die Autoren im idyllisierenden Rückblick verharren – doch weit gefehlt. Bis in die unmittelbare Gegenwart werden Landschaftsveränderungen beschrieben und historische Entwicklungen oder Ereignisse aufgezeigt. Dabei geht es keineswegs immer nur um die positiven, «vorzeigbaren» Ereignisse, mit denen man die Schwäbische Alb gerne in Zusammenhang bringt. Es fehlt nicht einmal der Hinweis auf den Mißbrauch von Schloß Grafeneck in der NS-Zeit als Anstalt zur Krankentötung.

Zentrales Anliegen der Autoren ist der Schutz und Erhalt dieser Landschaft. Mit großem Ernst weisen sie auf die Gefährdung der Landschaft hin und mahnen den Schutz der Naturlandschaft auf der Schwäbischen Alb an. Sie warnen aber auch vor einer unversöhnlichen Polarisierung zwischen Landschaftsschutz und den Interessen der Alb-«Nutzer»: *Es muß gelingen, die Naturlandschaft auf der Schwäbischen Alb zu schützen. Konflikte mit Kletterern und Drachenfliegern, mit Paddlern und Mountainbikern, mit der Heerschar der Wanderer und dem Strom der Autos sind unvermeidbar. Kompromisse müssen gefunden werden, denn auch der Mensch hat einen Platz auf der Alb.*

So ist dieser sorgfältig und liebevoll ausgestattete Bildband, dem lediglich eine Landkarte fehlt, eine außerordentlich vielseitige kleine Landeskunde der Schwäbischen Alb geworden. Sie vermittelt auf unterhaltsame Art grundlegende Kenntnisse der Geologie, Geographie und der Botanik, aber auch der Heimatgeschichte und der Literatur der Schwäbischen Alb und macht darüber hinaus Lust, aufzubrechen, um das Gelesene vor Ort zu betrachten.

Benigna Schönhagen

DIETER PLANCK, OTTO BRAASCH, JUDITH OEXLE und HELMUT SCHLICHOTHERLE: **Unterirdisches Baden-Württemberg. 250000 Jahre Geschichte und Archäologie im Luftbild.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1994. 256 Seiten, 130 Abbildungen im Textteil, 76 ganzseitige farbige Luftbilder, z. T. mit Umzeichnungen, eine Zeittafel. Leinen DM 128,-

Zwölf Jahre nach Erscheinen des Buches *Das unterirdische Bayern* (vgl. unsere Besprechung in der Schwäbischen Heimat 1983, Heft 3, S. 259) folgt dieser in der Konzeption, der Ausstattung und im Format ähnliche Band über Baden-Württemberg. Der anspruchsvolle Untertitel *250 000 Jahre Geschichte und Archäologie im Luftbild* erweitert den im Bayernband genannten Zeitraum von 7000 Jahren in großzügiger Weise bis zurück zu den altsteinzeitlichen Jägerlagern im Travertin von Bad Cannstatt und den Höhlen im Lone- und Donautal. Streng genommen hat dies nichts mit Luftbildarchäologie zu tun, doch ermöglicht dieser Zeitrahmen den Autoren, einen Überblick über die Archäologie unseres Landes von der Urgeschichte bis zum hohen Mittelalter zu geben.

Im Textteil führt zunächst Prof. Dr. Dieter Planck, Präsident des Landesdenkmalamtes, in die Geschichte der landesarchäologischen Forschung ein und beschreibt die Aufgabenbereiche der Archäologischen Denkmalpflege. Gemeinsam mit ihm sind Dr. Helmut Schlichtherle, Leiter der archäologischen Arbeitsstelle Gaienhofen-Hemmenhofen am Bodensee, und Dr. Judith Oexle, die 1993 aus Konstanz zur Landesarchäologin des Freistaates Sachsen nach Dresden berufen wurde, für den historischen Textteil verantwortlich. In vier reich bebilderten und mit Übersichtsarten versehenen Abschnitten – Schlichtherle: Von der Steinzeit zur Bronzezeit; Planck: Die Kelten. Die römische Epoche; Oexle: Das Mittelalter – stellen sie unter Einbeziehung neuer Forschungsergebnisse die einzelnen Epochen und ihre archäologischen Hinterlassenschaften vor. Als Überleitung zum Tafelteil beschreibt Otto Braasch die Geschichte und die Arbeitsweise der Luftbildarchäologie.

Den Luftaufnahmen von Braasch, der 1993 den Württembergischen Archäologiepreis erhielt, verdanken wir einen riesigen Zuwachs neuer archäologischer Fundstellen im Land. 76 faszinierende Farbtafeln bilden eine Auswahl der schönsten und aussagekräftigsten Aufnahmen, die Braasch im Verlauf von fünfzehn Jahren an 1672 Flugtagen gemacht hat. Umzeichnungen auf der gegenüberliegenden Seite verdeutlichen die Einzelheiten der Fotos, und die Fachautoren erläutern in Begleittexten die im Luftbild erkennbaren Spuren sowie den archäologischen Zusammenhang der Fundstellen. Der Leser nimmt auf diese Weise indirekt an den Entdeckungen der Luftbildarchäologie und ihren Auswertungen teil, und er wird sich der Schätze bewußt, die das «unterirdische Baden-Württemberg» ungehoben noch birgt. Das letzte Foto gibt zu denken: Es zeigt, wie ein Landwirt eine Wagenladung ausgepflügten Baumaterials einer römischen Villa rustica abtransportiert, und wie damit durch die intensive landwirtschaftliche Nutzung ein fast zweitausend Jahre altes Denkmal Jahr für Jahr weiter zerstört wird.

Jeder an der heimatischen Geschichte und Archäologie interessierte Leser wird dieses hervorragende Werk wegen seines hohen Informationswertes und seiner qualitätsvollen Ausstattung immer wieder gerne zur Hand nehmen. Damit ist auch der nicht gerade billige Preis gerechtfertigt.

Siegfried Albert

HERBERT LIEDL und HARALD SCHUKRAFT: **Gärten und Parks in Baden-Württemberg.** Stürtz Verlag Würzburg 1993. 128 Seiten mit 104 Abbildungen, davon 88 in Farbe. Gebunden DM 58,-

Zum Europäischen Denkmalschutzjahr 1975 fand in Schwetzingen ein internationales Symposium zum Thema «Historische Gärten und Anlagen» statt. Seither ist der damals verabschiedeten Resolution, Gärten und Parks zu schützen und zu erhalten sowie nach Empfehlungen der Denkmalpflege wiederherzustellen, in vielen Fällen Rechnung getragen worden, sind einige Anlagen wieder in alter Pracht erstanden. So prächtig ist auch in 88 zum Teil doppelseitigen Abbildungen eine Auswahl von ihnen in diesem Buch dargestellt.

Effektvolle Ein- und Durchblicke mit ungewohnten und sehr reizvollen Blickwinkeln eröffnen eine ganz neue Sicht auf die Kunstschöpfungen im Stil der Renaissance und des Barocks, des «Englischen Landschaftsgartens» und des Historismus. Den Fotografien der Gärten von Stuttgart und Umgebung, Ludwigsburg, Leonberg, Weikersheim, Schwetzingen, Heidelberg, Bruchsal, Karlsruhe, Favorite bei Förch, Baden-Baden, Donaueschingen und der Insel Mainau sind kurze Texte hinzugefügt sowie z. T. historische Abbildungen. Aus Anlaß der IGA-EXPO '93, der Internationalen Gartenbauausstellung in Stuttgart, sind die Anlagen in Stuttgart und im Umland von der Landeshauptstadt besonders berücksichtigt worden.

Im Anhang ist dem Buch ein Glossar mit den wichtigsten Fachausdrücken der Gartenbaukunst, ein Ortsregister und eine Karte beigelegt. Auf der Übersichtskarte sind fast alle der erwähnten, abgebildeten oder ausführlich beschriebenen Orte, an denen sich Gärten und Parks befinden, eingezeichnet. Ganz bewußt gibt das vorliegende Buch keine erschöpfende Übersicht über alle vorhandenen Gartenanlagen des Landes Baden-Württemberg und liefert auch keine detaillierte Entwicklungsgeschichte. Der repräsentative Bildband will den Betrachter durch die vorgeführte Vielfalt der Anlagen anregen, auf eigene Entdeckungsreisen zu gehen und die Schönheit der dargestellten und weiterer Gärten und Parks mit ihren Schlössern und Villen persönlich zu erleben.

Sibylle Setzler

BERNHARD FABIAN (Hrsg.): **Handbuch der historischen Buchbestände in Deutschland**. Band 7–9: WOLFGANG KEHR (Hrsg.): **Baden-Württemberg und Saarland**. Verlag Olms-Weidmann Hildesheim 1994. Leinen je Band DM 148,-

Die Studie *Buch, Bibliothek und geisteswissenschaftliche Forschung* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1983) des Münsteraner Anglisten Bernhard Fabian hat mit Nachdruck auf die Defizite aufmerksam gemacht, die in allen Wissenschaftsdisziplinen, besonders aber in den Geisteswissenschaften, in der Versorgung mit alter Literatur bestehen: Zum einen sind große Bestandslücken im deutschsprachigen Schrifttum der vergangenen Jahrhunderte festzustellen, zum anderen sind die vorhandenen, lückenhaften Altbestände in den deutschen Bibliotheken obendrein nur unzulänglich erschlossen.

Fabians Lösungsvorschlag, wie die Bestandslücken zu schließen seien, ist mittlerweile in Angriff genommen worden. Fünf großen deutschen Bibliotheken – darunter befindet sich keine baden-württembergische Büchersammlung – ist ein *Sammelauftrag für chronologische Segmente des historischen deutschen Schrifttums übertragen* worden (Fabian, S. 200). Sie sollen durch den Ausbau ihrer schon vorhandenen Bestände ein gemeinsames Nationalarchiv des historischen deutschen Schrifttums vom 15. bis zum 20. Jahrhundert bilden. Um das Problem der unzulänglichen Erschließung zu lösen, unterbreitete Fabian einen anderen Vorschlag: Er regte einen auf die Bedürfnisse des geisteswissenschaftlichen Benutzers abgestellten Bibliotheksführer an, in dem die Büchersammlungen verzeichnet sein sollten, *die wegen ihrer historischen Bestände für die Forschung interessant sind* (S. 184). Sein Vorschlag ist recht schnell in die Tat umgesetzt worden. Mit Unterstützung der Stiftung Volkswagenwerk wurde das Projekt *Handbuch der historischen Buchbestände in Deutschland* initiiert, dessen erste Ergebnisse – Teilbände für Baden-Württemberg und Saarland, Hessen und Rheinland-Pfalz sowie Nordrhein-Westfalen – 1994 vorgelegt wurden.

Die Teilbände 7 bis 9 für Baden-Württemberg und das Saarland sind von dem ehemaligen Direktor der Universitätsbibliothek Freiburg, Wolfgang Kehr, herausgegeben worden. In Freiburg befand sich auch die Regionalredaktion für die beiden südwestdeutschen Bundesländer. In mühevoller Arbeit durchforstete die Redaktion die reiche Bibliothekslandschaft Baden-Württembergs und filterte schließlich 172 Büchersammlungen heraus, die wegen ihrer historischen Bestände vom Beginn des Buchdrucks bis zum Ende des 19. Jahrhunderts für Wissenschaft und Forschung von außerordentlich großem Interesse sind. Einige bedeutende Bibliotheken in privatem Besitz, darunter die Fürstlich Fürstenbergische Hofbibliothek in Donaueschingen, waren leider nicht zur Mitarbeit zu bewegen.

Sämtliche Landes- und Universitätsbibliotheken Baden-Württembergs – mit Ausnahme der UB Ulm, die über keine nennenswerten Altbestände verfügt –, zahlreiche Rats- und Stadtbibliotheken, Adels-, Archiv-, Gymnasial-

und Museumsbibliotheken, Büchersammlungen von Kirchen und Klöstern, Büchereien von Firmen und Behörden sowie andere Spezialbibliotheken sind in das Verzeichnis aufgenommen worden. Schon ein flüchtiges Blättern in den nach dem Alphabet der Bibliotheksorte von Aalen (Deutsche Esperanto-Bibliothek) bis Zwiefalten (Bibliothek des Psychiatrischen Landeskrankenhauses) angelegten Bänden führt zu überraschenden Entdeckungen: So existiert in Ötisheim-Schönenberg eine Spezialbibliothek zur Geschichte der Waldenser und anderer christlicher Nachfolgebewegungen (Bibliothek des Waldensermuseums), in Wangen im Allgäu laden das Deutsche Eichen-dorff-Museum und die Bibliothek des Gustav-Freytag-Archivs zur Entdeckung ihrer Kostbarkeiten ein, in den alten Lehrerbibliotheken der Gymnasien von Ehingen, Ellwangen, Konstanz, Offenburg, Rastatt und Rottweil sind noch manche ungehobenen Schätze vergraben, und für Interessierte an der frühen Entdeckungsgeschichte Südamerikas stellt die Brasilien-Bibliothek der Robert Bosch GmbH in Gerlingen eine wahre Fundgrube dar.

Die großen wissenschaftlichen Bibliotheken des Landes haben verständlicherweise die umfangreichsten Einträge erhalten. Auf 36 Seiten wird zum Beispiel die Württembergische Landesbibliothek in Stuttgart detailliert vorgestellt. Die Beschreibung der wichtigsten Regionalbibliothek für Baden-Württemberg weist – wie übrigens alle Einträge – eine sechsteilige Struktur auf. Sehr wertvoll für von weit her anreisende Benutzer sind die jedem Eintrag vorangestellten administrativen Angaben. Es folgt eine ausführliche Bestandsgeschichte, die gleichsam die komprimierte Schilderung der wechselvollen Bibliotheksgeschichte darstellt. Die Bestandsbeschreibung ist der Intention des Handbuchs gemäß am detailliertesten geraten. Auch hier sind zahlreiche Entdeckungen zu machen: Bei der Beschreibung der Sonderbestände kann man lesen, daß die Bibelsammlung der Stuttgarter Landesbibliothek zu den größten der Welt gehört und ein hohes Maß an Vollständigkeit in einzelnen Sprachen und Epochen besitzt. Eine Übersicht über die vorhandenen Kataloge, eine Zusammenstellung von Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Bibliothek und eine Bibliographie von Veröffentlichungen zu den vorgestellten Beständen schließen sich an. Ausführliche Register (Personen- und Sachregister) am Ende des Regionalteils erschließen die unzähligen Informationen, die in den verschiedenen Einträgen enthalten sind.

Schon jetzt – nach der Veröffentlichung der ersten Teilbände des kompletten Handbuchs der historischen Buchbestände – ist festzustellen, daß die ehrgeizigen Ziele Bernhard Fabians, die er in seiner 1983 veröffentlichten Studie formuliert hat, erreicht worden sind: *einen summarischen, doch hinreichend detaillierten Überblick* über die vorhandenen historischen Bestände zu geben, auf besonders wichtige und schützenswerte Sammlungen in deutschen Bibliotheken hinzuweisen und *eine Orientierungshilfe für die Literaturversorgung der geisteswissenschaftlichen Forschung zu gewähren* (Fabian, S. 117).

Horst Hilger

MARTIN KUCKENBURG: *Siedlungen der Vorgeschichte in Deutschland, 300 000 bis 15 v. Chr.* (DuMont Taschenbücher, Band 298). DuMont Buchverlag Köln 1993. 285 Seiten, 107 Abbildungen, Karten und Pläne. Broschiert DM 29,80

Die Bezeichnung «Vorgeschichte» und die im Buchtitel vorgegebenen Daten machen deutlich, daß sich der Autor der bekannten Einteilung bedient, nach der die «Vorgeschichte» mit dem Beginn der schriftlichen Überlieferung endet, die «Geschichte» hier also in dem Augenblick beginnt, als die beiden Stiefsöhne des Kaisers Augustus, Drusus und Tiberius, im Jahr 15 v. Chr. über die Alpen vorstießen und am Oberrhein in der südwestlichsten Ecke Deutschlands erste römische Militärlager entstanden. Die Problematik einer solchen Abgrenzung schmälert nicht das verdienstvolle Unterfangen des Autors, auf einem interessanten Weg einen allgemeinverständlichen Überblick über die wichtigsten Epochen der frühen menschlichen Geschichte Mitteleuropas zu geben. Daß dies der Umfang eines Taschenbuchs leisten kann, beruht auf dem «exemplarischen» Verfahren, sich im wesentlichen auf prähistorische Siedlungsplätze als archäologische Quellengattung zu beschränken und nur gelegentlich auf andere Fundgattungen wie etwa Gräber einzugehen.

Jedes der sechs Kapitel ist daher einigen wenigen besonders typischen Fundregionen oder Fundplätzen gewidmet, die meist erst in den letzten Jahrzehnten mit modernen Methoden der Archäologie ergraben wurden und bei denen unter Mithilfe naturwissenschaftlicher Disziplinen eine umfassende Auswertung der Funde und Befunde möglich war. Der Autor gibt Einblicke in die Forschungsgeschichte und in die Methoden der Archäologie, er zeigt aber auch, wie groß trotz eines verfeinerten Instrumentariums noch immer der Interpretationsspielraum ist und wie instabil weiterhin das Bild bleiben muß, das die Vorgeschichtsforschung vom Leben unserer frühen Vorfahren entwirft.

Den einzelnen Kapiteln sind Einleitungen vorangestellt, die in übersichtlicher Weise die charakteristischen sozialen, kulturellen und ökonomischen Merkmale der Epochen beschreiben. Zahlreiche gut ausgewählte Abbildungen, Pläne und Karten veranschaulichen den Text. Der Leser kann verfolgen, wie sich die Siedlungsformen vom eiszeitlichen Jägerlager über den bäuerlichen Hof und das Dorf der Jungsteinzeit und Bronzezeit zur Burg der Hallstattzeit und den stadtartigen Ansiedlungen der späten Keltenzeit gewandelt haben. So werden die Zusammenhänge bewußt, aber auch die Zäsuren und Neuerungen der geschichtlichen Entwicklung. Anregungen zu einer vertieften Beschäftigung mit dem Thema erhält man durch Tips für den Besuch von Fundorten und Museen sowie ein solides, nach Kapiteln geordnetes Literaturverzeichnis.

Siegfried Albert

UWE SCHMIDT: *Südwestdeutschland im Zeichen der Französischen Revolution. Bürgeropposition in Ulm, Reutlingen und Esslingen.* (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm, Band 23). Kommissionsverlag W. Kohlhammer Stuttgart 1993. 375 Seiten. Kartonierte DM 58,-

Mehr als eineinhalb Jahrhunderte lang gefielen sich die Deutschen – dabei unterstützt von einer im nationalen Eifer verfaßten Geschichtsschreibung – in der Rolle eines Ruhe und Ordnung liebenden, revolutionäre Gedanken wie das Feuer scheuenden, die Obrigkeit stets respektierenden, gesellschaftliche Veränderung allenfalls auf philosophischem Weg anstrebenden Volkes. Im Gegensatz dazu erschien der Nachbar im Westen, der mit seinem alles Hergekommene mißachtenden Umsturz 1789 einen Prozeß in Gang setzte, der weit über die engen Grenzen des jungen französischen Nationalstaats hinaus bis heute weltweite Folgen zeitigt. Gegen die Revolution, das stand weithin außer Frage, und gegen den fremdländischen Eroberer habe sich das deutsche Volk wie ein Mann erhoben. Nur wenige Historiker interessierten sich für die andere Seite jener Epoche, den deutschen Jakobinismus nämlich.

Die 200. Wiederkehr des Jahrestags der Französischen Revolution war dann vor allem einer jungen Generation von Historikern Anlaß, die Ereignisse der Jahre 1789 bis etwa 1804 erneut und unter modernen Gesichtspunkten zu untersuchen. Für den baden-württembergischen Raum sind hierbei vor allem die Quelleneditionen von Walter Grab und Hellmut G. Haasis sowie die Untersuchungen unter anderem von Heinrich Scheel und Axel Kuhn als auch der von Meinrad Schaab herausgegebene Sammelband *Oberrheinische Aspekte des Zeitalters der Französischen Revolution* zu nennen. Wollte man das Ergebnis dieser Publikationen in einem Satz zusammenfassen, so wäre zu konstatieren, daß Süddeutschlands Bevölkerung – nichts anderes stand eigentlich zu erwarten – erheblich revolutionsanfälliger war, als uns eine nationale Geschichtsschreibung glauben machen wollte.

Das hier zu besprechende Werk Uwe Schmidts vermag diesen Eindruck voll und ganz zu bestätigen und durch die Schilderung bisher – unverständlicher Weise – unbeachtet gebliebener Vorgänge und durch überraschende Dokumentenfunde zu ergänzen. Die Entdeckung eines jakobinischen Verfassungsentwurfes im Stadtarchiv Ulm – bisher waren in ganz Deutschland nur fünf solcher Entwürfe bekannt – wird man als Sensation bezeichnen dürfen. Der Autor nahm sich im Rahmen einer Freiburger Dissertation den bei aller Akribie vorhin genannter Werke bisher weitgehend ununtersucht gebliebenen oppositionellen Bewegungen in drei großen südwestdeutschen Reichsstädten – Esslingen, Reutlingen und Ulm – an. Den Blick auf die Reichsstädte zu lenken, lag nahe, wurden diese doch nicht monarchisch regiert, wenn dort auch beileibe keine demokratischen Zustände herrschten; selbst in Reutlingen nicht, dessen Verfassung bemerkenswert demokratische Züge aufwies. Doch in den Reichsstädten konnte die Bürgeropposition auf in den Verfassungen verbriefte Mitspracherechte verweisen, somit auf

reichsstädtische Traditionen zurückgreifen. In allen drei Städten führte dies zur Forderung nach und schließlich auch zur Konstituierung von Bürgerausschüssen, die vor allem Einsicht und Mitsprache im Bereich des unter der alten oligarchischen Ordnung in den Reichsstädten völlig in Unordnung geratenen Finanzwesens forderten.

Ohne Ausnahme scheiterte diese systemimmanente Bürgeropposition jedoch an der starren Unnachgiebigkeit der herrschenden Familien, die das alte, ihnen sehr zum Vorteil geratene System starr verteidigten, sowie an der letztlich immer zu deren Gunsten ausfallenden Rechtsprechung der Reichsgerichte. So wurden die oppositionellen Kräfte nachgerade zwangsläufig auf den revolutionären Weg nach französischem Vorbild verwiesen. Die Erfolge dieser reichsstädtischen Jakobiner, die auf großen Rückhalt in der Bevölkerung rechnen konnten, waren um so größer, je näher die französischen Revolutionsheere heranrückten, um schließlich nicht zuletzt durch das beschämende Desinteresse Frankreichs an einer Revolutionierung Süddeutschlands zu Beginn des 19. Jahrhunderts den alten Mächten zu unterliegen.

Uwe Schmidt konzipierte seine Arbeit über die oppositionellen Bewegungen in den genannten Reichsstädten als vergleichende Untersuchung. Ziel dieser Dissertation war nicht eine chronologische Darstellung der Geschichte der Bürgeroppositionen in Esslingen, Reutlingen und Ulm, sondern es interessierten Struktur, Hintergründe, Handlungsmuster und Interaktion dieser politischen Bewegungen. Richtig setzt somit die Untersuchung mit einer Schilderung der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnisse in den schwäbischen Reichsstädten am Ende des 18. Jahrhunderts ein, wobei des Autors besonderes Augenmerk den sich dort bereits vor 1789 äussernden Bürgerprotesten galt. Beispiele hierfür ließen sich bemerkenswerterweise in allen drei Reichsstädten finden. Das letzte Kapitel des ersten Teils, das den Einfluß der Französischen Revolution auf das politische Tagesgeschehen in Esslingen, Reutlingen und Ulm in den Jahren 1789/90 zum Inhalt hat, leitet über zu der vergleichenden Untersuchung von *Funktion und Selbstverständnis* der Bürgerausschüsse, deren *innere Struktur, ihrer Forderung und Ziele* sowie der *Formen der Auseinandersetzung*.

Dieser zweite Teil der Arbeit gerät zum Herzstück der Dissertation. In den folgenden Abschnitten III bis V wendet sich der Autor den revolutionären Bestrebungen in Südwestdeutschland, auch im Herzogtum Württemberg und in der Schweiz, zu und vermag zu deren Geschichte äußerst bemerkenswerte Archivalienfunde aus einem bisher erstaunlicherweise noch nicht in das Blickfeld der Jakobinismusforscher geratenen Archiv, nämlich dem Heeresarchiv in Paris, beizutragen. Daß die revolutionären Bestrebungen in Südwestdeutschland auch die den Autor besonders interessierende Bürgeropposition in den drei untersuchten Reichsstädten umfaßte, versteht sich von selbst. Hervorzuheben wäre vor allem, daß Ulm sich dabei als eines der jakobinischen Zentren in Südwestdeutschland erwies. Die Jahre 1800/01 brachten schließlich den endgültigen Zusammenbruch des süddeutschen Jakobinismus, die alten Mächte obsiegten, in Württem-

berg wie in den Reichsstädten, die dann 1804 bis 1806 ohnehin ihre Selbständigkeit verloren.

Uwe Schmidts Arbeit schließt ohne Zweifel eine Lücke in der Landesgeschichtsschreibung, lenkt der Autor doch die Aufmerksamkeit auf die demokratische Tradition Südwestdeutschlands; im Mittelpunkt des Werkes stehen die Jakobiner seiner Heimat – ihrem vergeblichen Streben gilt die Sympathie des Autors –, die im Verbund mit Frankreich, nationale und sprachliche Grenzen überwindend, sowohl politisch wie sozial gerechtere Verhältnisse im deutschen Südwesten anstrebten – und dafür später zum Teil bitter büßen sollten. Doch die Arbeit über die Bürgeroppositionen vermag sich noch ein weiteres Verdienst ans Revers zu heften. Die Arbeit verweist mit Nachdruck auf die teils noch aus dem Mittelalter, teils aus der frühen Neuzeit stammende demokratische Tradition in den Reichsstädten. Die weitere Entwicklung dieser Tradition – die Unterdrückung der Jakobiner nach 1800 konnte deren Ideen und Gedanken nicht vergessen machen – wäre nun im Hinblick auf den 150. Jahrestag der Revolution von 1848 und den 200. Jahrestag des Revolutionsplanes von 1798 ein dringendes Desiderat der Landesgeschichte.

Raimund Waibel

ROLAND DEIGENDESCH: **Juden in Buttenhausen.** Ständige Ausstellung in der Bernheimerschen Realschule Buttenhausen. (Schriftenreihe Stadtarchiv Münsingen 3). Münsingen 1994. 98 Seiten mit zahlreichen SW-Abbildungen und mit einem historischen Ortsplan im Einband. Kartografiert DM 19,80

Wenn Walter Ott nicht wäre ..., so beginnt der Katalog zur jüngst eröffneten kleinen Ausstellung über *Die Juden in Buttenhausen*, und er ehrt damit zu Recht den Einsatz und das Engagement eines Bürgers und Heimatforschers, der über Jahrzehnte hinweg unermüdlich Zeugnisse und Dokumente der einstigen Judengemeinde im Lautertal gesammelt und damit die Dokumentation in der Bernheimerschen Realschule überhaupt erst ermöglicht hat; und das schon zu einer Zeit, als es noch nicht üblich war, daß Bürgermeister – wie hier im Vorwort – öffentlich den Wunsch äußerten, *in unserer heutigen multikulturellen Staat und in unserer Gesellschaft Menschen jüdischen Glaubens zu achten*.

Der von der Stadt Münsingen herausgegebene Katalog will die Ausstellung ergänzen und vertiefen. In ansprechender graphischer Gestaltung geleitet er den Leser durch die Geschichte des Albdorfes, das sich seit der Aufnahme von Schutzjuden durch die Ortsherrschaft am Ende des 18. Jahrhunderts von den übrigen Landgemeinden seiner Umgebung auffallend abhob. Wirtschaftliche Überlegungen und der tolerantere Zeitgeist der beginnenden Emanzipation mögen sich dabei die Waage gehalten haben. Zudem hatten die Herren von Liebenstein zehn Jahre zuvor schon in Jebenhausen die Erfahrung ge-

macht, daß das Dasein einiger jüdischer Haushaltungen einem Orth nicht nur nicht schädlich, sondern vielmehr nützlich, und es eine wahre irrige, Ermahnen von einigen aus Unwissenheit oder übertriebenem Eifer einer Unduldsamkeit gegen andere Religionsverwandte aufgestellte Meinung seye, daß, wo Juden wohnen, die Christen verarmen. Die wirtschaftliche Blüte Buttenhausens in den folgenden Jahrzehnten, die wesentlich den jüdischen Handelsleuten zu verdanken war, gab ihnen recht. Wie in anderen Zentren des süddeutschen Landjudentums erhielt der Ort nun dank der ausgedehnten Kontakte jüdischer Händler zu den Handelszentren quasi städtischen Charakter. Das belegt augenfällig noch heute die 1903 errichtete Bernheimersche Realschule, eine Stiftung des bayerischen Kommerzienraths Lehmann Bernheimer zum Andenken an seine Eltern, die sich in ihrer stattlichen Jugendstilarchitektur von den schlichten Bauernhäusern der Umgebung deutlich abhebt.

Mehr noch als die ständige Ausstellung in diesem Gebäude bemüht sich der Katalog, das gute Einvernehmen zu betonen, das zwischen Juden und Nichtjuden bis in die 20er Jahre unseres Jahrhunderts herrschte. Die Kapitel *Gewerbe und Handel* sowie *Religion und Schule* führen viele Beispiele der friedlich-schiedlichen Nachbarschaft an. Sie muß verwurzelt gewesen sein, zumindest in der Binnensicht der Juden, denn als die Auswüchse des Antisemitismus bis ins Lautertal drangen, wehrten sich die Juden Buttenhausens in der selbstbewußten Gewißheit, keine Außenseiter, sondern geachtete und integrierte Bürger zu sein. Für viele Buttenhäuser Juden kam deshalb auch der Beginn der nationalsozialistischen Judenverfolgung *über Nacht*, wie es in den angeführten Erinnerungen einer Jüdin aus Buttenhausen heißt.

Leider erfährt der interessierte Katalogleser auch 50 Jahre danach nicht wesentlich mehr. Und so fragt er sich, ausdrücklich vom Katalogautor zu *Fragen an die Vergangenheit aufgefordert*, wer denn den seit der NS-Machtergreifung herrschenden «Druck von außen» vor Ort durchgesetzt hat und wer beispielsweise von den Arisierung profitierte. Doch er erfährt nur, daß bald nach dem 30. Januar 1933 eine Reihe antijüdischer Maßnahmen sich auch in Buttenhausen «auswirkten» und daß die Lebens- und Verdienstmöglichkeiten der Juden nach dem Machtwechsel immer stärkeren Einschränkungen «unterlagen». Hier wäre es sicher wichtig, über die Binnenperspektive der Verfolgten hinauszugehen und den integrativen Ansatz, der bei der Schilderung der Anfänge der Judengemeinde so überzeugend durchgeführt wurde, auch bei der Schilderung des *Ende(s) der jüdischen Gemeinde in Buttenhausen* beizubehalten.

Dennoch, und das sollte im Vordergrund stehen, zeigt der Katalog anschaulich, daß Buttenhausen ein wichtiges Beispiel für ein friedliches Zusammenleben von Juden und Nichtjuden war. Abgesehen von den teilweise leider ziemlich flauen Bildern empfiehlt er sich als ein informatives und ansprechendes Lesebuch über ein solches exemplarisches Zusammenleben. Und so sind ihm möglichst viele Leser zu wünschen. Sie sollten sich vor allem von dem abschließenden Kapitel zu einem *Gang durch Buttenhausen* anregen lassen, angefangen bei dem Denk-

mal für die jüdischen Opfer des Nationalsozialismus, weiter entlang der Wohnhäuser der Buttenhäuser Juden und dem Platz der ehemaligen Synagoge bis hin zum Judenfriedhof oberhalb der jüdischen Siedlung, um dabei zu spüren, welchen Verlust wir erfahren haben.

Benigna Schönhagen

HELLMUT PFLÜGER: **Plätze der Ulmer Altstadt. Kontinuität und Wandel städtebaulicher Traditioninseln.** Eine historisch-geographische Studie (Ulmer Geographische Hefte 9). Ulm 1994. 132 Seiten, 50 Abbildungen, 8 Pläne. Kartonierte DM 14,80

Die Bedeutung von Plätzen für die Ausbildung der charakteristischen Eigenart einer Stadt ist Fachleuten und Laien bewußt. Darum lohnt es sich, einmal zu untersuchen, was dem einzelnen Platz seine Besonderheit gibt und wie es dazu gekommen ist. In vorbildlicher Weise hat der Verfasser auf der Grundlage zum Glück erhalten gebliebener Archivalien, alter Pläne, Fotos und Zeichnungen, aber auch der Ergebnisse stadttarchäologischer Ausgrabungen die Entwicklung und Bedeutung der sieben Plätze der Ulmer Altstadt dargestellt. Deutlich wird auch, wie es angesichts der Zerstörung großer Teile der Ulmer Altstadt durch den alliierten Luftangriff vom 17. Dezember 1944 dem Wiederaufbau der unmittelbaren Nachkriegszeit nicht immer gelungen ist, gegen Stadtverwaltung und Denkmalpflege die Erhaltung stadttgeschichtlich wertvoller Gebäude durchzusetzen.

Seiner Bedeutung entsprechend ist dem Münsterplatz – für die Ulmer ist es «Der Platz» – etwa ein Drittel des Heftes gewidmet. Gerade in seinem Fall haben die archäologischen Ausgrabungen wichtige Erkenntnisse zur Erweiterung der aus der ehemaligen Königspfalz hervorgegangenen stauerzeitlichen Stadt erbracht. Nachdem die Errichtung des 1993 eingeweihten Stadthauses beim Münster das Interesse weiter Kreise auf den Platz und seine frühere Bedeutung gelenkt haben – das ehemalige Barfüßerkloster und spätere Gymnasium ist schließlich erst 1880 abgerissen worden –, sind die Ausführungen und Dokumente zu dieser Frage von größter Aktualität. Marktplatz, Weinhof mit Schwörhaus, der neugestaltete Grüne Hof, der wenig pfleglich behandelte Kornhausplatz, der nach wie vor sehr geschlossen wirkende Judenhof und der vielbesuchte Schweinemarkt mit dem Fischerplätzle werden mit großer Sorgfalt abgehandelt. Das Heft ist ein Beispiel dafür, wie Stadtgeschichte lebendig gemacht werden kann. Es ist deshalb nicht nur für Freunde der ehemaligen Reichsstadt Ulm und ihrer Geschichte interessant.

Hans Binder

ANTON HENZE, KUNIBERT BERING und GERHARD WIEDMANN: **Kunstführer Rom**. Philipp Reclam jun. Verlag Stuttgart. 5., weitgehend veränderte, völlig neu bearbeitete Auflage 1994. 448 Seiten mit 171 Fotos, Rissen, Plänen und Übersichtskarten sowie 26 Farbabbildungen. Gebunden DM 89,-

Reclams Kunstführer sind Reisenden gar wohl vertraut als kleinformatige, ziemlich voluminöse und dadurch etwas unhandliche, des Reichtums, der Fülle und der Zuverlässigkeit ihrer Daten halber aber auch unentbehrliche Begleiter. Die Bände gleichen dicken Lexika im Taschenwestenformat, kaum illustriert und wenn überhaupt, dann meist nur mit Plänen, Grundrissen und Architekturskizzen. Die in ihnen gebotenen Informationen beschränken sich weitgehend auf kunsthistorische Daten, auf Künstler und ihre Werke, auf Architekten und ihre Bauten. Bewußt wird auf eine historische Darstellung oder auf das Aufzeichnen größerer Zusammenhänge und Entwicklungslinien weitgehend verzichtet. Im Mittelpunkt der alphabetisch nach Orten geordneten Führer stehen eben Angaben, Informationen und Daten zur Kunst. Doch nun beginnt der Verlag, seine Kunstführer in einer neuen Ausgestaltung vorzulegen. Diese «Kunstführer neuen Typs», wie der Verlag sie selbst nennt, fallen zunächst durch ihr vergrößertes Format – viel höher und breiter – auf, sind anspruchsvoll, reichhaltig illustriert und dank einer «typographischen Auflockerung» auch weit «lesbarer».

Der hier vorliegende Band über Rom – nach Berlin und Florenz der dritte des neuen Typs – stützt sich weitgehend auf das bisherige Standardwerk von Anton Henze über Rom (und Latium) der alten Reclam-Reihe, hat dieses jedoch unter Aussonderung des Latium-Teils gründlich überarbeitet, erweitert und durch zusätzliche Objekte ergänzt. Zudem werden Besuchsprogramme je nach Aufenthaltsdauer vorgeschlagen. Auch dies ist ganz neu, entspricht aber den Bedürfnissen vieler Reisender. Eine Zeittafel, die parallel politische Ereignisse und kulturgeschichtliche Besonderheiten notiert, soll dem Leser das Finden und Verstehen von Zusammenhängen erlauben oder zumindest erleichtern. Dem gleichen Ziel dienen ein knapper historischer Überblick von der Gründung Roms um etwa 1000 v. Chr. bis zum Bau des islamischen Zentrums 1992, ein Verzeichnis der Päpste, eine Auflistung der Könige und Kaiser, eine Chronologie der Kunst sowie eine dreiseitige Beschreibung der Topographie Roms.

Doch diese Aufstellungen und skizzenhaften Darstellungen sind nicht immer ganz befriedigend. Zu groß sind die Lücken, zu unausgewogen die Auswahl der Daten. Die immerhin 17 Seiten umfassende Zeittafel kennt weder die Beisetzung des Kaisers Otto II. im Petersdom, noch die Kaiserkrönung Heinrichs III., der doch immerhin unmittelbar zuvor drei konkurrierende Päpste ab- und einen neuen (deutschen) eingesetzt hatte, was im übrigen auch nicht – weder hier noch im geschichtlichen Überblick – erwähnt wird. Die Staufer tauchen in der Synopse nicht ein einziges Mal auf. Im Verzeichnis der Könige und Kaiser findet man zwar Markgraf Jobst von Mähren, der –

kaum gewählt – starb, noch bevor er die Wahl formell angenommen hatte, doch fehlen unter den «Regenten des Heiligen Römischen Reiches» Otto IV. und Philipp von Schwaben. Im historischen Abriß hätte durchaus auch der Rolle deutscher Romfahrer, vor allem des 18. und 19. Jahrhunderts, gedacht werden können, die etwa unser Rombild oder den deutschen Klassizismus, die Klassik entscheidend mitgeprägt haben, schließlich ist dieser Kunstführer für deutsche Besucher geschrieben: Man denke an Winckelmann, Goethe, Platen, Waiblinger, Humboldt, Tischbein, Herder, Lessing und viele mehr. Dafür hätte man sich den wenig aussagenden Abschnitt *Chronologie der Kunst* ersparen können, wo etwa einander gereiht zu lesen ist: *Umbau von SS. Giovanni e Paolo um 1216, Campanile von S. Francesca Romana n. 1216, Campanile von S. Alessio um 1217.*

Doch bleiben diese kritischen Anmerkungen Marginalien: Der eigentliche Kunstführer besticht wie immer durch Exaktheit, Kenntnisreichtum, Treue zum Detail. Hier wird das, was es zu sehen gibt, genau beschrieben und überzeugend erläutert. Wer sich für die Kunst in dieser Stadt interessiert, kommt ohne dieses Buch nicht aus.

Wilfried Setzler

IN EINEM SATZ

WINFRIED BÜCKING, WILFRIED OTT und WOLFGANG PÜTTMANN: **Geheimnis Wald. Waldschutzgebiete in Baden-Württemberg**. DRW-Verlag Leinfelden-Echterdingen 1994. 191 Seiten mit 147, zum Teil doppelseitigen, farbigen Abbildungen. Kunstleinen DM 79,-

Die diesen großen Bildband ergänzenden Texte bieten eine unterhaltsame Lektüre mit Geschichten und Reportagen zum Thema Wald ganz allgemein, informieren aber auch im Detail über etwa hundert baden-württembergische Bann- und Schonwälder samt ihren einzigartigen Landschaften.

Pfahlbaumuseum Unteruhldingen. Lernort Pfahlbauten. Materialien für die Projektarbeit mit Schülern. (Schriftenreihe des Pfahlbaumuseums Unteruhldingen, Band 2). Unteruhldingen 1994. 64 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert DM 19,90 (zu beziehen über das Museum 88690 Unteruhldingen)

Dieses Heft bietet Lehrern und Schülern, aber auch sonst Interessierten die Möglichkeit einer aktiven Auseinandersetzung mit der im Freilichtmuseum Unteruhldingen vorgegebenen früheren «Lebenswirklichkeit»; es verdeutlicht zudem, wie sehr dieses nichtstaatliche, von einem Verein betriebene Museum zum Lernort für die Ur- und Frühgeschichte geworden ist.

Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes am 8. und 9. April 1995 in Maulbronn-Schmie

Die Stadt Maulbronn, im vergangenen Jahr durch die Aufnahme ihrer Klosteranlage in die UNESCO-Liste des Weltkulturerbes zu Weltgeltung gekommen, wird 1995 Tagungsort der Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes sein. Zu dieser Mitgliederversammlung mit interessantem Begleitprogramm lade ich alle Mitglieder des Vereins sehr herzlich ein. Über eine rege Teilnahme und Diskussion würde ich mich freuen. Gäste sind bei den Exkursionen herzlich willkommen.

Martin Blümcke, Vorsitzender

Programm

Samstag, 8. April 1995

8.00 Uhr Busabfahrt, Omnibusbahnhof Stuttgart, Bussteig 14. Zustiegmöglichkeiten nach Vereinbarung an der Fahrtstrecke
9.00 Uhr Ankunft Haus Schmie, Freizeit- und Bildungsstätte, 75433 Maulbronn-Schmie, Telefon (07043) 2266, Zimmerbelegung, Imbiß

10.00 Uhr Mitgliederversammlung im Vortragssaal, Haus Schmie

Tagesordnung:

1. Begrüßung und Grußworte
2. Bericht des Vorsitzenden
3. Bericht des Geschäftsführers
4. Bericht des Schatzmeisters
5. Bericht des Kassenprüfers
6. Entlastung des Vorstandes durch die Mitgliederversammlung
7. Verabschiedung von Resolutionen
8. Entscheidung über eingegangene Anträge
9. Verleihung einer Ehrenmitgliedschaft
10. Verschiedenes

Anträge zur Tagesordnung sind spätestens fünf Tage vor der Versammlung dem Vorsitzenden zu übermitteln.

11.30 Uhr **Tonbildschau über das Kloster Maulbronn** (Erich Blaich, Straubenhardt)
12.15 Uhr Mittagessen im Haus Schmie
13.45 Uhr Abfahrt mit dem Bus vom Haus Schmie nach Maulbronn

14.00 Uhr **Baumpflanzung** vor dem Kloster als Beitrag zum Europäischen Naturschutzjahr 1995

14.15 Uhr **Große Klosterbesichtigung mit Außengebäuden (Klosterhof) – Maulbronn, wie man es sonst nicht sieht.** Führung: Dr. Hermann Diruf, Konservator Landesdenkmalamt Karlsruhe, und Günther Bachmann, Oberbaurat, Staatliches Hochbauamt Pforzheim; zwischendurch Kaffee und Kuchen in der Begegnungsstätte Postscheuer vor dem Klostertor

18.30 Uhr Abendessen im Haus Schmie

19.45 Uhr Abfahrt nach Maulbronn mit dem Bus

20.00 Uhr **Literarische Weinprobe** in der Abt-Entenfuß-Halle im Ephorat des Ev. Seminars mit Richard Hachenberger, Stadtbaumeister i. R., Vaihingen/ Enz

22.00 Uhr Rückfahrt nach Schmie

Sonntag, 9. April 1995

7.45 Uhr Andacht im Haus Schmie

8.15 Uhr Frühstück

9.00 Uhr Abfahrt mit dem Bus zur **Besichtigung der klösterlichen Kulturlandschaft:** Naturschutzgebiet Roßweiher (ältestes Naturschutzgebiet Württembergs) – Sandsteinbrüche (Baumaterial für das Kloster) – Klösterlicher Schafhof – Elfinger Berg (Weinbau) und Elfinger Hof – Aalkistensee (Naturschutzgebiet, Teichwirtschaft). Führung: Reinhard Wolf und Dieter Dziellak

11.45 Uhr Rückfahrt nach Schmie

12.00 Uhr Mittagessen im Haus Schmie

13.30 Uhr Busfahrt in die **Klosterorte in der Umgebung Maulbronn:** Lienzingen (Frauenkirche und Wehrkirche mit Gaden). Führung: Dr. Hermann Diruf. – Strukturelle Veränderungen im ländlichen Raum: Diefenbach, Gemeinde Sternenfels, Naturpark Stromberg-Heuchelberg. Führung: Bürgermeister Helmut Wagner (Beispiel einer gelungenen Dorfentwicklungsmaßnahme, goldene Auszeichnung im Bundeswettbewerb)

16.30 Uhr Rückfahrt nach Stuttgart

Preis (inkl. Busfahrt, Führungen, Eintrittsgebühren, Weinprobe, Vorträge):

DM 190,- inkl. Vollpension im Doppelzimmer/fl. Wasser
DM 200,- inkl. Vollpension im Einzelzimmer/fl. Wasser
Selbstfahrer erhalten einen Preisnachlaß von DM 30,- auf diese Preise

Informationen und Anmeldung:

Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes

Auf dem Betzenbuckel bei Heimsheim. Drei Schäfer folgen den Anweisungen von Reinhard Wolf; der echte Schäfer Karl Baumgärtner, der Umweltminister Harald B. Schäfer und der als Schäfer verkleidete Vorsitzende Martin Blümcke.



Preisträger des Kulturlandschaftspreises führte über den Betzenbuckel

(PfZ) HEIMSHEIM. Auf eine recht außergewöhnliche Art hat sich gestern der baden-württembergische Umweltminister Harald B. Schäfer unter das Volk gemischt. Die Verleihung des Kulturlandschaftspreises vom Schwäbischen Heimatbund führte ihn nach Heimsheim und dort zunächst auf den Betzenbuckel. Der Schäfer Karl Baumgärtner samt einer 200köpfigen Schafherde nahmen den Minister in Empfang.

Schäfer kam nicht umhin, die für ihn bereitgehaltene Schäferkutte überzuziehen und gemeinsam mit dem Vorsitzenden des Schwäbischen Heimatbundes, Martin Blümcke, und zahlreichen Interessierten einen Gang über den Betzenbuckel zu tun. Dabei erfuhr Schäfer sozusagen hautnah, wofür Karl Baumgärtner einen der sechs Kulturlandschaftspreise vom Schwäbischen Heimatbund bekam. Er leistet einen wesentlichen Beitrag zur Erhaltung der Heidelandschaft auf dem Betzenbuckel, indem er seine über 200 Schafe dort zur Weide ausführt. Damit trägt Baumgärtner mit dazu bei, daß die Heide nicht von

Nach der Preisverleihung in der Heimsheimer Stadthalle. Von links: Reinhard Wolf, Martin Blümcke, Dieter Gerlitz (Feldstetten), Anita Kunzi-Kress (Ravensburg), Karl Baumgärtner, Umweltminister Harald B. Schäfer, Walter Rau (Beilstein-Ilsfeld-Oberstenfeld), Hartmut Kugler (Murrhardt), Herbert Saum (Geislingen).



Gebüsch und Gras überwuchert und so ihrer Schönheit beraubt wird.

Beim anschließenden Festakt in der Stadthalle betonte der Umweltminister, daß zur Erhaltung traditioneller Kulturlandschaften die Fortführung von landwirtschaftlichen Betrieben unabdingbar sei. Auch müsse eine fruchtbare Zusammenarbeit zwischen Landwirtschaft und Naturschutz betrieben werden. Ein besonderes Anliegen war ihm die Erhaltung von Streuobstwiesen.

Der Umweltminister bedauerte deren stetige Abnahme zugunsten neu erschlossener Baugebiete und versprach ein Programm, das den Kommunen die entsprechenden Kriterien gebe, um Streuobstwiesen auszuweisen. Außerdem will er für eine Verbesserung von Unterhaltung und Vermarktung der Produkte sorgen und einen gesetzlichen Schutz der Streuobstwiesen im Naturschutzgesetz verankern. «Ohne ehrenamtliches Engagement», so Schäfer am Schluß seiner Rede, «werden wir das, was wir uns vorgenommen haben, nicht erreichen».

Den Einsatz für die Erhaltung der Kulturlandschaft belohnte der Minister anschließend mit der Preisverleihung. Der Kulturlandschaftspreis 1994 ging neben Karl Baumgärtner an fünf weitere Preisträger. Er war mit jeweils 2000 Mark dotiert und zeichnete Bemühungen wie den Erhalt von Streuobstwiesen, die Vermarktung von Obst aus Streuobstwiesen, die Erhaltung und Betreibung einer Wassermühle oder die Pflege und Erhaltung von bestimmten Landschaftselementen aus.

7200 Besucher im Kalkofenmuseum Untermarchtal

Vom Herbst 1990 bis Ende 1994 haben 7200 Personen das Kalkofenmuseum in Untermarchtal besucht. Dies konnte voller Stolz der Vorsitzende der Ortsgruppe Untermarchtal, Wolfgang Rieger, feststellen. Die Besucherzahl für 1994 mit 1500 Personen ist jedoch gegenüber dem Vorjahr mit 1600 Personen etwas zurückgegangen. Die meisten Besucher werden bei Führungen an Werktagen wie an Sonntagen registriert. Dies zeigt, daß dieses Museum in der Region der «Südlichen Alb» wie des «Nördlichen Oberschwabens» einen großen Bekanntheitsgrad erreicht hat.

Die Ortsgruppe Untermarchtal des Schwäbischen Heimatbundes betreut dieses Museum ehrenamtlich. Zwölf Personen haben im vergangenen Jahr 279 Stunden Dienst im Museum getan; es wurden 41 Führungen durchgeführt. Die Ortsgruppe hat nicht nur freiwillig die Betreuung des Museums übernommen, sondern sie pflegt und unterhält Grundstück und Gebäude. Zum Pflegen gehört auch das mehrmalige Mähen des Grundstücks sowie das Sauberhalten der Umgebung.

Aus dem Jahresbericht der Ortsgruppe lassen sich interessante Hinweise entnehmen, welche Besuchergruppen die Führungen im Museum in Anspruch nehmen. So die Betonwerke Munderkingen, Schulleiter des Alb-Donau-

Kreises, Grundschule Untermarchtal, Fachhochschule Biberach, Jugenddorf Sigmaringen, Gesangvereins Lauterach, Studienreferendare aus Tailfingen, Albverein Biberach, Kaufmännische Schule Ehingen, Seniorengruppe Braunenweiler, Pfadfindergruppen, Vermessungsamt Riedlingen, Lehrer der Bilharz-Schule Sigmaringen, Mährisch-Schlesischer-Sudetengebirgsverein Kirchheim, Schwestern des Klosters Untermarchtal, Gymnasium Laichingen sowie eine ganze Reihe weiterer Gruppen. Hier einige Zitate aus dem Gästebuch: «Ein ungewöhnliches Museum, gäbe es doch nur mehr davon», «Dieses liebevoll wiederhergestellte Museum wird in unserer Erinnerung bleiben», «Der Posaunen- und Kirchenchor hat auf dem Jahresausflug begeistert die frühere Kalkherstellung erkundet», «Ein beeindruckendes Denkmal», «Ein echtes Erlebnis, ich komme wieder» und «Anstatt Talkshow sah ich lieber Kalkschau».

Der Schwäbische Heimatbund wird im Rahmen seines Reiseprogramms 1995 am Sonntag, den 16. Juli 1995, eine Fahrt nach Untermarchtal durchführen. Am Vormittag wird dieses Museum besichtigt und die Ortsgruppe Untermarchtal führt an diesem Tag ein «Schaubrennen» durch, das heißt, der ehemalige Kalkofen wird in Betrieb genommen. Der Nachmittag ist dem Pfrunger Ried gewidmet. Anmeldungen nimmt die Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes entgegen.

Das Kalkofenmuseum **öffnet wieder** seine Pforten am **Sonntag, den 2. April 1995**, und ist dann bis Ende Oktober an Sonn- und Feiertagen von 11.00 bis 17.00 Uhr geöffnet. Der Eintrittspreis beträgt DM 2,- für Erwachsene, DM 1,- für Kinder und Jugendliche. Für Gruppen ab 15 Personen beträgt der Eintritt DM 1,50 pro Person. Die Führungen finden nach Anmeldung auch an Werktagen und außerhalb der Saison statt. Informationen hierzu beim Bürgermeisteramt Untermarchtal. Telefon (073 93) 22 65 oder bei Wolfgang Rieger, Telefon (073 93) 36 25.

Vergriffene Hefte der «Schwäbischen Heimat»

Unsere Geschäftsstelle erhält von neuen Mitgliedern, aber auch von Institutionen und Bibliotheken, immer wieder Nachfragen nach älteren Heften der Zeitschrift «Schwäbische Heimat». Leider sind einige der Hefte aus den vergangenen Jahren bereits vergriffen, so daß wir Anfragen immer wieder negativ beantworten müssen.

Wir möchten Sie daher bitten, ältere Hefte, die Sie nicht mehr benötigen, an uns zurückzugeben. Insbesondere folgende Ausgaben sind bei uns inzwischen Mangelware: Heft 1990/1, Heft 1991/1, Heft 1991/4, Heft 1992/1, Heft 1993/1, Heft 1993/2.

Bitte melden Sie sich bei unserer Geschäftsstelle, wenn Sie uns diese oder auch andere Hefte der «Schwäbischen Heimat» zurückgeben können – vielen Dank. Wir sind gerne bereit, die Hefte abzuholen, sofern diese transportfähig von Ihnen bereitgestellt werden.



18. November 1994, Blick von der gegenüberliegenden Seite der Weberstraße auf die «Patienten», auf die sanierungsbedürftigen Häuser im Stuttgarter Leonhardsviertel. Der Zimmermeister Oliver Bäßler liest den Richtspruch vor, unten links erkennt man einige der Teilnehmer dieser Zeremonie.
Auf der nächsten Seite: Das Glas wird zum zweiten Male hinuntergeworfen, da beim ersten Male nur der Fuß abgebrochen ist.

Richtsprech

Es raft das Leben ohne Raft,
im Wahnsinn und in wilder Raft,
wobei es alles mit sich raft,
und herzlos übern Haufen schmeißt,
daß manches Alte voll Verdruß,
oft vor der Zeit schon weichen muß.

Von jeher stand an diesem Ort,
ein Haus, es mag mit einem Wort,
nicht zu sagen – die Vergangenheit,
doch sehr belebt, ward es bis heut.

Der Winzer Schwaab lag 200 Jahr,
der Schönheit dieser Häuser dar.
Auch Schneider Schuler wohnte hier,
und viele sonst, bezogen das Quartier.
Bis in den achtziger Jahren,
die Stadt die Fürsorg übernahm.
Dann standen die Gebäude leer,
das macht uns allen es nun schwer.

Die Freudenmädchen hier im Land,
in dieser Zeit ein Obdach fand.
Vom Teufelskreis zum Drogenhändler,
ward dies ein Treff für alle Länder.

Von Lust und Göttern fasziniert,
war der Dand der Schwaben inspiriert.
Auch die, die für die schöne Stadt,
sich bisher doch recht stark gemacht.

Sie wollen diese Räume nutzen,
nicht nur um sich die Nas zu putzen.
Sie wollen helfen in der Not,
wenn Häusern wie diesen der Abbruch droht.

Die Zeit der Planung ward nun reif,
auch wenn noch manchmal etwas steif.
Mit Hilfe ihres Architekten
so manches Schöne hier entdeckten.

So zimmerten wir Zimmerleut',
am Bau aus der vergangnen Zeit.
Vereinten rasch und mit viel Schwung,
das Alte mit der Neuerung.

Doch haben wir mit Wohl bedacht,
das Alte nicht kaputt gemacht.
Wir haben weise eingesehen,
es gilt verschiednes zu verstehn.
Daß man im Leben dann und wann,
auch Altes noch gebrauchen kann.

Im Kreuze hab ich's noch vom Sägen,
und tu ich alles recht erwägen,
so bleibt das Wasser mir vom Schwitzen,
ein Lebtage wohl im Kittel sitzen.

Es hat sich für den Bau gelohnt,
drum werden wir jetzt auch entlohnt.
Ein Faß mit wilden Reben fein,
das könnte schon geöffnet sein.

Drum hoff ich, jetzt die Bauherrschafft,
uns dankt dafür mit Gastfreundschaft.
Und nachher ein Faß Wein läßt laufen,
dann wollen wir mal wacher saufen.

Sollte dies jedoch nicht sein,
dann fall der Bau auf der Stelle ein.
Doch erst, wenn ich herunter bin!
Dann reissen wir woanders hin.

In dieser Hoffnung nun zum Schluß,
leer ich das Glas hier voll Genuß –
und werf's zu Scherben in den Grund
geweiht sei dieser Bau zur Stund!

Rienharz, den 18. 11. 1994
Zimmerei Wäfler GmbH



Schiefe Fenster und krumme Wände: Richtfest bei Haussanierung in der Weber- und Richtstraße

(StN) Für 2,5 Millionen Mark lassen der Schwäbische Heimatbund und der Verschönerungsverein der Stadt Stuttgart drei Häuser in der Weber-, Richtstraße sanieren. Sie stammen aus dem 18. Jahrhundert, einst wohnten Wengertler hier. Die Sanierung macht Statikern, Architekten und Zimmerleuten Probleme. Am Freitag, dem 18. November 1994, war Richtfest.

«Wir haben es hier», sagt Architekt Claus Krüger, «mit einer ungewöhnlich alten und maroden Bausubstanz zu tun». Der Statiker hatte Probleme mit den drei Häusern in der Weber- und Richtstraße im Leonhardsviertel, die von der Stadt Stuttgart zum Abbruch freigegeben waren. Dann setzte sich Harald Schukraft, der Historiker Stuttgarts, für die Häuser ein, sammelte 80 000 Mark und alarmierte Heimatbund und Verschönerungsverein.

Die Fenster sind windschief, die Wände krumm, die Balken morsch, und die Giebel mußten erneuert werden. Das verzögert die Fertigstellung. Trotzdem, so hofft Krüger, bleibt es bei den veranschlagten 2,5 Millionen Mark. Die werden finanziert von Stadt, Denkmalstiftung und den beiden Vereinen. 400 000 Mark kamen vom Heimatbund, «300 000 Mark brachten wir durch Spenden auf, das wird auch mit dem Rest gelingen», zeigt sich Martin Blümcke vom Heimatbund zuversichtlich.

Überraschungen erlebten die Zimmerleute, – hinter jeder Wand verbirgt sich was. Krüger: «Wir fanden alte Nägel und einen alten Schuh.» Auch beim Richtfest gab es eine Überraschung. Zimmermann Oliver Bäßler ließ aus dem dritten Stock sein gerade noch gefülltes Weinglas auf den Boden fallen. Nur der Stiel brach ab. Bäßler holte sich sein

Glas, füllte es ein zweites Mal und warf erneut. Nun gab es die Scherben, die Glück bringen sollen.

Die Häuser in der Weber- und Richtstraße sind nicht die einzigen im Leonhardsviertel, die der Erhaltung wert sind. Manfred Schempp, Vorsitzender des Verschönerungsvereins: «Das Haus mit der Sissy-Bar stammt aus dem späten Mittelalter. Häuser der Hauptstätter Straße stammen aus Barock, Klassizismus und Jugendstil.»

Damit die Arbeit in der Weberstraße zügig weitergehen kann, hat Blümcke eine Bitte an das Amt für öffentliche Ordnung. 2000 Mark pro Monat zahlen die Vereine für das Recht der Handwerker, mit ihren Fahrzeugen vor die Häuser fahren zu dürfen. «Dieses Recht will man uns jetzt bestreiten», schimpft Blümcke, «dabei wollen wir ein Stück Alt-Stuttgart retten».

Aus dem Baugeschehen zur Sanierung der Altstadt Häuser

Die Zimmermannsarbeiten sind weitgehend beendet, und auch die Maurerarbeiten sind bis auf das Verlegen einer Außendrainage in der Richtstraße fertig. Die Flaschnerarbeiten am Dach und die Dacheindeckung, zum Teil mit den bisherigen Ziegeln, sind abgeschlossen, so daß die Baustelle trocken ist. Die Innenarbeiten haben begonnen, so die Installationen für die Heizung, die Lüftung und die sanitären Anlagen. Die Elektro-Rohinstallation ist weitgehend durchgeführt, und die Isolierung der Dachräume gegen die Dachaußenhaut wurde fertig. Der Stahlbauer richtet zur Zeit die Bibliothek ein.

Der Bauausschuß, dem Ulrich Gräf und Dieter Dziellak vom Schwäbischen Heimatbund, Manfred Schempp und

Architekt Claus Krüger bei seiner launigen Ansprache im zukünftigen Versammlungsraum. Manfred Schempp (links) kann seine Skepsis nicht verbergen, Dr. Regelmann von der Denkmalstiftung und Martin Blümcke.



Friedrich Speyer vom Verschönerungsverein, Architekt Claus Krüger und Dr. Heinz Kleinmann vom Verschönerungsverein als ständiger Gast angehören, hat in seiner letzten Sitzung die Vorbereitungen für die weiteren Ausschreibungen getroffen, so über die Art der Fenster und Läden sowie für die einzubauenden Beleuchtungskörper. Erfreulich anzumerken ist, daß die Landeshauptstadt Stuttgart auf die bereits in Rechnung gestellten Sondernutzungsgebühren für die Straßenflächen zur Baustelleneinrichtung in Höhe von ca. 17 000 DM verzichtet hat, – ein weiterer Beitrag der Stadt zur Verbesserung unserer Finanzierung und somit zur Aufwertung des Leonhardsviertels.

Zwei Baubesichtigungen mit interessierten Mitgliedern wurden durchgeführt. Wir sind gerne bereit, die Baustelle zu zeigen; bitte rufen Sie in der Geschäftsstelle an.

Erneute Spendenaktion ein voller Erfolg

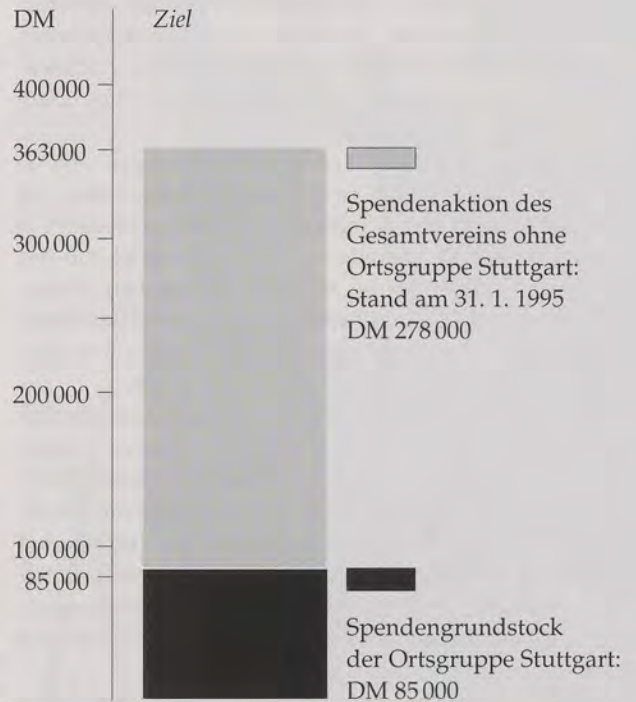
Auf unsere Mitglieder ist Verlaß, so bringt es Martin Blümcke, unser Vorsitzender, auf den Punkt. Der Spendenaufruf vom November 1994 fand bei 696 Mitgliedern ein offenes Ohr und einen geöffneten Geldbeutel. Bis zum 31. Januar 1995 sind zahlreiche Beträge, die insgesamt die stolze Summe von 71 300 DM ergeben, überwiesen worden. Unter den Spendern sind auch viele, die zweimal oder sogar mehrfach gespendet haben. Wir danken allen herzlich. Wir bedanken uns für die Bereitwilligkeit, dieses Vereinsprojekt so überzeugend mitzutragen.

Der Schwäbische Heimatbund wird wegen dieser Spendenbereitschaft beneidet, und deshalb sind Vorstand und Geschäftsführung stolz, für eine solche Gruppe arbeiten zu dürfen. 363 000 DM stehen insgesamt zu Buche, und wir gehen eigentlich davon aus, daß die restlichen rund 40 000 DM, die zu unserem gesteckten Ziel von 400 000 DM noch fehlen, noch zusammen kommen. Ja, wir hoffen sogar, daß wir eventuell unsere Darlehensaufnahme mindern können, um die Belastungen der künftigen Jahre zu mildern, denn bisher haben oder konnten die anderen 4400 Mitglieder noch keine Spende überweisen. Wir denken aber, daß sich doch viele angesprochen fühlen und unser großes Projekt durch eine Spende unterstützen, um es auch finanziell zu einem guten Abschluß zu bringen.

Auch außergewöhnliche Aktionen bringen Erfolg. So machte uns der Veranstalter der Antik-Messe «NOSTALGA» auf dem Killesberg in Stuttgart das Angebot, er wolle 1,- DM von jeder Eintrittskarte für die Verkaufsausstellung an uns weitergeben, wenn er mit diesem Engagement werben darf. Wir nutzten die Chance und richteten auf der Messe für vier Tage einen Informationsstand ein, der über den Schwäbischen Heimatbund und insbesondere über unser Bauvorhaben informierte. Der finanzielle Ertrag lag bei über 2000 DM. Dank sei allen Helfern gesagt, die am Informationsstand Dienst taten.

Spendenbarometer für die Rettung der Altstadt Häuser in Stuttgart

– Neue Geschäftsstelle –



Mitgliederzahl gestiegen

Zum ersten Mal seit zehn Jahren hat die Mitgliederzahl des Vereins nicht mehr abgenommen oder stagniert, sondern sie hat um 71 Mitglieder auf 5774 zugenommen. Dies ist eine erfreuliche Entwicklung, die nicht im allgemeinen Trend liegt und deshalb umso bedeutsamer ist. Die vielen Aktionen, das ausgezeichnete Veranstaltungsprogramm, die Arbeit der Ortsgruppen und nicht zuletzt die anerkannt gute Zeitschrift «Schwäbische Heimat» haben dazu beigetragen, daß viele neue Mitglieder gewonnen werden konnten. Wir sind aber beileibe noch nicht über dem Berg, denn zur Sicherung unserer Arbeit im Naturschutz und Denkmalschutz und um unsere Zeitschrift in gleicher oder noch besserer Qualität herausgeben zu können, ist auf Dauer eine weit höhere Mitgliederzahl notwendig. Deshalb bitten wir weiterhin alle Mitglieder, für den Heimatbund zu werben. Dies dient den vielfältigen Vereinszielen und deshalb auch unserer württembergischen Heimat.

Kulturlandschaftspreis 1995 des Schwäbischen Heimatbundes und des Württembergischen Sparkassen- und Giroverbandes

Der Schwäbische Heimatbund und der Württembergische Sparkassen- und Giroverband setzen sich mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln dafür ein, daß die durch Menschenhand in Jahrtausenden geschaffene Kulturlandschaft mit ihrer Flora und Fauna geschützt sowie die Artenvielfalt und Schönheit der heimischen Fluren bewahrt werden. Der unersetzliche Reichtum verschiedenartiger und zugleich unverwechselbarer Landschaftsbilder als gewachsene Ökosysteme und Kulturgüter soll auch kommenden Generationen erhalten bleiben.

Diese ganzheitliche Zielsetzung beruht auf den Erkenntnissen historisch bewährter Bewirtschaftungsformen und den Erfahrungen der Landnutzung im Einklang mit der Natur. Sie soll Beispiel geben für die Versöhnung von Ökonomie und Ökologie sowie eine realistische Orientierung für die Praxis vor Ort bieten.

Mit dem Kulturlandschaftspreis sollen besondere Verdienste um die Erhaltung, Pflege und Wiederherstellung von Kulturlandschaften gewürdigt werden.

Erstmals wird ab diesem Jahr der Preis vom Württembergischen Sparkassen- und Giroverband gestiftet. Diese flächendeckende Organisation der Sparkassen will damit die örtlichen Initiativen im Verbandsgebiet fördern.

Ausgezeichnet werden sollen Ausschnitte unserer Kulturlandschaft, in denen eine nachhaltige, traditionsbewußte Nutzung der Landschaft unter Berücksichtigung der naturgegebenen Voraussetzungen, der Ökologie, der Charaktermerkmale, der Landschaft und der Ästhetik erfolgt. Vorgeschlagene Objekte sollen sich nicht ausschließlich auf den Naturschutzaspekt beschränken, sondern vielmehr die enge, ausgewogene Verzahnung von Natur, Landschaft, Kultur und Heimat und die Anpassung von Nutzungsweisen an die Natur versinnbildlichen.

Den Preis erhalten Eigentümer, Einzelpersonen oder Gruppen, die eine Kulturlandschaft betreuen, wobei der Vorschlag von jedermann eingereicht werden kann. Private Maßnahmen werden Aktionen öffentlicher Institutionen in der Regel vorgezogen. Die Bewerbung muß aus dem Vereinsgebiet des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, also den ehemals württembergischen oder hohenzollerischen Landesteilen einschließlich der angrenzenden Gebiete, kommen. Über die Verleihung entscheidet eine Jury; der Preis wird in einer öffentlichen Veranstaltung übergeben.

Die Preissumme beträgt DM 14000,-; sie kann aufgeteilt werden.

Die Vorschläge sind darzustellen, möglichst mit Fotos zu veranschaulichen und bis zum 31. Mai 1995 zu senden an den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND, Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart.

Ausschreibung: Denkmalschutzpreis 1995

Der seit 1992 partnerschaftlich vom Schwäbischen Heimatbund und von der Württembergischen Hypo verliehene Denkmalschutzpreis soll auch 1995 wieder den privaten Bauherren zugute kommen, die vorbildlich und beispielhaft Denkmale erhalten. Sind Sie Kulturdenkmalbesitzer und haben Sie Ihren Altbau in den vergangenen drei Jahren erneuert, saniert, renoviert und damit erhalten, so fordern wir Sie auf, sich um diesen Preis zu bewerben.

Gefragt sind auch Architekten, Denkmalpfleger und Mitarbeiter in den Baurechts- und Denkmalschutzbehörden, vorbildliche Leistungen für die Preisverleihung vorzuschlagen oder Eigentümer zur Bewerbung zu ermuntern. Die Jury erwartet wie in den vergangenen Jahren gute Bewerbungen. Sie setzt sich unter anderem aus Fachleuten der Bereiche Architektur, Denkmalpflege, Kunstgeschichte und Volkskunde zusammen. Die Objekte sollten im Vereinsgebiet des Schwäbischen Heimatbundes liegen, also in den ehemals württembergischen oder hohenzollerischen Landesteilen. Die Verleihung findet in einer öffentlichen Veranstaltung statt.

Der Denkmalschutzpreis ist eine Auszeichnung für die beispielhafte denkmalpflegerische Leistung, die Private für die Erhaltung und Pflege ihres Eigentums erbracht haben. Prämiert werden Gebäude, die innen wie außen denkmalpflegerisch erhalten, gepflegt und – soweit notwendig – erneuert wurden. Denkmalpflegerisch beispielhaft können bei Erhaltungsarbeiten und auch bei Veränderungen am Gebäude nur Maßnahmen sein, die das Kulturdenkmal in seinem historisch gewachsenen Erscheinungsbild so weit als möglich bewahren und damit ein Stück Geschichte erhalten. Dabei kann das Spektrum von bescheidenen, handwerklich-soliden Lösungen bis hin zu bewußt modernen Akzentuierungen reichen, wenn sie das Kulturdenkmal pfleglich behandeln und wenn gestalterische Maßnahmen sich in das historische Erscheinungsbild einfügen. Bewerbungen sind dabei nicht nur auf Kulturdenkmale im Sinne des Denkmalschutzgesetzes von Baden-Württemberg beschränkt, sondern ausgedehnt auf Bauten, die das denkmalpflegerische Erhalten im Zusammenhang mit einer dem Gebäude angemessenen Nutzung zeigen.

Denkmalpflegerisches Handeln, verbunden mit hohem persönlichem Engagement von Eigentümern und Architekten, wird mit einer Urkunde, einer Plakette und einem Geldpreis in Höhe von je 10 000,- DM honoriert. Es werden bis zu fünf Preisträger ausgezeichnet.

Die prämierten Objekte werden in Fotoausstellungen vorgestellt.

Anforderungen an die Bewerbungen:

Bitte machen Sie, soweit möglich, Angaben über Ihr Gebäude, damit wir Ihr Objekt besser beurteilen können:

1. Chronologischer Abriß der Baugeschichte und der Restaurierungsgeschichte mit Bildern: voriger Zustand, Umbauphasen, neuer Zustand.

2. Planunterlagen: Bauaufnahme, Bauuntersuchungen, restauratorische Untersuchungen, Baugesuch, Gegenüberstellung vorher – nachher, Baugenehmigung und denkmalschutzrechtliche Genehmigung, Zeitungsberichte.
3. Beschreibung des Nutzungskonzepts: Gebäudestruktur mit historischer und neuer Nutzung, Probleme und Maßnahmen.
4. Beschreibung von wichtigen Restaurierungsarbeiten, Materialien und Techniken.
5. Beschreibung neuer Gestaltungselemente: Materialien und Techniken.
6. Zeitpunkt des Abschlusses der Erneuerungsarbeiten: Dieser darf nicht länger als drei Jahre zurückliegen.

Bewerbungen richten Sie bitte bis zum 30. April 1995 an:
 Schwäbischer Heimatbund
 Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart
 Telefon (07 11) 22 16 38, Telefax (07 11) 29 34 84

REISEPROGRAMM

Nachfolgend finden Sie einen Auszug aus unserem Reiseprogramm 1995. Gerne senden wir Ihnen unsere ausführliche Reisebroschüre mit umfassenden Informationen zu allen Exkursionen zu.

Tagesexkursionen und Führungen

Vom Heuchelberg zum Bottwartal. Der altwürttembergische Landgraben.

Führung: Reinhard Wolf, Sonntag, 19. März 1995

Württemberg im Brenztal

Führung: Manfred Akermann, Samstag, 1. April 1995

50 Jahre Kriegsende:

Besuch der Gedenkstätte «Die Männer von Brettheim»

Führung: Dr. Benigna Schönhagen, Samstag, 22. April 1995

Der Glanz des Hauses Wittelsbach:

Die Münchner Residenz

Führung: Michael Wenger, Sonntag, 23. April 1995

Zu Enzianen und anderen Frühblühern auf die Schwäbische Alb

Führung: Dr. Hans Scheerer, Samstag, 6. Mai 1995

Entlang der Schwäbischen Dichterstraße:

Auf den Spuren von Berthold Auerbach

Führung: Dr. Benigna Schönhagen, Sonntag, 7. Mai 1995

Orgeln im Ulmer Raum

Führung: Dr. Helmut Völkl, Samstag, 13. Mai 1995

Winnenden

Führung: Dr. Roland Schurig, Donnerstag, 18. Mai 1995

Grindenlandschaft Nordschwarzwald:

Kniebis – Schlifflkopf – Hornisgrinde

Führung: Reinhard Wolf,

Donnerstag, 25. Mai 1995 (Christi Himmelfahrt)

Land am Oberen Neckar

Führung: Dr. Raimund Waibel, Mittwoch, 31. Mai 1995

Das Naturschutzgebiet Irrenberg

Führung: Werner Fritz,

Donnerstag, 15. Juni 1995 (Fronleichnam)

Der Johanniterorden in Württemberg

Führung: Kurt Sautter, Sonntag, 18. Juni 1995

Gotische Altäre im Kreis Sigmaringen

Führung: Sibylle Setzler, Mittwoch, 21. Juni 1995

Schätze aus dem Innern der Erde –

geologisch-landeskundliche Exkursion im Nordschwarzwald mit Wanderungen und Bergwerksbesuch für Familien mit Kindern, Jugendliche und Junggebliebene

Führung: Dr. Ulrich Maier-Harth, Samstag, 24. Juni 1995

Ulmer Glockengießer des 17. bis 20. Jahrhunderts

Führung: Pfarrer i. R. Gerhard Eiselen,

Mittwoch, 28. Juni 1995

Wochenendreisen

Die freien Reichsstädte im deutschen Südwesten:

Ravensburg

Führung: Dr. Raimund Waibel,

Samstag, 11. März, bis Sonntag, 12. März 1995

Das Schwabenland,

mit den Augen Eduard Mörikes gesehen

Führung: Dr. Benigna Schönhagen und Dr. Wilfried Setzler, Samstag, 29. April, bis Montag, 1. Mai 1995

Der Odenwald, Landschaft, Kunst und Geschichte

Führung: Sibylle Setzler,

Samstag, 13. Mai, bis Sonntag, 14. Mai 1995

Dem «Blauen Reiter» auf der Spur:

Expressionisten und frühe Abstraktion um Kandinsky und Klee in München, Murnau und Kochel am See

Führung: Thomas Becker,

Samstag, 20. Mai, bis Sonntag, 21. Mai 1995

Natur und Kultur in den Nordvogesen

Führung: Dr. Hans Scheerer,

Freitag, 26. Mai, bis Sonntag, 28. Mai 1995

Wanderstudienreise: Landschaft um den Überlinger See –

ihre Entstehung, Nutzung und Pflege

Führung: Prof. Dr. Friedrich Weller,

Samstag, 24. Juni, bis Sonntag, 25. Juni 1995

Studienreisen

Die Kelten – ein Volk voller Geheimnisse:

Der Herbst des kontinentalen Keltentums:

Die gallo-römische Kultur

Führung: Dr. Raimund Waibel,

Donnerstag, 23. März, bis Sonntag, 26. März 1995

Sizilien. Insel zwischen Morgenland und Abendland

Führung: Sibylle Setzler und Dr. Wilfried Setzler,

Sonntag, 9. April, bis Freitag, 21. April 1995

Das glänzende Reich der Westgoten

Führung: Dr. Raimund Waibel,

Samstag, 6. Mai, bis Sonntag, 21. Mai 1995

London

Führung: Dr. Benigna Schönhagen,
Donnerstag, 25. Mai, bis Montag, 29. Mai 1995

«Leben im Moor». Seminar mit Exkursionen im Naturschutzzentrum Pfrunger/Burgweiler Ried des Schwäbischen Heimatbundes

Führung: Lothar Zier,
Montag, 5. Juni, bis Freitag, 9. Juni 1995

An der Wiege deutscher Kultur: Städtebau und Kirchen-
kunst an der Straße der Romanik und im Harz
Führung: Manfred Akermann,
Dienstag, 20. Juni, bis Sonntag, 25. Juni 1995

Archäologie und frühes Christentum in Friaul
Führung: Dr. Christoph Unz,
Montag, 3. Juli, bis Samstag, 8. Juli 1995

Das nördliche Hessen – kulturelles Herz Deutschlands
Führung: Michael Bayer,
Samstag, 15. Juli, bis Sonntag, 23. Juli 1995

Schleswig-Holstein West und das Wattenmeer
Führung: Prof. Dr. Albrecht Leuteritz,
Freitag, 4. August, bis Freitag, 18. August 1995

**Zu den Kirchenburgen in Siebenbürgen
und den Klöstern der Moldau**
Führung: Dr. Ernst-Otto Luthardt und Ingeborg Luthardt,
Montag, 21. August, bis Sonntag, 3. September 1995

**Auf den Spuren Claude Monets:
Paris – Giverny – Rouen – Etretat**
Führung: Siegfried Albert,
Montag, 28. August, bis Sonntag, 3. September 1995

**Der Beitrag der schwäbischen Templer
zur Entwicklung Palästinas**
Leitung: Ludwig Bez und Ulrich Gräf,
Samstag, 9. September, bis Samstag, 23. September 1995

Ausstellungs Sonderfahrten

Auch für 1995 planen wir wieder interessante Ausstellungs-sonderfahrten. Auf dem Programm steht u.a. ein Besuch in Düsseldorf (3. bis 4. März 1995), wo die Kahnweiler-Sammlung mit Werken von Gris, Braque, Klee, Picasso u. a. zu sehen sein wird, sowie eine Sonderausstellung zum Surrealismus in Spanien. Die Degas-Ausstellung in der Tübinger Kunsthalle steht am 31. März 1995 auf dem Programm; am 5. April wird uns «Das verborgene Erbe der deutschen Landjuden» bei einer Ausstellung in Rottenburg beschäftigen. Die 900-Jahr-Feier des Klosters Neresheim nehmen wir am 26. August 1995 zum Anlaß, uns intensiv mit Geschichte und Kunstgeschichte der Abtei zu befassen. Auf dem Programm steht Ende September 1995 auch eine Sonderflugreise in das «Venedig des Ostens», nach St. Petersburg. Auf Wunsch senden wir Ihnen gerne unser Ausstellungs-Sonderprogramm zu, – Anruf genügt.

Informationen und Anmeldung:

Schwäbischer Heimatbund,
Telefon (07 11) 22 16 38, Telefax (07 11) 29 34 84

Neue Mitglieder im Schwäbischen Heimatbund

Ackermann, Hannelore, 74336 Brackenheim-Meimsheim
Aicher, Julian, 88299 Leutkirch
Apel, Annemarie, 74076 Heilbronn
Baisch, Gretl, 70599 Stuttgart
Bauer, Bernhard, 74542 Braunsbach
Bauer, Friedrich, 71134 Aidlingen
Berger, Mathilde, 88255 Baidt
Berner, Christoph, 71032 Böblingen
Beurlen, Klaus, 73252 Lenningen
Beutelspacher, Agnes, 70499, Stuttgart
Beutelspacher, Lore, 70499 Stuttgart
Brändle, Rudolf, Dr., 83714 Miesbach
Buck, Dieter, 70565 Stuttgart
Bürkle, Liselotte, 70736 Fellbach-Schmidlen
Conradt, Joachim, 72461 Onstmettingen
Degginger, Julie, 70180 Stuttgart
Diehm, Walburga, 70190 Stuttgart
Dieringer, Mechthild, 72818 Trochtelfingen
Dörner-Winkler, Annemarie, 70184 Stuttgart
Dreessen, Gertrud, 71229 Leonberg
Edel, Christa, 88250 Weingarten
Eiselen, Gerhard, 73733 Esslingen/Neckar
Epple, Lioba, 70195 Stuttgart
Ernst, Fritz, 73372 Esslingen
Faigle, Lore, 73730 Esslingen/Neckar
Fausel, Marie, 72622 Nürtingen
Fiegel, Emilie, 70184 Stuttgart
Fischer, Inge, 73271 Holzmaden
Fischer, Karl, 89167 Untermarchtal
Fischer, Wendelin, 90461 Nürnberg
Freund, Ferdinand, Prof. Dr., 70374 Stuttgart
Friese, Harald, 74076 Heilbronn
Fritz, Gerhard, Dr., 71540 Murrhardt
Früh, Otto, 72622 Nürtingen-Oberensingen
Funk, Elisabeth, 88499 Riedlingen
Gabler, Hilde, 70374 Stuttgart
Gantenbein, Blanca, 74653 Künzelsau
Gaugel, Erika, 71334 Waiblingen
Gehl, Erich, 70599 Stuttgart
Geisler, Annette, 74074 Heilbronn
Geschichts- und Altertumsverein, 73728 Esslingen/Neckar
Goll, Lotte, 74235 Erlenbach
Gollmick, Jürgen, 72636 Linsenhofen
Gommel, Wolfgang, 71296 Heimsheim
Gorke, Hanna, 70437 Stuttgart
Grüber, Ewald, Dr., 88348 Saulgau
Halirsch, Irmtraut, 70469 Stuttgart
Heimat- und Geschichtsverein, 75328 Schömburg
Heitel, Elisabeth, 70839 Gerlingen
Henke, Leoni, 73453 Abtsgmünd
Herrmann, Annemarie, 74405 Gaildorf
Heß, Siegfried, 72793 Pfullingen
Hessler, Marion, 70619 Stuttgart
Hoerler, Eugen, 74199 Untergruppenbach
Holch, Peter, Dr., 74074 Heilbronn

Hummel, Herbert, 70192 Stuttgart
 Jakob, Erne, 74223 Flein
 Josenhans, Brigitte, 70499 Stuttgart
 Kaul, Rose, 73728 Esslingen/Neckar
 Kelm, Käte, 70327 Stuttgart-Wangen
 Kern, Burkhard, Dr., 72622 Nürtingen
 Keuerleber, Friedel, 74389 Cleeborn
 Klett-Blezinger, Jürgen, 88212 Ravensburg
 Knittel, Ruth, 70469 Stuttgart (Feuerbach)
 Knupfer, Hans-Joachim, 71229 Leonberg
 Kohler, Anton, 89561 Demmingen
 Kölle, Helmut, 72658 Bempflingen
 Könner, Klaus, Dr., 73728 Esslingen/Neckar
 Krämer, Heinz, Dr., 70192 Stuttgart
 Krauss, Inge, 70192 Stuttgart
 Kuderna, Sieglinde, 73650 Winterbach
 Küenzlen, Gerhilde, 71570 Oppenweiler
 Kuschke, Helgrid, 73734 Esslingen/Neckar
 Lang, Ingeborg, 70192 Stuttgart
 Langenbucher, Gertrud, 71229 Leonberg
 Laule, Bernhard, Dr., 79104 Freiburg
 Lenge, Helga, 71576 Burgstetten
 Leuze, Gertrud, 71691 Freiberg a. N.
 Lorenz, Sönke, Prof. Dr., 72074 Tübingen
 Maurer, Johanna, 74072 Heilbronn
 Mergl, Ruth, 74074 Heilbronn
 Merkle, Edwin, 88161 Lindenberg i. Allgäu
 Most, Alfred, 73230 Kirchheim/Teck
 Müller, Elsbeth, 71522 Backnang
 Müller, Rolf, 70771 Leinfelden-Echterdingen
 Müssigmann, Hermann, 72175 Dornhan
 Nanz, Lore, 70599 Stuttgart
 Nürk, Günter, 73773 Aichwald
 Obergfell, Gerhard, 73660 Urbach
 Oelschläger, Elsbeth, 74523 Schwäbisch Hall
 Ortlieb, Rudolf, 88250 Weingarten
 Ostendorff, Sigrid, 70599 Stuttgart
 Pfisterer, Ursula, 70825 Korntal
 Plönzke, Margot, 71229 Leonberg
 Raberg, Frank, Dr., 73450 Neresheim (Dossingen)
 Rehm, Karin, 71522 Backnang
 Romig, Ursula, 71229 Leonberg
 Roos, Doris, 70327 Stuttgart
 Röger, Karl, 73650 Winterbach
 Schaefer, Eckart und Adelheid, 70597 Stuttgart
 Schaupt, Karin, 70190 Stuttgart
 Schedwill, Walter, 70184 Stuttgart
 Schenck, Gernot, Dr., 72320 Kirchheim/Teck
 Scheytt, Traugott, 89551 Königsbrunn-Zang
 Schippel, Helle-Maria, 71334 Waiblingen
 Schlatter, Inge, 73033 Göppingen
 Schleeweiß, Regina, 70186 Stuttgart
 Schlotterbeck, Gerhard, 73650 Winterbach
 Schnauffer, Erika, 73663 Berglen
 Schramm, Eberhard, 72070 Tübingen
 Schroth, Martha, 70372 Stuttgart
 Schulz, Jörg, 70599 Stuttgart
 Schumacher, Anke, 72076 Tübingen
 Schwarz, Antje, 72116 Mössingen

Schwarzkopf, Heinrich, Dr., 73033 Göppingen
 Schwenk, Gero, 73230 Kirchheim/Teck
 Seidel, Klaus, 73453 Abtsgmünd
 Seybold, Siegmund, Prof. Dr., 71640 Ludwigsburg
 Stegmayer, Ilse, 70374 Stuttgart
 Stengele, Paul, 78462 Konstanz
 Stephan, Margot, 70176 Stuttgart
 Stiegele, Amanda, 88212 Ravensburg
 Tesmer, Renate, 77656 Offenburg
 Thier, Ingeborg, 73760 Ostfildern
 Tietz, Rosemarie, 73732 Esslingen/Neckar
 Treiber, Willi, 70376 Stuttgart
 Vatter, Gerhard, 73207 Plochingen
 Vereinigung von Freunden der Geschichte
 Zwiefaltens e.V., 88529 Zwiefalten
 Vogelsang, Karl, 89167 Untermarchtal
 Vogt, Andreas, 72348 Rosenfeld-Leidringen
 Waldenmaier, Ruth, 73630 Remshalden-Geradstetten
 Walk, Heidrun, 72766 Reutlingen
 Wandelt, Christine, 88250 Weingarten
 Warger, Albert, 88499 Riedlingen
 Wälder, Helmuth, 72829 Engstingen
 Webhofen, Gisela, 70563 Stuttgart
 Weitz, Sybille, 70597 Stuttgart
 Wenzel, Evelyne, 71554 Weissach im Tal
 Wenzel, Maria, 74321 Bietigheim
 Widmer, Wilma, 70186 Stuttgart
 Wiedmann, Hildegard, 70197 Stuttgart
 Winkler, Liselotte, 70191 Stuttgart
 Zeeb, Bruno, 72762 Reutlingen
 Zeiher, Irmgard, 74072 Heilbronn/Neckar
 Ziegler, Heide, 74078 Heilbronn/Neckar
 Zimmermann, Helmut, Prof., 70193 Stuttgart
 Zwicker, Gertrud, 70839 Gerlingen

Mitglieder werben Mitglieder

Im vergangenen Jahr haben insgesamt 86 Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes erfolgreich für unseren Verein geworben. Jeder von ihnen konnte ein Mitglied oder mehrere Mitglieder gewinnen, – dafür gebührt ihnen unser Dank. Besonders erfolgreich waren dabei die sieben Personen, die jeweils drei oder mehr neue Mitglieder geworben haben; sie erhalten zum Dank je einen Reisegutschein.

Dieter Dziellak aus Tübingen hat **fünf** neue Mitglieder geworben. **Vier** neue Mitglieder hat Rudolf Schweitzer aus Weingarten geworben. Winfried Aßfalg aus Riedlingen, Georg Bierer aus Untermarchtal, Dr. Reinhold Knapp aus Durlangen-Zimmerbach, Herbert Lotz aus Stuttgart sowie Dr. Raimund Waibel aus Stuttgart, haben jeweils **drei** neue Mitglieder für unseren Verein gewonnen.

Zwei neue Mitglieder haben geworben: Martin Blümcke, Pfullingen; Helmut Erkert, Backnang; Hartmut W. Gräf, Heilbronn; Gerhard Käser, Gerlingen; Erna Kobler, Heil-

bronn; Wolfgang Rieger, Untermarchtal; Dr. Wilfried Setzler, Tübingen; Prof. Dr. Friedrich Weller, Ravensburg; Lothar Zier, Königseggwald.

Ein neues Mitglied haben gewonnen: Dr. Annethilde Barth, Bisingen; Walther Bayer, Stuttgart; Hans Binder, Nürtingen; Franz Binder, Dietingen; Dr. Hubert Bongen, Göppingen; Heinz Bonn, Stuttgart; Ilse Böckheler, Tübingen; Ilse Cramer, Stuttgart; Arnhilde Domisch, Stuttgart; Erika Eberhardt, Bietigheim-Bissingen; Ursula Ehm, Winnenden; Dr. Lore Eisenhart, Nürtingen; Brigitte Ellwanger, Kirchheim/Teck; Wolfgang Engelhard, Auenwald; Magda Finckh, Stuttgart; Hanspeter Fischer, Stuttgart; Stephanie Fleck, Herrenberg; Amalie Fleischmann, Stuttgart; Hede Ganzenmüller, Bietigheim-Bissingen; Helga Ganzenmüller, Bietigheim-Bissingen; Eugen Glück, Metzingen; Rose Göhrum, Stuttgart; Dr. Hans Gröner, Calw; Dr. Johannes Grube, Stuttgart; Klaus Guntermann, Stuttgart; Margret Gut, Nürtingen; Fritz Heinzelmann, Kirchheim/Teck; Klaus Heß, Fellbach; Wilhelm Höh, Fellbach; Dietlinde Jenisch, Weilheim; Gertraud Kapff, Stuttgart; Gertrud Kirn, Korntal-Münchingen; Edzard Klapp, Steinbronn; Udo Klebes, Reutlingen; Dr. Christel Köhler-Hezinger, Esslingen; Erwin A. Kreher, Kirchheim-Nabern; Hermann Lachenmaier, Backnang; Ernst Läßle, Ditzingen; Erika Lex, Backnang; Ernst Link, Nagold; Walter Löckle, Heilbronn; Anneliese Maier, Stuttgart; Dr. Hans Mattern, Schorndorf; Ruth Müller-Kneile, Kirchheim/Teck; Rolf Neidlein, Biberach; Dr. Jörg Neunhoffer, Tübingen; Fritz Oechßler, Stuttgart; Ilse Ott, Stuttgart; Doris Rheinweiler, Kirchheim/Teck; Mechthild Rheinweiler, Kirchheim/Teck; Dr. Hans Ulrich Roller, Flein; Eugen Sauter, Ulm; Margot Sauter, Heilbronn; Dr. Lothar Schä-

fer, Sindelfingen; Ruth Schick, Heilbronn; Elsbeth Schmidt, Stuttgart; Rosemarie Schmoll, Ostfildern; Irmela Schopf, Münsingen; Harald Schukraft, Stuttgart; Dr. Irmgard Schwenk, Bad Herrenalb; Lina Siegle, Stuttgart; Peter Stoll, Stuttgart; Lieselotte Streicher, Stuttgart; Gertrud Trefz, Stuttgart; Veronika von Dobrogoiski, Stuttgart; Hans-Georg Wall, Blaustein; Mathilde Wischer, Stuttgart; Ruth Wohlfarth, Althütte; Elisabeth Zanker, Calw; Otto Zondler, Nürtingen.

Die Aktion „Mitglieder werben Mitglieder“ wird auch **1995 fortgeführt**, denn unsere Mitglieder sind die wichtigen Werbeträger für den Schwäbischen Heimatbund. Wir bitten Sie herzlich, bei Ihren Verwandten und Bekannten, Freunden und Kollegen für den Heimatbund zu werben und auf seine wichtige Arbeit im Naturschutz und in der Denkmalpflege aufmerksam zu machen. Ihr Engagement belohnen wir wieder mit Reisegutscheinen und Buchgeschenken: Wer acht neue Mitglieder wirbt, erhält einen Reisegutschein über DM 500,-. Bei der Werbung von fünf neuen Mitgliedern winken Reisegutscheine über DM 300,-, bei drei neuen Mitgliedern über DM 100,-. Die Gutscheine können bei einer oder mehreren Exkursionen aus dem Veranstaltungsprogramm eingelöst werden. Alle anderen Mitglieder, die erfolgreich für den Schwäbischen Heimatbund geworben haben, erhalten am Ende des Jahres ein Buchgeschenk.

Ein Probeheft der «Schwäbischen Heimat» sowie Informationen über den Schwäbischen Heimatbund schicken wir jederzeit gerne an Ihre Verwandten und Bekannten. Ein Anruf bei unserer Geschäftsstelle in Stuttgart, Telefon (07 11) 22 16 38, genügt.

Anschriften der Autoren

Ralf Beckmann, Dr., Stadtarchiv, Postfach 2020,
70734 Fellbach

Martin Blümcke, Schönbergstraße 86, 72793 Pfullingen

Ulrich Gräf, Wolfsbergweg 3, 74392 Freudental

Ulrich Hägele, Vogtshaldenstraße 51, 72074 Tübingen

Horst Heyd, Bezirksstelle für Naturschutz, Konrad-Adenauer-Straße 20, 72072 Tübingen

Karl Kempf, Dr., Springen 23, 89601 Schelklingen-Gundershofen

Hubert Krins, Prof. Dr., Achalmstraße 28, 72072 Tübingen

Harald B. Schäfer, Umweltministerium, Kernerplatz 9,
70182 Stuttgart

Heinz Sperlich, Prof. Dr., Durlacher Straße 18,
76229 Karlsruhe

Raimund Waibel, Dr., Klöpferweg 18, 70563 Stuttgart-Vaihingen

Reinhard Wolf, Uhlandstraße 8, 71672 Marbach a. N.

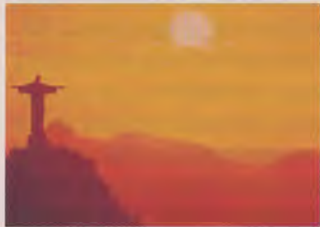
Bildnachweis

Titelbild und S. 4–20: Rose Hajdu, Stuttgart; S. 3: Projekt-photo Sach & Schnetzer, April 1994; S. 21: Prof. Dipl.-Ing. Detlev Simons, Stuttgart; S. 22: Archiv Bregler, Stuttgart, Foto von Ph. Sporer 1929; S. 23 oben, 24, 29 unten und 31 unten: Ulrich Hägele, Tübingen; S. 23 unten: Archiv Bregler, Stuttgart, Foto Köster; S. 25, 27 oben, 30, 31 oben: Archiv Flughafen Stuttgart GmbH; S. 26 oben und S. 27 unten: Archiv Bregler, Stuttgart; S. 26 unten: Bauen im Neuen Reich, Bayreuth 1938, S. 133; S. 28: Deutsche Bauzeitung 1938/39; S. 29 oben: Archiv Bregler, Stuttgart, Foto Franz Rehm; S. 34, 35, 39 und 40: Sammlung Dr. Johannes Klass, Wildberg; S. 36–38: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, A 284/108, Bü 50; S. 42: Deutsches Literaturarchiv, Marbach a. N.; S. 43: Gemeindearchiv Unterlenningen; S. 45: Ev. Pfarramt Unterlenningen; S. 47 und 56: Stadtarchiv Stuttgart; S. 48: Stadtarchiv Ludwigsburg; S. 49, 51–53: Stadtmuseum und Stadtarchiv Fellbach; S. 54: The story of the century, ed. by Michael A. Bass, New York 1946; S. 57 und 65: Ulrike Dziellak, Schwäbischer Heimatbund; S. 58–64 und 67: Privatfotos; S. 69–78: Fritz Mühlbayer, Stuttgart; S. 87, 90 und 91: Ulrike Dziellak, Schwäbischer Heimatbund; S. 89: Horst Rudel, Stuttgart.

Individuelle 14-tägige Mitglieder-Reise
ab Frankfurt, buchbar ab
2 Personen

BRAZIL

KLASSISCHES BRASILIEN TERMINE WÖCHENTLICH



Flug mit Varig nach Salvador da Bahia, der ehemaligen Hauptstadt Brasiliens. An die Kolonialzeit der Stadt erinnert die farbenprächtige Altstadt mit barocken Bauten. Keine andere Stadt verkörpert so stark die Vielfalt brasilianischer Kultur und Geschichte. Nächste Station: Brasilia, die moderne, am Reißbrett geplante Hauptstadt. Bei einer Stadtrundfahrt besichtigen Sie die wichtigsten Bauten. Für zwei Tage halten Sie sich anschließend im Amazonasgebiet mit seiner einzigartigen Flora und Fauna auf. Manaus, Hauptstadt Amazoniens mit der weltberühmten Oper aus der Zeit des Kautschuk-Booms, ist Ausgangspunkt für eine Bootsfahrt auf dem Rio Negro und Rio Solimoes

bis zum "meeting of the waters", wo sich die Flüsse zum Amazonas vereinen. Von Belo Horizonte aus besuchen Sie "Ouro Preto", die "Goldstadt", die wegen ihren Schätzen kolonialer und barocker Architektur zum Weltdenkmal erklärt wurde. Die vorletzte Station Ihrer Reise ist Foz do Iguacu mit den einzigartigen Wasserfällen, den 'Cataratas'. Bewundern Sie diese bedeutendste Natursehenswürdigkeit Südamerikas. Ein Ausflug zum Itaipu-Staudamm mit dem größten Wasserkraftwerk der Welt steht ebenfalls auf dem Programm. Rio de Janeiro, die pulsierende Weltstadt, die zweifellos zu den schönsten Städten der Welt zählt, rundet das Programm dieser eindrucksvollen Rundreise ab.

Reisepreis pro Person im Doppelzimmer für
Mitglieder ab **DM 4.350.-**
für Nichtmitglieder ab DM 4.550.-,
EZ-Zuschlag DM 630.-, Unterbringung Alleinreisender nur im Einzelzimmer möglich.
Preisänderungen vorbehalten. Stand 2/95

Ausführliche Reisebeschreibung anfordern
Telefon 0711/23729 -22, Frau Buci

Mitglieder-
Schnupper-Reise zum
Kennenlernen

SÜDAFRIKA

JOHANNESBURG - PRETORIA - KRÜGER NATIONALPARK - KAPSTADT

VOM 29.09. BIS 08.10.1995

Südafrika mit all seinen grandiosen Naturschauspielen und mit seiner Farbenpracht bietet dem Besucher „eine Welt in einem Land“. Erleben Sie auf dieser Reise die Höhepunkte des südlichen Afrika:

Das moderne Johannesburg, die reizvolle Hauptstadt Pretoria mit vielen Sehenswürdigkeiten, die atemberau-



benden Landschaften des Osttransvaal, die großartige Tierwelt im Krüger-Park und das faszinierende Kap der Guten Hoffnung. Sonnenschein und Gastfreundschaft inbegriffen: Schnuppern Sie mit!

REISEPREIS pro Person im Doppelzimmer
Mitgl.Sonderpreis **DM 3.290.-**
für Nichtmitglieder DM 3.490.-,
EZ-Zuschlag DM 410.-, Unterbringung Alleinreisender nur im Einzelzimmer möglich.
Preisänd. vorbehalten. Stand: 2/95

Ausführliche Reisebeschreibung anfordern
Telefon 0711/23729 -24, Frau De Marné



Termine 1995: 11.03. / 25.03.
21.10. / 04.11. / 02.12.
16.12. / 30.12.

ARGENTINA

ARGENTINIEN 14-TÄGIGE MITGLIEDERREISE



Von Buenos Aires aus, der argentinischen Metropole am Rio de la Plata, starten Sie nach einer ausführlichen Stadtrundfahrt, mit Besichtigung der wichtigsten Sehenswürdigkeiten, wie dem 'Cabildo', dem alten Rathaus, dem weltberühmten Teatro Colon, La Boca, in dem der Tango lebt, zu Ihrer Patagonien-Feuerland-Rundreise. Sie besuchen die Pinguin-Kolonie in 'Punta Tombo', wo tausende Magellan-Pinguine beobachtet werden können, sowie die auf der Natur-Halbinsel Valdez lebenden Robben und See-Elefanten. Nach dem beeindruckenden Besuch dieser einzigartigen Tierwelt fliegen Sie weiter in die südlichste Stadt der Welt, nach Ushuaia. Der Nationalpark 'Tierra

del Fuego', sowie ein Ausflug in die Seenlandschaft Feuerlands mit den Seen 'Fagnano' und 'Escondido' stehen auf dem Programm. Einer der Höhepunkte dieser Reise ist zweifellos der Nationalpark 'Los Glaciares'. Gewaltige Gletscher ergießen sich in den Lago Argentino. Vor dem Rückflug nach Frankfurt halten Sie sich noch einmal in Buenos Aires auf und lernen beim Tagesausflug auf eine Estancia die Arbeit und das Leben der Gouchos kennen. Eine Folklore-Show und ein 'Asado', ein typisch argentinisches Grillessen, runden diesen Tag ab. Die zwei letzten Tage in Buenos Aires stehen zur freien Verfügung. Diese Reise ist mit einem Anschließprogramm für Chile kombinierbar!

REISEPREIS pro Person im Doppelzimmer für
Mitglieder ab **DM 5.490.-**
für Nichtmitglieder ab DM 5.890.-,
EZ-Zuschlag DM 955.-, Unterbringung Alleinreisender nur im Einzelzimmer möglich.
Preisänd. vorbehalten. Stand: 2/95

Ausführliche Reisebeschreibung anfordern
Telefon 0711/23729 -22, Frau Buci

Highlights dieses Kontinents mit Aufenthalt in Bangkok

AUSTRALIEN

GROSSE RUNDREISE

VOM 24. MAI BIS 9. JUNI 1995



Begleiten Sie uns auf dieser faszinierenden „Reise durch Traum und Zeit“. Australien ist ein Kontinent mit unzähligen Kontrasten: von der Weltstadt Sydney über üppigen Regenwald und die Hitze der trockenen Steppengebiete bis hin zu seinen kristallklaren Riffen. Entdecken Sie die großartigen Naturschönheiten Australiens! Sie fliegen mit Qantas Airlines nach Sydney mit dem weltberühmte Opernhaus (Stadtrundfahrt). Über Melbourne, entlang einer der schönsten Küstenstraßen der Welt, erreichen Sie Mount Gambier. Adelaide ist Ihr nächstes Ziel (Ausflug in das

bekanntes Weinanbaugebiet Barossa Valley). Absoluter Höhepunkt der Reise ist Ayers Rock, das „Rote Herz“ Australiens. Weiter über das Outback nach Alice Springs. Weiterflug nach Cairns. Sie können die Wunder des „Great Barrier Reef“ an Bord eines Katamarans erkunden. Neben unzähligen Sehenswürdigkeiten, malerischen sowie wilden Landschaften, Reichhaltigkeit an Fauna und Flora und spektakulären Naturwundern werden Sie die Gastfreundschaft und Herzlichkeit der Australier genießen! Auf dem Rückweg erwartet Sie ein weiteres Erlebnis: die „Stadt der Engel“, Bangkok, mit Gelegenheit zum Shopping.

REISEPREIS pro Person im Doppelzimmer
Mitgl.Sonderpreis **DM 5.490.-**
für Nichtmitglieder ab DM 5.690.-,
EZ-Zuschlag DM 1.140.-, Unterbringung Alleinreisender nur im Einzelzimmer möglich.
Preisänd. vorbehalten. Stand: 2/95

Ausführliche Reisebeschreibung anfordern
Telefon 0711/23729 -23, Frau Rückgauer

FLÜGE WELTWEIT

INFO: 0711-23729-21

LUFTHANSA CODE 202

ab den meisten deutschen Flughäfen

SI-SPEZIAL-TARIFE

► AUF ANFRAGE

USA/KANADA

INFO: 0711-23729-21

SWISSAIR CODE 501

ab den meisten deutschen Flughäfen

TERMINE: A ► 01.02.-31.03.95 B ► 01.04.-14.06.95 C ► 15.06.-14.08.95

NEW YORK, BOSTON A ► DM 880.- B ► DM 950.- C ► DM 1.070.-

MONTREAL, TORONTO A ► DM 890.- B ► DM 1.080.- C ► DM 1.290.-

CHICAGO, CINCINNATI, ATLANTA, PHILADELPHIA, WASHINGTON DC. A ► DM 950.- B ► DM 1.080.- C ► DM 1.130.-

LOS ANGELES A ► DM 1.220.- B ► DM 1.350.- C ► DM 1.490.-

DELTA AIRLINES CODE 601

ab Frankfurt, Berlin, Hamburg, München, Stuttgart

TERMINE: A ► 01.02.-31.03.95 B ► 01.04.-14.06.95

BOSTON, NEW YORK -KENNEDY A ► DM 830.- B ► DM 1.020.-

BANGOR, BALTIMORE, PHILADELPHIA, PITTSBURGH, ROCHESTER, CYRACUSE, WASHINGTON DC., BUFFALO HARRISBURG PA., PORTSMOUTH A ► DM 880.- B ► DM 1.070.-

ATLANTA, CLEVELAND, DETROIT, INDIANAPOLIS, CHICAGO, CINCINNATI, MONTREAL, TORONTO A ► DM 930.- B ► DM 1.120.-

FLORIDA, MEMPHIS, NASHVILLE, NORFOLK, RALEIGH, RICHMONT VA., KNOXVILLE, HUNTSVILLE AL, CHARLESTON SC., CHARLOTTE, COLUMBIA SC., DOTHAN, GREENBORO, JACKSON MS. A ► DM 980.- B ► DM 1.170.-

AUSTIN, HOUSTON, KANSAS CITY, MINNEAPOLIS, NEW ORLEANS, ST. LOUIS, AMARILLO, EL PASO, KILEEN, LITTLE ROCK, MILWAUKEE, OKLAHOMA CITY, SAN ANTONIO A ► DM 1.030.- B ► DM 1.220.-

SINGAPORE AIRLINES CODE 618

ab Frankfurt

TERMINE: A ► 01.02.-31.03.95 B ► 01.04.-18.04.95 C ► 19.04.-14.06.95

NEW YORK A ► DM 680.- B ► DM 890.- C ► DM 840.-

BEDINGUNGEN: ● Preise zuzüglich ca. DM 50.- Steuern ● Mindestaufenthalt 3 Tage / max. 35 Tage ● Kinderermäßigung auf Anfrage - Änderungen vorbehalten

AFRIKA

INFO: 0711-23729-21

SWISSAIR CODE 501

ab den meisten deutschen Flughäfen

TERMINE: A ► 01.02.-31.03.95 B ► 01.04.-16.04.95 C ► 17.04.-30.06.95

NAIROBI A ► DM 1.439.- B ► DM 1.450.- C ► DM 1.350.-

JOHANNESBURG, KAPSTADT A ► DM 1.689.- B ► DM 1.690.- C ► DM 1.530.-

HARARE A ► DM 1.739.- B ► DM 1.750.- C ► DM 1.530.-

SOUTH AFRICAN AIRWAYS CODE 083 ab Frankfurt, Hamburg, München

TERMINE: A ► 01.02.-13.04.95 B ► 14.04.-30.06.95 C ► 01.07.-31.08.95

JOHANNESBURG A ► DM 1.650.- B ► DM 1.450.- C ► DM 1.650.-

KAPSTADT A ► DM 1.850.- B ► DM 1.650.- C ► DM 1.850.-
 (nur ab/bis Frankfurt)

VARIG SÜDAMERIKA

INFO: 0711-23729-22

VARIG CODE 042

ab Frankfurt

TERMINE BRASILIEN A ► 01.03.-30.06.95 B ► 01.07.-31.08.95

RIO DE JANEIRO A ► DM 1.650.- B ► DM 1.850.-

SAO PAULO A ► DM 1.670.- B ► DM 1.870.-

SALVADOR DA BAHIA A ► DM 1.850.- B ► DM 2.000.-

RECIFE A ► DM 1.850.- B ► DM 2.000.-

BRASILIA, BELO HORIZONTE A ► DM 1.950.- B ► DM 2.080.-

NATAL, FORTALEZA A ► DM 1.950.- B ► DM 2.080.-

CURITIBA, NAVEGANTES A ► DM 1.950.- B ► DM 2.080.-

FLORIANOPOLIS, FOZ DO IGUAJU A ► DM 1.950.- B ► DM 2.080.-

PORTO ALEGRE A ► DM 1.950.- B ► DM 2.080.-

Nur gültig auf der

NONSTOP-VERBINDUNG:

HINFLUG ► Donnerstag **RÜCKFLUG** ► Mittwoch

SALVADOR DA BAHIA A ► DM 1.650.- B ► DM 1.800.-

RECIFE A ► DM 1.600.- B ► DM 1.750.-

TERMINE ARGENTINIEN, URUGUAY, PARAGUAY, BOLIVIEN A ► 01.03.-14.06.95 B ► 15.06.-31.08.95

BUENOS AIRES A ► DM 1.850.- B ► DM 1.950.-

LA PAZ, SANTA CRUZ A ► DM 2.050.- B ► DM 2.350.-

MONTEVIDEO, ASUNCION **TERMINE** A ► 01.03.-30.06.95 B ► 01.07.-31.08.95

A ► DM 1.900.- B ► DM 2.100.-

ASIEN/AUSTRALIEN/CHINA

INFO: 0711-23729-21

SINGAPORE AIRLINES CODE 618

ab Frankfurt

TERMINE: A ► 01.02.-16.04.95 B ► 17.04.-30.06.95

BANGKOK A ► DM 1.559.- B ► DM 1.490.-

SINGAPUR, KUALA LUMPUR, PENANG A ► DM 1.659.- B ► DM 1.490.-

MANILA A ► DM 1.759.- B ► DM 1.540.-

HONGKONG A ► DM 1.809.- B ► DM 1.590.-

TAIPEH A ► DM 1.829.- B ► DM 1.640.-

SYDNEY, MELBOURNE, BRISBANE, DARWIN, ADELAIDE A ► DM 2.339.- B ► DM 1.960.-

SEOUL, TOKIO A ► DM 2.259.- B ► DM 2.190.-

AUCKLAND, CHRISTCHURCH A ► DM 2.560.- B ► DM 2.250.-

Preise incl. RAIL & FLY von den meisten deutschen Bahnhöfen.

● Kinderermäßigung auf Anfrage ● Kostenlose Stopover-Möglichkeit in Singapur auf dem Hin- und/oder Rückflug ● Preisaufschlag für Business-Klasse auf Anfrage - Änderungen vorbehalten

Bitte erfragen Sie die Preise für nicht aufgeführte Destinationen.

BEDINGUNGEN: ● Preise zuzüglich ca. DM 10.- Steuern ● Mindestaufenthalt 6 Tage / max. 180 Tage ● Kinderermäßigung bis 2 Jahre 90%, 2-11 Jahre 50% ● Umbuchungsgebühr DM 50.- pro Person ● Stornogebühr DM 150.- pro Person - Änderungen vorbehalten

Landespreis für Heimatforschung

Wie eine Mutter, die ihr Kind in die Volljährigkeit entläßt, fühlt sie sich heute. «30 Jahre habe ich daran gearbeitet. Es hat sich entwickelt, wurde dicker und schwerer, und am Ende standen 480 Seiten gebundenes Papier: «Die Geschichte des Dorfes Rielasingen.» Die Mutter der Ortschronik heißt Gertrud Streit. Ihre Mühen wurden mit dem Landespreis für Heimatforschung 1994 belohnt.

Erstmals hat die Jury die mit 10 000 DM dotierte Auszeichnung einer Frau zuerkannt. Die 79jährige aus dem deutsch-schweizerischen Grenzland am Hohentwiel ist drei Jahrzehnte lang den geschichtlichen Spuren ihres Heimatortes Rielasingen nachgegangen. «Ich habe bei Null angefangen», berichtete die ehemalige Rathausangestellte in ihrem Vortrag bei der Preisverleihung im «Weißen Saal» des Neuen Schlosses in Stuttgart. Über Jahre hinweg sammelte sie in Archiven und befragte Mitbewohner.

Bilder, Anekdoten und Zeitungsberichte machen das Buch anschaulich und lebendig. «Das Buch über Rielasingen ist geradezu ein Musterbeispiel einer Ortschronik», lobte Erwin Kuhn, Präsident des Württembergischen Genossenschaftsverbandes, im Namen der Volksbanken und Raiffeisenbanken die Preisträgerin.

Zum Landespreis für Heimatforschung gehören neben dem Hauptpreis drei weitere Preise. Im vergangenen Jahr freuten sich darüber Walfried Blaschka aus Durmersheim (Landkreis Rastatt), Werner Heinz aus Weingarten (Landkreis Ravensburg) und Florian Henning Setzen aus Waldstetten (Ostalbkreis). Sie erhielten jeweils 2500 DM. Der Preis ist

eine Stiftung der Landesregierung, des Landesausschusses Heimatpflege und der Volksbanken und Raiffeisenbanken in Baden-Württemberg.

Mehr als 130 Bewerbungen gingen 1994 bei der Jury ein. Für die Ausschreibung 1995 wurden bis zum 31. Dezember 1994 Bewerbungen angenommen. Die feierliche Verleihung findet im Sommer in Karlsruhe statt.

Aktion zum Schutz der Wildgänse

(lsw) Zu einer Aktion für den Schutz der in Nordwesteuropa überwinterten Wildgänse hat das in Stuttgart erscheinende Naturmagazin «kosmos» aufgerufen. In der Januarausgabe von «kosmos» heißt es, alles spreche gegen die Jagd auf diese Vögel. Junge Gänse hätten schlechte Überlebenschancen, wenn sie ihre Eltern verlören. Viele tausend Gänse würden auch von Jägern angeschossen und hätten Schrot im Körper. Alle Leute, die gegen die Bejagung von Wildgänsen seien, sollten an den Bundeslandwirtschaftsminister per Adresse Euronatur, Güttinger Straße 19 in 78315 Radolfzell schreiben.

Nach Angaben des Magazins war wegen der starken Vermehrung der Bestände der Wildgänse vom Agrarausschuß des Bundesrates eine Verlängerung der Jagdzeit von zweieinhalb auf vier Monate empfohlen worden. Da Bundeslandwirtschaftsminister Jochen Borchert aber für eine Jagdzeit von fünfeinhalb Monaten auf Grau-, Bläß-, Saat-, Ringel- und Kanadagänse plädiert habe, sei es zu keiner Einigung gekommen.

Kuhglockenstreit als Fortsetzungsgeschichte

(lsw) Im Kuhglockenstreit in der Oberallgäuer Feriengemeinde Ofter schwang hat der Anwalt des Bauern Feststellungsklage beim Landgericht Kempten eingereicht. «Wir haben jetzt den Gerichtsweg beschritten, weil die Gegenseite nicht kompromißbereit ist», so der Jurist. Das Amtsgericht Sonthofen hatte einem 53jährigen Landwirt unter Androhung von 30 000 Mark Strafe oder drei Monaten Haft untersagt, seine Kühe mit Glocken weiden zu lassen. Gegen die Einstweilige Verfügung will der Anwalt nun gerichtlich vorgehen.

Der Besitzer einer nahegelegenen Pension hat geklagt, weil sich seine Gäste über den Lärm der Kuhglocken beschwert hatten. Unter anderem fühlten sie sich bei einer Tennis-Übertragung im Fernsehen gestört. Der Amtsrichter erließ daraufhin die Verfügung, der Bauer nahm seinen Kühen die Glocken ab. Der Gerichtsbeschuß führte zu harten Auseinandersetzungen zwischen Kuhglockengegnern und -befürwortern. Politiker und Vertreter des Bauernverbandes sahen Allgäuer Traditionen gefährdet.

Ein Vermittlungsgespräch zwischen den Parteien scheiterte. «Die Gegenseite hatte genügend Zeit, sich zu äußern. Bis heute haben wir keinerlei Reaktionen», begründet Anwalt Klemens Klein seinen Schritt. Zur Finanzierung eines Rechtsstreits habe der Bayerische Bauernverband ein Spendenkonto eingerichtet, auf dem bislang rund 3000 Mark eingegangen sind. Außerdem habe sein Mandant Geldzuwendungen per Post «in nicht bekannter Höhe» von Bürgern aus der ganzen Bundesrepublik erhalten.

35 Prozent des Waldes bei bester Gesundheit

(swp) Nur noch 35 Prozent des Waldbestands in Baden-Württemberg sind vollkommen gesund. Zu diesem Ergebnis kommt der von dem für Landwirtschaft und Forsten zuständigen Minister Gerhard Weiser in Stuttgart vorgestellte Waldschadensbericht 1994. Bei der letzten vergleichbaren Messung im Jahre 1991 waren noch 39 Prozent der Bäume ohne Schadensmerkmale. «Die Existenz der Wälder ist nicht gefährdet», erklärte der Minister, er forderte jedoch eine weitere Verringerung der Schadstoffe durch den Verkehr. Als erfolgreich bezeichnete Weiser die Bekämpfung des Schwammspinners, dessen Raupen erhebliche Schäden angerichtet hatten. Weiser geht davon aus, daß in diesem Jahr keine Maßnahmen gegen die Ausbreitung des Schädling mehr nötig sind.

Erstmals seit 1991 fand im Jahr 1994 wieder eine Vollinventur im Wald Baden-Württembergs statt, über 18000 Bäume wurden untersucht. Da in den letzten beiden Jahren nur eine Teilinventur stattfand, seien die Ergebnisse nicht direkt miteinander zu vergleichen, betonte Weiser.

Besonders gravierend sei die Zunahme der Schäden bei den Fichten, führte Weiser aus. Hier sank der Anteil der völlig gesunden Bäume von 46 Prozent (1991) auf 38 Prozent. Aber auch Tannen und Eichen sind stark betroffen: Nur noch 22 Prozent der Tannen sind gesund (1991: 26), bei den Eichen sind es sogar nur noch 19 Prozent (1991: 22).

Insgesamt ist der Großteil der geschädigten Bäume der Schadstufe I zuzuordnen, das sind «schwach geschädigte Bäume». Ihr Anteil beträgt dieses Jahr 39,4 Prozent. 23,4 Prozent entfallen auf die zweite Stufe, «mittelstark geschädigt», und 1,8 Prozent auf die dritte Stufe, «stark geschädigt». Lediglich 0,3 Prozent der Bäume sind der letzten Stufe («abgestorben») zuzuordnen.

Das Hauptschadensgebiet in Baden-Württemberg bildet nach wie vor der Schwarzwald. Nur noch 31 Prozent der Bäume sind dort in der Schadstufe 0 («ohne Schadensmerkmale»)

registriert. 33 Prozent der Bäume fallen unter die Stufen 2 bis 4. Die Schwäbische Alb hat zwar seit 1988 einen kontinuierlichen Anstieg der Schäden zu verzeichnen, dieser geht jedoch von einem niedrigen Niveau aus. So zählen hier 41 Prozent aller Bäume zu den nicht geschädigten, 21 Prozent zu den Stufen 2 bis 4.

Das niedrigste Schadensniveau vermeldet der Bericht für das südwestdeutsche Alpenvorland. Genau die Hälfte aller Bäume weisen keine Schäden auf, nur 14 Prozent müssen als mittel bis stark geschädigt angesehen werden. Als weitere Gebiete im Land werden der Odenwald genannt (keine Schäden: 26 Prozent, Stufen 2 bis 4: 24 Prozent), das oberrheinische Tiefland (keine Schäden: 33, Stufen 2 bis 4: 25 Prozent) und das Gebiet Baar-Wutach (keine Schäden: 17, Stufen 2 bis 4: 41 Prozent). Weiser betonte, in der Hauptsache liefere die Waldschadensinventur eine Beschreibung des Kronenzustands der Bäume. Jedoch dürften auch Faktoren wie Schadstoffeinträge, Insekten oder Pilze für eine sachgerechte Interpretation nicht unberücksichtigt bleiben. So würden beispielsweise laufend die Einflüsse von Luftschadstoffen untersucht. Zwar sei es gelungen, die Belastung durch Schwefeldioxid seit den achtziger Jahren um zwei Drittel zu reduzieren, doch belaste die Summe aller Schadstoffe den Wald weiter sehr. Durch ein Überangebot an wachstumsfördernden Stickstoffen und gleichzeitigem Mangel an Magnesium und Kalium komme das Waldökosystem zudem aus dem Gleichgewicht, die Bäume reagierten deshalb besonders empfindlich auf trockene Sommer.

Güter auf der Schiene: Anspruch und Realität

«Mehr Güter auf die Schiene» – Wem ist diese Forderung nicht wohlvertraut? Seit Jahren fehlt sie in keiner Politikerrede, die sich mit Verkehrs- und Umweltfragen beschäftigt. Doch nach wie vor vollzieht sich das Gegenteil. Immer mehr, immer längere Lastautos drängen sich auf den Straßen, immer stärker hat sich das

Verhältnis zuungunsten der Schiene verschoben.

In Blaufelden, an der Bahnstrecke Crailsheim–Lauda, findet sich ein hoffnungsvoller Ansatz. Eine stark expandierende Großbuchbinderei erhielt vor wenigen Jahren mit finanzieller Unterstützung durch die öffentliche Hand einen Gleisanschluß. Am sonst so ruhigen Bahnhof Blaufelden kehrte reges Leben ein. Täglich verlassen ihn elf bis zwölf Güterwagen, beladen mit Büchern, vier bis fünf Waggons pro Tag besorgen die Zulieferung. Mit weiterem Wachstum ist (bzw. war) zu rechnen, für die schwach befahrene, schon wiederholt von Stilllegungsabsichten bedrohte Strecke eine kräftige Stütze!

Und nun, völlig unfaßbar, droht nach kurzer hoffnungsfroher Zeit dem bestens funktionierenden Güterverkehr auf Bahngleisen das Aus! Ein umweltpolitischer Skandal ist die Ursache: Die neuen Frachtzentren der Post besitzen keinen Schienenanschluß! Weg von der Schiene, auf die Straße mit dem Pakettransport, so lautet die Parole!

Es bleibt noch Hoffnung. Die Blaufeldener Bücher könnten wenigstens so nahe wie möglich auf der Bahn zu den Frachtzentren gefahren werden. Landratsamt, Gemeinde, Verkehrsministerium und Abgeordnete bemühen sich um eine Lösung. Die Firma möchte der Schiene treu bleiben. Vor allem auch von umweltschützerischer Seite sollte jede mögliche Unterstützung kommen!

Hans Mattern

Bodensee ist tiefer und größer als gedacht

(lsw) Der Bodensee ist tiefer und größer als bisher angenommen. Er hat eine Tiefe von bis zu 254 Metern und eine Wasseroberfläche von 571,5 Quadratkilometern. Dies zeigen nach Angaben des Landesvermessungsamtes Baden-Württemberg die jüngsten Erhebungen. Bisher haben Lexika 252 Meter Tiefe und 538,5 Quadratkilometer ausgewiesen. Spezialisten der drei Anrainerstaaten vermaßen den See 1985 bis 1990.

Tauchtourismus im Blautopf gestoppt

(STN) Eines der wohl bedeutendsten, sicher aber schönsten Naturdenkmäler im Land wird für einen Teil seiner Besucher dichtgemacht. Der «Blautopf» in Blaubeuren ist für Sporttaucher künftig tabu. Nur wissenschaftlichen Forschungen und den Tauchern der DLRG sollen der Quelltopf des Fließchens Blau und seine Unterwasserhöhle nach dem Willen des Blaubeurer Gemeinderats noch begrenzt zugänglich bleiben.

Zwar besteht da seit langem schon ein generelles Tauchverbot für den Blautopf, vor allem weil sich immer wieder Unfälle unter Wasser ereignet hatten. Im Oktober 1988 allerdings hatte der Blaubeurer Gemeinderat die Bestimmungen gelockert und wieder Tauchgänge zugelassen – mit Sondergenehmigung und strengen Auflagen sowie «in begrenztem Umfang».

Diese Praxis aber, so wurde jetzt im Gemeinderat festgestellt, «ist uns über den Kopf gewachsen». Allein im Jahr 1993 seien 72 Anfragen zu Tauchübungen eingegangen. Die Gemeinde hatte 40 Genehmigungen erteilt, zusätzlich elf für die DLRG. Um die Übersicht zu wahren, hatte sie die Zahl der erlaubten Tauchgänge auf künftig einen pro Woche begrenzen wollen. Dem Gemeinderat reichte diese Selbstbeschränkung nicht. Der hat nun beschlossen, keinerlei Ausnahmen mehr zuzulassen – außer für Rettungstaucher und für wissenschaftliche Tauchgänge.

Dabei geht es vor allem um den Schutz des Naturdenkmals Blautopf und seiner Unterwasserhöhle. Die übt auf Taucher eine ungemeine Faszination aus. Der von ihnen ausgehende unterirdische Tourismusrummel aber bleibt denn auch nicht ohne Auswirkung aufs Denkmal. Der Pflanzenbewuchs im Wasser hat schon sichtbar gelitten. Bleigürtel, Schwimfflossen, Sauerstoffflaschen hinterlassen ihre Spuren im Inneren der Höhle.

Selbst wissenschaftlich begründete Tauchgänge werden die Notwendigkeit ihrer Unternehmung künftig detailliert nachweisen müssen. Denn,

was im Innern der Höhle mit ihrem gut einhundert Quadratkilometer großen Einzugsbereich vorgeht, ist hinlänglich erforscht. Nicht zuletzt von Jochen Hasenmayer, dem wohl besten Kenner des Blautopfs überhaupt.

Der Blautopf, dessen oberirdischer Teil jährlich von rund einer halben Million Besucher wegen seiner traumhaft schönen Lage und der faszinierend blauen Wasserfärbung bestaunt wird, bleibt jedoch allen Gästen weiterhin frei zugänglich.

Ammertalbahn wird mit Landeshilfe reaktiviert

(lsw) Die Ammertalbahn Tübingen–Herrenberg hat endgültig grünes Licht zur Wiederinbetriebnahme. Das Land Baden-Württemberg habe den Kreisen Tübingen und Böblingen als Betreibern die Investitionsförderung grundsätzlich zugesagt, erklärte im November Verkehrsminister Hermann Schaufler.

Für acht Triebwagen zahlt das Land die Hälfte vom Gesamtpreis von rund zwölf Millionen Mark. Bei der Streckensanierung und der Verbindung Gültstein–Herrenberg trägt es 85 Prozent der rund 24 Millionen Mark Kosten. Die Kreise hatten die Ammertalbahn zur Jahreswende 1993/94 von der Deutschen Bahn zu günstigen Konditionen gekauft. Auf der Strecke wollen sie nun den Personennahverkehr mit modernen Wagen wieder aufnehmen.

Die Förderung sieht Schaufler als Beweis der schienenfreundlichen Landespolitik: Baden-Württemberg werde «nicht nur die großen Magistralen, sondern auch den Schienenverkehr in der Fläche erhalten und ausbauen, wo immer dies vernünftig ist und sich rechnet». Nur mit einem attraktiven Nahverkehrsangebot könnten Menschen in der Fläche schon auf Zulaufstrecken zur S-Bahn zum Umsteigen vom Auto auf Busse und Bahnen bewegt werden.

Weitere Finanzhilfe für Kloster Beuron

(STZ) Mit weiteren 1,5 Millionen Mark unterstützt das Land die Sanierung – Gesamtkosten 2,8 Millionen Mark – der Dächer des Klosters Beuron (Kreis Sigmaringen). In einem Brief an Erzabt Hieronymus Nitz hat Ministerpräsident Erwin Teufel diese Finanzhilfe für 1995 und 1996 angesichts der Dringlichkeit der anstehenden Sanierung der Dächer der Kirche und im Konventbereich sowie der beschränkten Finanzmittel der Erzabtei und des Fördervereins zugesagt. Der Erhalt der historisch wertvollen Bauten habe hohe Bedeutung. Die Erzabtei solle aber auch Unterstützung erhalten, «um ihr großes geistiges Wirken weiterführen zu können, ohne von der Last der Bauausgaben eingeschnürt zu werden». Beuron (1075) am Donaudurchbruch mit seiner berühmten Barockkirche zählt zu den bekanntesten und schönsten Klöstern Süddeutschlands.

«Begegnung mit dem Fremden»

(lsw) Mit einem bundesweit einmaligen, von Bund und Land mit rund 600 000 Mark geförderten Pilotprojekt will der Museumsverband Baden-Württemberg in den kommenden beiden Jahren die Voraussetzungen für eine moderne Museumsarbeit vor Ort verbessern. Das teilte das Kunstministerium mit. Unter der Überschrift «Begegnung mit dem Fremden» sollen dabei Museen einer Region Konzepte zur Förderung kultureller Toleranz erproben. Geplant sind unter anderem Projekte, in denen Kinder, Jugendliche und Erwachsene unterschiedlicher Kulturen im Museum gemeinsame Vorhaben gestalten. Ausgewählt werden rund zwölf Vorhaben. Jedes Einzelprojekt wird mit höchstens 25 000 Mark gefördert. Die Ergebnisse des Modellprojekts werden in einem museumspädagogischen Symposium zusammengefaßt, das auch Konzepte für die Weiterarbeit entwickelt.

DER FEINE UNTERSCHIED



Kunst kommt von Können.
Und das soll so bleiben.

Nicht immer kann ein Künstler zeigen,
was er kann. Ausstellungen sind teuer,
geeignete Räume sind knapp. Hier sehen
wir von der Württembergischer Hypo seit
langem eine gesellschaftliche Verpflichtung,
Kunst dadurch zu fördern, daß zeitgenössische
Künstler ihre Werke in unseren Geschäfts-
räumen ausstellen und verkaufen können.

Gewiß: Eine Bank ist keine Galerie.
Aber doch ein Teil der Öffentlichkeit, die
ohne lebendige Kunst ärmer wäre.

Gut, daß es den feinen Unterschied gibt.

Württembergischer
Hypo



TIGGES KOMMUNIKATION TüBINGEN

«So war's im Winter» Thema einer Ausstellung

(PM) «So war's im Winter» lautet der Titel einer Ausstellung, die noch bis zum 25. Juni 1995 im Hohenloher Freilandmuseum in Wackershofen zu sehen ist. Im Mittelpunkt stehen Erinnerungen von Frauen und Männern, die von 1900 bis 1938 zwischen Creglingen, Ellwangen und Öhringen geboren wurden. Sie berichten von Fahrten mit kleinen und großen Schlitten, von erfrorenen Füßen und schafwollenen Strümpfen, von warmen Stuben und kalten Schlafkammern. Wochenlang wurde gedroschen, danach gingen die Männer in den Wald zum Holzmachen. Die Frauen richteten Kleider und Wäsche, Handwerker kamen ins Haus. Fast alle zogen zum Anklöpferle umher und erwarteten an Heiligabend Christkindle und Pelzmärkte, mancherorts auch die Rollenbuben; viele waren an Winterabenden bei der Vorsetz dabei. Lebhaft in Erinnerung sind Weihnachtsbrödle und die wenigen Geschenke. Einen winterlichen Höhepunkt bildeten die Christbaumfeiern der Gesangsvereine. Kaum ein Mädchen im heiratsfähigen Alter, das im Winter nicht an einem Koch- oder Nähkurs teilnahm; kaum ein Bauernsohn, der nicht die landwirtschaftliche Winterschule besuchte. Viele, die damals jung waren und es sich leisten konnten, gingen in den Wintermonaten zum «Tanz- und Anstandsunterricht».

Die Ausstellung zeigt, daß im württembergischen Franken bis zum Zweiten Weltkrieg überlieferte dörfliche Gewohnheiten und Bräuche lebendig waren. Aber gerade in den Wintermonaten war auch Zeit und Muße für Bildung und für Anregungen aus der städtischen Kultur. Durch die Nationalsozialisten und schließlich durch den Krieg ging vor allem Althergebrachtes verloren.

«So war's im Winter – Erinnerungen an die kalte Jahreszeit auf dem Land im schwäbisch-fränkischen Raum». Die beiden Ausstellungsgebäude sind im März an den Wochenenden von 13.00 bis 16.30 Uhr geöffnet. Es finden Führungen und ein Rahmenprogramm statt. In der neuen Saison

ab dem 25. März kann die Ausstellung bis zum 25. Juni 1995 zu den üblichen Öffnungszeiten des Museums besucht werden.

Als Begleitbücher sind ein Text- und Bildband sowie ein Kochbuch mit Rezepten für Wintergerichte erschienen. Nähere Informationen unter Telefon (0791) 840 61.

Ernst Jüngers Nachlaß kommt nach Marbach

(lsw) Das Deutsche Literaturarchiv in Marbach erhält das Archiv des Schriftstellers Ernst Jünger. Das gab der baden-württembergische Wissenschaftsminister Klaus von Trotha bekannt. An der Finanzierung des Kaufpreises in Höhe von drei Millionen Mark beteiligen sich zu gleichen Teilen neben der Stiftung Kulturgut Baden-Württemberg auch die Bundesrepublik Deutschland und die Kulturstiftung der Länder.

Erworben werden sollen das Archiv, die Manuskripte, die Bibliothek und die Kunstsammlung des Schriftstellers, der im März seinen 100. Geburtstag feiert. Allein schon das Archiv mit seinen über 80 000 Briefen stelle eine einzigartige Dokumentation der Zeit- und Literaturgeschichte von außerordentlich hohem wissenschaftlichem Wert und kulturellem Rang dar, heißt es in der Erklärung des Ministeriums. Für das Land Baden-Württemberg sei dieser Erwerb ein «kulturpolitisch seltener Glücksfall», der nicht hoch genug gewertet werden könne.

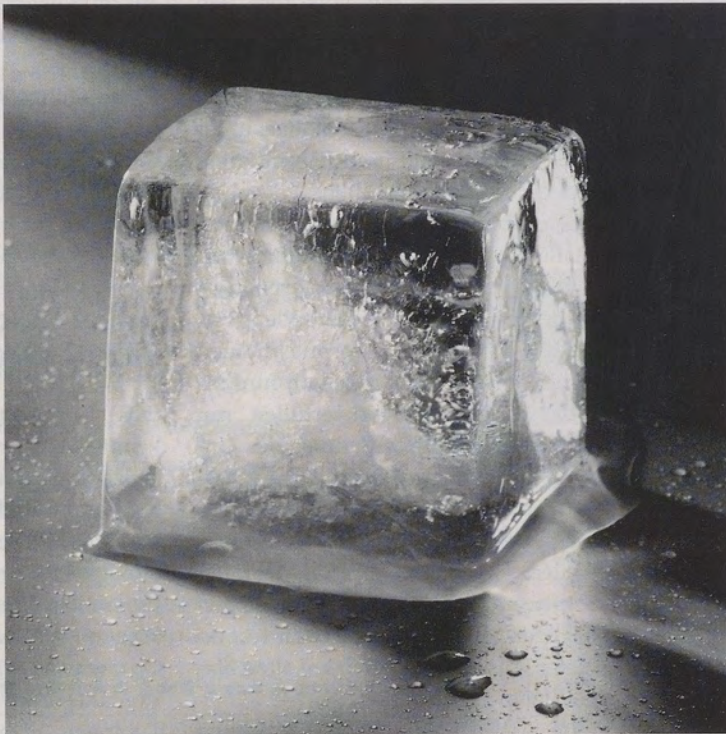
Die 1986 von der Landesregierung errichtete Stiftung Kulturgut Baden-Württemberg hat die Aufgabe, Kulturgut, das einen besonderen Bezug zum Land hat, zu sichern und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Sie soll mit ihren Mitteln insbesondere die Erschließung und Erhaltung von Archiv- und Bibliotheksgut übernehmen. Finanziert werden die Ausgaben der Stiftung aus den Erträgen des Landes Baden-Württemberg.

Jedermann hat Zugriff auf die Bücher des OB

(swp) Nicht nur gutbürgerlich und betucht ist der frühere Ulmer Oberbürgermeister Dr. Theodor Pfizer aufgewachsen: Seit frühester Kindheit wurde er zum Lesen angehalten. Ein Buch von Worringer mit dem Titel «Formprobleme der Gotik» erhielt Pfizer als Siebenjähriger von seinen Eltern zu Weihnachten geschenkt. In seiner Biographie schrieb er selbst: «Mein Büchersammeln war angeregt durch die Schätze des Großvaters Haagen und durch die verlockenden Auslagen in den Stuttgarter Buchhandlungen.» Die Sammelleidenschaft Pfizers dokumentiert sich in ungefähr 10 000 Büchern aus seiner Privatbibliothek. Darunter befinden sich so wertvolle Stücke wie die Sophien-Ausgabe von Johann Wolfgang von Goethe in 147 Bänden. Diese «Schätze» des inzwischen gestorbenen Ehrenbürgers von Ulm werden bald in der Villa Eberhardt für jeden zugänglich sein. Die Stadt Ulm und die Universität haben die Werke mit Unterstützung der Universitätsgesellschaft nach dem Tod von Pfizer erworben.

Lebensgemeinschaft Streuobstwiesen nun e.V.

(lsw) Als ersten tauglichen Versuch, einen wichtigen Lebensraum auf Dauer zu erhalten, hat der Boller Bürgermeister Klaus Pavel die offizielle Gründung des Vereins Lebensgemeinschaft Streuobstwiesen im Albvorland bezeichnet. Mitglieder sind die Landkreise Göppingen und Esslingen sowie sieben Gemeinden aus dem Kreis Göppingen und sechs aus dem Kreis Esslingen. Der Verein soll die Vermarktung der von Erzeugergemeinschaften aus Streuobstanlagen gewonnenen Fruchtsäfte koordinieren und fördern. Zum Teil werden Süßmoste das Gütesiegel IBA tragen: Es steht für Important Bird Area of Europe, ein international bedeutsames Vogelbrutgebiet, zu dem die Europäische Union (EU) die Streuobstlandschaft im Albvorland erklärt hat.



Manche Dinge können einfach nicht warten. Gut, wenn dann bei Ihrer Bank der persönliche Kundenbetreuer wartet, der über weitreichende Kompetenzen verfügt und in Ihrem Sinne schnell die richtigen Entscheidungen trifft. Deshalb sind bei der Baden-Württembergischen Bank die Entscheidungswege kurz. Wir machen Ihr Anliegen zu unserem; unsere Betreuer behalten einen kühlen Kopf, auch wenn es heiß hergeht.

FÜR DIE DINGE,
DIE
NICHT WARTEN KÖNNEN.



Die Baden-Württembergische Bank

Nagoldwasser hilft Kraftwerken am Neckar

(STZ) Mehr als zwanzig Jahre lang haben sich zahllose Experten vergeblich den Kopf darüber zerbrochen, wie das Kühlwasser für die größten Kraftwerke des Landes entlang des Neckars auch bei niedrigem Pegelstand gesichert werden kann. Jetzt steht es fest, die Nagoldtalsperre oberhalb von Altensteig im Kreis Calw soll zum offiziellen Ausgleichspeicher für den Neckar werden. Die baden-württembergischen Stromversorger können damit zwar ihre Probleme immer noch nicht vollständig lösen, gleichzeitig sparen sie jedoch millionenteure Investitionen.

Immer dann, wenn der Wasserspiegel des Neckars in Trockenzeiten fällt, bekommen die Verantwortlichen bei den Technischen Werken der Stadt Stuttgart (TWS), den Esslinger Neckarwerken und der Energieversorgung Schwaben (EVS) Sorgenfalten. Sobald der Fluß beim Lauffener Pegel weniger als 25 Kubikmeter Flüssigkeit pro Sekunde führt, müssen die Kohlekraftwerke Altbach, Marbach und Heilbronn sowie das Kernkraftwerk Neckarwestheim (GKN) auf die Bremse treten. Schließlich verdampfen sie bei vollem Betrieb stündlich 5600 Kubikmeter Wasser und heizen obendrein den Fluß erheblich auf. Weil dann Energie aus dem Ausland eingekauft werden muß, kostet ein Tag Niedrigwasser bis zu einer Million Mark – und während der letzten zwanzig Jahre ist dieser Notfall immerhin an insgesamt 67 Tagen eingetreten.

Um das ökologische, energiepolitische und finanzielle Problem zu lösen, sind schon allerhand Ideen ausgedacht worden. Dazu zählen beispielsweise Pläne für bis zu 100 Millionen Mark teure neue Talsperren am Rand der Schwäbischen Alb und im nördlichen Schwarzwald, eine Pipeline vom Rhein zum Neckar für 150 Millionen Mark, eine Überleitung aus der Donau, ein Stollen vom Bodensee zum Neckar oder der Ausbau von Neckarseitenarmen zu Speicherbecken. Gescheitert sind praktisch alle Vorschläge am Widerstand der jeweils betroffenen Bevölkerung. Bürger-

initiativen verteidigten das Eyachtal auf der Alb, das Waldach-, das Kleine Enz- und das Kleine Kinzigtal im Schwarzwald ebenso gegen die Stromindustrie wie das Mettertal bei Vaihingen/Enz und das Bühler Tal zwischen Tübingen und Rottenburg. 1986 verhinderte der Volkszorn den vorläufig letzten Einfall der ratlosen «Stromer», die den Kinzigtalstausee erweitern und durch einen knapp neun Kilometer langen Stollen unter dem Schwarzwald hindurch mit dem Neckar verbinden wollten.

Übriggeblieben sind letztlich nur zwei Maßnahmen, die jetzt nach Angaben der Energieversorgungsunternehmen auch verwirklicht werden sollen. Das GKN will seine Verpflichtungen durch eine Finanzspritze von fünf bis sieben Millionen Mark erfüllen, mit der der zweitgrößte Badensee des Unterlands, die Ehmetsklinge bei Zaberfeld im Landkreis Heilbronn, zum Wasserreservoir für den Neckar erweitert werden soll. Die übrigen Kraftwerke richten ihre Hoffnungen dagegen auf die 4,5 Millionen Kubikmeter Wasser in der 25 Jahre alten Nagoldtalsperre.

Eine Arbeitsgruppe von Fachleuten aus dem Umweltministerium, dem Regierungspräsidium Karlsruhe sowie dem Landratsamt und dem Wasserwirtschaftsamt Freudenstadt hat den zwei Kilometer langen Stausee in den letzten drei Jahren gründlich unter die Lupe genommen und für fähig befunden, die Probleme der Neckarkraftwerke zu lösen. Das vom Land bewirtschaftete Badeparadies im Schwarzwald wird ohnehin alljährlich zwischen September und Dezember weitgehend geleert, wobei das Wasser 140 Kilometer weit über die Nagold und die Enz in den Neckar fließt. Statistisch fallen fast drei Viertel aller Niedrigwassertage des Neckars just in diese Zeit, und das genügt offenbar sowohl der Stromindustrie als auch der Regierung. Sämtliche Unterlagen für das notwendige wasserrechtliche Genehmigungsverfahren liegen inzwischen vor.

Der Plan, das gesamte Kühlwasserproblem durch eine schlichte rechtliche Umwidmung zu beseitigen, wird bei den geplagten schwäbischen Stromproduzenten als «genial einfa-

che und gleichzeitig sehr wirkungsvolle Methode» bezeichnet. Sicher ist jedoch, daß der vorgesehene Verwaltungsakt nicht unwidersprochen bleibt. Die Schutzgemeinschaften gegen Wasserspeicher, zu denen sich zehn Bürgerinitiativen aus dem Land zusammengeschlossen haben, kündigten schon vor zwei Jahren massive Proteste gegen den «Mißbrauch» der Ehmetsklinge und der Nagoldtalsperre an. Ihre Mitglieder bezeichnen es als «Betrug, Meßwerte auf dem Papier zu ermitteln».

Volker Kracht leitet Tübinger Bezirksstelle

(PM) Der Kölner Dr. Volker Kracht kennt Tübingen bereits gut. 1970 kam er zum Studium in die Stadt am Neckar. Er studierte Germanistik und Biologie mit Schwerpunkt Gewässerbiologie. Während und nach seiner Promotion über gewässerökologische Fragen (Seesanieerungsprojekte in Oberschwaben) knüpfte Kracht erste Kontakte zum Regierungspräsidium Tübingen: er arbeitete in der Abteilung Wasserwirtschaft. 1984 wechselte er zur Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege und war auch hier mit gewässerökologischen Fragen beauftragt. Des weiteren bereitete er dort unter anderem die Einrichtung des Naturschutzzentrums in Bad Wurzach mit vor, das vor kurzem neue, größere Räume bezogen hat. Ein Jahr später wurde Kracht Gebietsreferent für die Landkreise Biberach und Ravensburg. Schwerpunkt seiner Arbeit war die Schutzgebietsausweisung in den Feuchtgebieten Oberschwabens. Seit Juni 1993 arbeitete Volker Kracht als Biologe im Referat Naturschutz beim Umweltministerium.

Umweltstaatssekretär Reinelt zeigte sich überzeugt, daß Kracht auch in seiner neuen Position die Linie des Umweltministeriums in Sachen Naturschutz weiter verfolgen werde: eine Naturschutzpolitik, die auf Kooperation und Konsens mit Nutzern und Land- und Forstwirten setzt.

Ries/Ostalb

Abshalten – Wandern – Erholen

Die gastlichen Fünf im Württembergischen Ries:
Die ehemalige Freie Reichsstadt Bopfingen, die ehemalige
Deutschordens-Stadt Lauchheim, sowie die Gemeinden
Kirchheim am Ries, Riesbürg und Unterschneidheim laden
ein zum Urlaub, Wochenende, Ausflug.

Ideale Wander- und Radfahrmöglichkeiten durch 2200 ha Landschafts-
und Naturschutzgebiete, Wald und Heide, interessante Kultur- und
Naturdenkmale, Ofnethöhlen, archäologischer Lehrpfad, ehemalige
Synagoge, Burgen, Schlösser, Ruinen und Museen mit 6000 Jahren
Geschichte sowie zahlreiche Freizeitangebote.

Prospekte anfordern bei

Fremdenverkehrsverein **Ries-Ostalb**
– Geschäftsstelle Rathaus –, 73441 Bopfingen
Telefon 07362/801-21, Telefax 07362/801-50

ANKAUF MÜNZEN VERKAUF

Wolfgang Rittig Münzenhandlung
Postfach 645, 58319 Schwelm
Telefon/Fax: 023 36/1 60 00

Münzen dokumentieren die Geschichte Ihrer Heimat.

Wir bieten Ihnen deutsche Münzen und Medaillen vom
Mittelalter bis zur Reichsgründung 1871 mit den Spezial-
gebieten Taler und Teilstücke von

- Süddeutschland
- Württemberg
- Preußen

sowie Münzen der Städte, Fürstentümer und Grafschaften.

Fordern Sie unter Angabe Ihres Sammelgebietes unsere kostenlose, bebilderte
Lagerliste an!



Neu bei Theiss



Pferdle & Äffle II: Lieber geschwätzt wie gar nix gsagt

Von Armin Lang. 80 S. mit ca. 40 farbigen und zahlr. SW-Abb.
DM 24,80. Nach „Viecher send au blos Menscha“ legt der Autor
mit diesem zweiten Band neue Pferdle & Äffle-Auftritte in Text und
Bild vor. Ein Buch für alle, denen die schwäbischen „Werbe-
Viecher“ ans Herz gewachsen sind und stets zu schnell vom
Bildschirm verschwinden. (Erscheint im März)

Spätzle, Trümmer und Amore

Eine nicht ganz alltägliche
Lebensgeschichte. Von Hilde
Rota. 200 S. DM 29,80.
Die glücklichen Jahre der
Kindheit, die dramatischen
Erlebnisse während der
Kriegsjahre und ihre unbe-
schwerte Zeit nach 1945 in
Italien – all dies beschreibt
die Autorin in ihrer Auto-
biographie sehr lebensnah
und fängt auf eindrucksvolle
Weise die Atmosphäre jener
Zeit ein. (Erscheint im März)



Schneiderfleck und Apfelspatzen

Die beliebtesten „süßen“
Rezepte aus UAwg.
Von Wolfgang Walker.
140 S. mit einigen Illustra-
tionen. DM 19,80.
Bewährtes aus Großmutter's
Küche, Einfaches und aus
der Kindheit Wohlbekanntes:
gesucht und gefunden in der
SDR-Sendung „UAwg“.
Über 70 Rezepte für Kuchen,
Torten, Süßspeisen und viele
andere Köstlichkeiten.
(Erscheint im April)



Voraussichtlich letztmalig:
**HANSMARTIN-DECKER-
HAUFF-GEDÄCHTNISFAHRT**
zu den Schauplätzen von
»GÄRTEN UND SCHICKSALE«
unter der Führung seines
Schülers Manfred Hartmann
18. X. – 29. X. 1995 3400,- DM

**KULTURHISTORISCHE
STUDIENREISEN**
MANFRED HARTMANN
Löwenstraße 61, 70597 Stuttgart
Telefon 07 11 / 76 00 66



Gartenhotel Julienhof

Altenmarkt/Salzbürger Land, Familie Ehrreich
Telefon 00 43/64 52/54 68, Fax 00 43/64 52/69 06

Familienbetrieb mitten im Grünen, 50 Betten mit DU/WC,
Balkon.

Frühstücksbuffet mit selbstgebackenem Vollkornbrot,
Halbpension mit Erlebnisküche, Grillabend im Garten,
Festmenü bei Kerzenlicht, Hüttenabend mit Musik und
Tanz usw.

Zentral gelegen für Ausflüge, 60 km von Salzburg.
Bitte Prospekt anfordern!

Freie Termine 1995: 7. 5.–21. 5., 18. 6.–24. 6., 30. 6.–6. 7., ab 1. 10.

Wir nehmen auch schon gerne Reservierungen für 1996 an.
Nur für Gruppenreisen!

Im Buchhandel erhältlich

THEISS

«Neue Ordnung» für die Schwarzwaldhochstraße

(Umi) «Das Umweltministerium unterstützt das Projekt «Neue Ordnung Schwarzwaldhochstraße» auch weiterhin mit Nachdruck, aber der unbedingte Wille, sich mit dem Projekt «Neue Ordnung Schwarzwaldhochstraße» zu identifizieren und es zum Erfolg zu führen, muß aus der Region kommen.» Mit diesen Worten erläuterte Umweltminister Harald B. Schäfer am Freitag nachmittag (11. 11. 1994) in Freudenstadt die Ergebnisse der bisherigen Arbeit der Projektgruppe «Neue Ordnung Schwarzwaldhochstraße».

Unter Federführung des Umweltministeriums hatte sich seit Sommer des Jahres 1993 eine Projektgruppe aus Vertretern von Ministerien, der im Bereich der Schwarzwaldhochstraße gelegenen Landkreise und Kommunen sowie von Verbänden aus der Region Nordschwarzwald damit befaßt, Maßnahmen zum Schutz der Natur an der Schwarzwaldhochstraße und zur Entlastung von Übernutzungen dieser Touristikstraße zu erarbeiten. Es ging dabei konkret um die Konfliktfelder zwischen den Bereichen Naturschutz, Naherholung und Tourismus/Verkehr. Die Projektgruppe hatte hierzu eigens drei Arbeitsgruppen eingerichtet, die die Themenfelder Naturschutz/Wald, Verkehr und Tourismus näher beleuchten.

Umweltminister Harald B. Schäfer präsentierte in einer ersten Bilanz die bisherigen Ergebnisse der Projektgruppenarbeit:

So habe die Arbeitsgruppe Tourismus/Naherholung ein touristisches Leitbild entworfen, das sich ausdrücklich zu einer umweltverträglichen Tourismusentwicklung bekenne. Die «Gebietsgemeinschaft Nördlicher Schwarzwald» sowie die Kurverwaltungen Seebach und Ottenhöfen seien aktive und innovative Stellen, die die unverwechselbare Natur und einzigartige Landschaft des Nordschwarzwaldes langfristig erhalten und schützen möchten. Dazu seien eine ganze Anzahl von Maßnahmen und Ideen entwickelt worden, die eine umweltverträgliche

Tourismusentwicklung fördern sollen. So z. B. die Abstimmung der Besucher- und Gästeinformation auf die Belange des Natur- und Umweltschutzes und Maßnahmen zur umweltfreundlichen Gestaltung der Mobilität der Feriengäste. Hierzu zählen u. a. Pauschalangebote mit ÖPNV, Kombi-Fahrkarten (z. B. Bahnfahrkarte mit Skipaß) und die Mobilitätsberatung für Feriengäste.

Im Hinblick auf die Arbeitsgruppe Naturschutz/Wald wies der Umweltminister darauf hin, daß diese mittlerweile einen präzisen Bericht vorgelegt habe, der sich im einzelnen mit Überlastungen sensibler Naturflächen entlang der Schwarzwaldhochstraße sowie ihrer Zufahrten durch touristische Nutzung und mit Lösungsmöglichkeiten zur Entschärfung dieser Konflikte befaße. Dieser Bericht sei erst durch das konstruktive Zusammenarbeiten von Naturschutzverwaltung, Forstverwaltung, Fremdenverkehrsvertretern und den Umweltverbänden unter Leitung des Regionalverbandes «Mittlerer Oberrhein» zustande gekommen. So seien 22 Konfliktfelder zwischen Naturschutz und Erholung/Tourismus entlang der Schwarzwaldhochstraße und ihren Zufahrten aufgezeigt worden, in denen es zur konkreten Beeinträchtigung der Natur und Landschaft kommen kann; zugleich seien Lösungsansätze entwickelt worden, die einen Ausgleich zwischen Naturschutzinteressen und Erholungsinteressen herbeiführen sollen. So wurden z. B. für die Bereiche des «Schliffkopfes», der «Hornisgrinde», des «Hochkopfes» sowie des «Wildsees» Besucherlenkungskonzepte empfohlen, die durch Maßnahmen der Besucherinformation über die Schutzwürdigkeit der Naturflächen flankiert werden sollen.

Der Umweltminister führte weiter aus, daß die Forstverwaltung im Auftrag der Projektgruppe in Zusammenarbeit mit allen Beteiligten die Umsetzung dieser Vorschläge bereits angehe und sich dabei zuerst auf die Maßnahmen konzentriere, die Forstverwaltung und Naturschutzbehörden in eigener Regie durchführen können.

In diesem Zusammenhang unter-

strich Umweltminister Harald B. Schäfer, daß Projekte zur Besucherlenkung und Besuchersteuerung nur dann funktionieren können, wenn die Besucher über die Situation des Naturschutzes allgemein wie auch über den Wert und die Sensibilität der konkreten Naturflächen an der Schwarzwaldhochstraße umfassend aufgeklärt werden. «Dies ist ein tragendes Element für den Erfolg solcher Maßnahmen», betonte Harald B. Schäfer.

Dabei ließ der Umweltminister den Worten auch Taten folgen: Das Land habe mit Mitteln des Umweltministeriums im Oktober die «Villa Klumpp» am Ruhestein gekauft. Hier plane das Umweltministerium die Einrichtung eines Naturschutzzentrums, das insbesondere wichtige Aufgaben in der Umweltbildung, Umweltinformation und in der Betreuung von nahegelegenen Schutzgebieten übernehmen soll. Das Land Baden-Württemberg betreibe bereits mit großem Erfolg drei Naturschutzzentren zusammen mit den jeweiligen Kommunen und Landkreisen in Bad Wurzach (Landkreis Ravensburg), in Eriskirch am Bodensee sowie in Schopfloch auf der Schwäbischen Alb.

Abschließend machte Umweltminister Harald B. Schäfer auch deutlich, daß er die von Verkehrsminister Schaufler angekündigte Geschwindigkeitsbeschränkung auf der Schwarzwaldhochstraße – zunächst versuchsweise auf die Dauer von zwei Jahren – auf eine Geschwindigkeit von 70 km/Std. begrüße, da diese Maßnahme mit dazu beitrage, die Umweltauswirkungen des Individualverkehrs im Umfeld der Schwarzwaldhochstraße einzudämmen.

«Nasser Gaskessel» hat ausgedient

(LKZ) Der fast 60 Meter hohe Teleskop-Gaskessel ist wie sein großer Bruder an der Gaisburger Brücke seit Jahrzehnten die herausragende Gestalt im Stuttgarter Osten. Mittlerweile außer Betrieb gesetzt, rostet die

unter Denkmalschutz stehende Stahlkonstruktion nur noch vor sich hin.

Eine Sanierung soll mindestens 15 Millionen kosten. Zu teuer für die TWS, bleibt wohl doch nur der Abriß.

Morgens um sechs scheinen alle TWS-Kunden gleichzeitig den Gashahn aufzudrehen. Doch während früher zur «Gänsebraten-Zeit» an Heiligabend alle Mann im Gaswerk Koks schippen mußten, um den Bedarf zu befriedigen, ist man in Erdgaszeiten bequemer geworden. Das aus Rußland, Holland, Norwegen und der Bundesrepublik abgezapfte Gas strömt mit beständigem Druck in Richtung Stuttgart.

Weil aber nachts weniger gebraucht wird als tagsüber – und weil es billiger ist – speichern die TWS das überschüssige Erdgas in verschiedenen Behältnissen. Zwei Kugelbehälter in Vaihingen (60 000 Kubikmeter), der große Scheibengasbehälter an der Gaisburger Brücke (300 000) und freie Kapazitäten in den Rohren (250 000) stehen dafür täglich zur Verfügung. Bis Dezember 1993 trug mit einem Fassungsvermögen von 100 000 Kubikmetern auch noch der «kleine» Teleskop-Gaskessel zur Speicherung bei.

Doch nun ist der stählerne Koloß arbeitslos, die große mechanisch betriebene Uhr, die den Füllstand anzeigt, steht seit langem auf Null. Die Glocke ist abgesenkt, was vielen Bürgern wieder einen ungetrübten Blick auf die andere Neckarseite gestattet. Auf die Speicherkapazität kann Gaswerk-Chef Dr. Jörg Burkhardt, leicht verzichten, doch wenn er an das drohende Ende denkt, «dann blutet mir als Ingenieur das Herz». Das Problem des Teleskop-Behälters, dessen Glocke sich, je nach Füllstand, heben und senken konnte, ist der Rost. Der Gaskessel, auch «nasser Gasbehälter» genannt, steht nämlich in einem überdimensionalen Becken. Die Abdichtung der Führungen erfolgt mit Wasser, das im Laufe der Jahre dem Stahl stark zugesetzt hat, nun gereinigt und abgelassen wird. Aber auch das Gerüst ist nicht ungeschoren davongekommen. Korrosion, wo man auch hinschaut. Selbst der Laie er-

kennt: Der Gaskessel macht's nicht mehr lange.

Doch wer mit Entrosten anfangen würde, hätte seinen Arbeitsplatz auf Jahre hinaus sicher. Auf 15 bis 20 Millionen Mark schätzt Burkhardt die Kosten für eine solche Aktion, denn mit ein paar Eimern Farbe wäre es nicht getan. Für die TWS wäre dies ein unvertretbares teures «Gnadenbrot», denn aktivieren würde man den Kessel auf gar keinen Fall mehr. Man hat ihn in Rente geschickt, weil sein Betrieb viel zu teuer war.

Doch vor den Abriß hat der Gesetzgeber die Diskussion mit den Denkmalschützern gestellt, immerhin hat der Gasbehälter den Status eines Kulturdenkmals. Hans Peter Münzenmayer vom Landesdenkmalamt will denn auch nicht ohne weiteres die Abriß-Genehmigung unterschreiben. 15 Millionen Mark für die Sanierung hält er für zu hoch gegriffen.

Ein Erfahrungsaustausch mit Kollegen brachte Münzenmayer die Gewißheit, daß es sich in Gaisburg um ein einzigartiges Exemplar handele. Einen «nassen Gasbehälter» dieser Größe gibt es in Deutschland nicht mehr.

Bangen um die Pflingstmärkte

(STZ) Mit ihrer Entscheidung, den Pflingstmontag als Feiertag zu streichen, haben Landesregierung und Landtag nicht nur Gastwirte und Schausteller, die Tourismusbranche und die Wirtschaft verprellt. Höchst unglücklich über den baden-württembergischen Alleingang bei der Finanzierung der Pflegeversicherung sind auch die Ehninger. Denn für die 7300 Einwohner große Gemeinde im Kreis Böblingen ist der Pflingstmontag ein ganz besonderer Tag im Jahresablauf: nun schon seit 157 Jahren wird an diesem Tag der Pflingstmarkt ausgerichtet. Der hat sich vom ursprünglichen Viehmarkt, wie er anno 1837 genehmigt worden war, zu einem großen Dorffest mit Krämermarkt entwickelt. Bisher hat das Spektakel alljährlich um die 30 000

Ehninger und Besucher aus dem Umland angelockt. Jetzt aber sind Bürgermeister Hans Heinzmann und die Vereinsvorstände verunsichert: Sollen sie den Pflingstmarkt traditionsgemäß am Pflingstmontag belassen und in Kauf nehmen, daß weit aus weniger Leute kommen als gewohnt? Oder soll die große Veranstaltung lieber auf den Pflingstsonntag vorverlegt werden?

Ganz gleich, wie das Ergebnis ausfällt – der Ärger ist programmiert. Karl Barth, Vorsitzender des Ehninger Musikvereins, dem 1995 die Bewirtschaftung des großen Festzelts obliegt, zeigt sich «sehr enttäuscht». Denn der Verein hat das Zelt längst für den Pflingstmontag gemietet, Personal verpflichtet und auch Gastkapellen für diesen Tag bestellt.

Der beschlossene Wegfall des Pflingstmontags als Feiertag bringt nicht nur Sportvereine und Schausteller in die Bredouille, sondern auch die Stadt Vaihingen: erstmals seit 1925 muß der traditionsreiche Vaihinger Maientag an einem Werktag stattfinden. Einen Antrag des Stadtteilausschusses, das Vaihinger «Nationalfest» 1995 auf den Pflingstsonntag zu verlegen, hat der Gemeinderat mit 23 zu 12 Stimmen abgelehnt. Damit folgte das Ortsparlament auf CDU-Antrag nicht zuletzt auch dem Votum einer Umfrage der «Vaihinger Kreiszeitung», deren Leser sich mit 69 Prozent für die Beibehaltung des Festes am Montag ausgesprochen hatten.

Daß ihr großes «Nationalfest» an einem Werktag leicht zum kleinen Festle werden kann, das unter dem Fehlen von auswärtigen Besuchern und Musikkapellen leidet, wissen die Vaihinger durchaus. Dennoch wollen sie's der Tradition zuliebe 1995 riskieren – und hoffen für 1996 auf die Einsicht der Landesregierung. Außerdem unterstützt die Stadt das vom Landesverband der Schausteller und Marktkaufleute in die Wege geleitete Volksbegehren gegen die Abschaffung des Pflingstmontages als gesetzlicher Feiertag.

Schloß Stettenfels mit Aussicht auf Gastronomie

(HT) Durch den Umbau in eine Herberge für Feinschmecker, Festgesellschaften und Teilnehmer von Fortbildungsveranstaltungen soll das Fugger-Schloß Stettenfels bei Heilbronn vor dem Verfall bewahrt werden. Der Architekt Roland Weimar will in das Wahrzeichen von Untergruppenbach 30 Millionen Mark investieren. Seit zwei Jahren verweigert das Landesdenkmalamt aber die Zustimmung, weil Weimar ein separates Hotel errichten will, das die Rentabilität des Vorhabens garantieren soll.

Dem Schloß Stettenfels mißt Franz Meckes «sehr hohe Bedeutung» zu. Der Landeskonservator beim Denkmalamt in Stuttgart hat die Entscheidung über die Zukunft der landschaftsprägenden Anlage zur Chefsache erklärt. Bei Stettenfels, auf einem Bergsporn errichtet und weithin sichtbar, sei «noch viel wertvolle Substanz erhalten», sagt er. Das Schloß muß saniert werden, um den drohenden Verfall zu verhindern. Zwar wurden mit einem Landeszuschuß von 500 000 Mark Dächer geflickt, der Brückenzugang ausgebaut und Wände im Burggraben stabilisiert. Doch nach Ansicht von Meckes sind «auf lange Sicht weitere Maßnahmen nötig».

Der Architekt Weimar aus Untergruppenbachs Nachbarort Flein bemüht sich seit geraumer Zeit um den Kauf der denkmalgeschützten Anlage. Solange jedoch die Genehmigung für sein Prestigeprojekt erteilt ist, mag er auch den Vertrag mit der Besitzerfamilie nicht unterschreiben.

Streitpunkt bei den ehrgeizigen Plänen des 57jährigen Baumeisters ist ein 200-Betten-Hotel, das er im vier Hektar großen Park bauen möchte. Der vier Stockwerke hohe Neubau im Atriumstil, so hat sich Weimar von einem Gutachter ausrechnen lassen, könnte die betriebswirtschaftliche Sicherheit für das Sanierungsprojekt bieten. Im Schloß selber sollen ein Restaurant, eine gemütliche Schenke und mehrere Tagungs- und Veranstaltungsräume eingerichtet werden. Für Übernachtungsgäste ist

dort jedoch offenbar nicht genügend Platz.

Das Landesdenkmalamt hat zwar die Bedenken gegen dieses Sanierungsmodell «vom Grundsatz her zurückgestellt», wie Franz Meckes auf Anfrage erklärte. Das Hotel als «stützende Maßnahme» sei, so der oberste Burgschützer, «sicherlich positiv zu bewerten». Doch was Weimar geplant habe, sei einfach zu groß, weil «höher als das Schloß». Da auch das Denkmalamt eingesehen hat, daß der Investor – übrigens der einzige Interessent, der Stettenfels öffentlich zugänglich machen würde – «relativ wenig Spielraum» hat, soll Regierungspräsident Udo Andriof eine alle Seiten befriedigende Lösung finden.

Eine positive Entscheidung wäre auch ganz im Interesse des württembergischen Weinbauverbandes. Dieser liebäugelt mit einem «weinkulturellen Zentrum» im 500 Quadratmeter großen Gewölbekeller. Dort soll verwirklicht werden können, was vor Jahren im Alten Schloß zu Stuttgart scheiterte – eine stilvolle Präsentation herausragender Erzeugnisse aus den Weinbergen. Zudem plant der Wengerter-Verband eine Akademie, an der Konsumenten und Gastronomen Nachhilfe in Sachen Trollinger und Konsorten erteilt werden soll. «Aber ohne großes Hotel ist der Stettenfels für uns nicht interessant», sagte Verbandsdirektor Karl Heinz Hirsch.

Schiller-Briefe für Marbacher Archiv

(swp) Das Deutsche Literatur-Archiv Marbach ist um eine kleine Sensation reicher: Es erhielt bisher verschollene Handschriften Friedrich Schillers gestiftet. Sie stammen aus dem Nachlaß der preußischen Beamtenfamilie Goeckingk. Die Stiftung umfaßt 50 Kästen mit Dokumenten, nicht nur einen Briefwechsel mit Schiller, sondern mit allen literarisch bekannten Größen der deutschen Klassik.

Die Heimkehr des Jörg von Sachsenheim

(STN) War Jörg von Sachsenheim ein Ritter? Genau weiß man's nicht. Sein Antlitz, markant, kantig, sehr männlich, würde zu unserer Vorstellung eines Ritters wohl passen. Genauso wie das Schwert und die Beinschienen einer eisernen Rüstung. Dieses genaue Bild des Jörg von Sachsenheim, der von 1427 bis 1508 gelebt hat, ein Sohn des Minnesängers Hermann von Sachsenheim und ein Bruder des Landhofmeisters Hermann von Sachsenheim war, verdanken wir der Gottesfürchtigkeit des Mannes aus dem Mittelalter. Denn er stiftete 1489 für die Hospitalkirche, die Unserer lieben Frau und dem hl. Ulrich geweiht war, einen Altaraufsatz, auf dem er sich selbst nach traditioneller Stifter-Manier, kniend vor Maria mit dem Kind, abbilden ließ. Vorausgesetzt, der unbekannte gotische Meister hielt sich bei seinem steinernen Portrait ans Vorbild. «Ich denke schon, daß wir es hier mit einer lebensechten Abbildung zu tun haben», glaubt auch Pfarrer Helmut A. Müller von der Hospitalkirche. Fast vierzig Jahre lang mußte diese Kirche das Kunstwerk entbehren, nachdem es 466 Jahre dort, eingemauert in der inneren Südwand, beheimatet war. Golden fallen die dicken Locken der Muttergottes auf ihre Schultern, blau leuchtet ihr Mantel, eine rote Fassung gab der Künstler der prachtvoll ausgearbeiteten Heraldik des Sachsenheim'schen Büffelhörnerwappens. «Erstaunlich, wie gut die Originalfarben noch erhalten sind», wundert sich Pfarrer Müller selbst. Denn 1955 kam der Altaraufsatz, der Krieg und Zerstörung der Hospitalkirche eingemauert überstanden hatte, ins städtische Lapidarium. Und dort stand er zwar unter Dach, aber im Freien. Nun kehrte er in den Schoß seiner angestammten Kirche zurück und wurde in einer Feierstunde am 7. November von Dekan Martin Klumpp und Gerhard Lang, Erster Bürgermeister, feierlich enthüllt.

«Kur» für Stiftskirche in Wiesensteig

(STZ) Eingerüstet zeigen sich derzeit die beiden Türme der Wiesensteiger Stiftskirche St. Cyriakus. Grund ist eine umfassende Außenrenovierung des im Jahre 1466 erbauten Gotteshauses. Der Schlämmputz, den der Tuffsteinbau 1957 erhalten hat, ist mittlerweile derart verwittert, daß nur eine sorgfältige Nachbesserung vor noch mehr Schaden bewahrt. Ende dieses Jahres sollen alle Arbeiten abgeschlossen sein.

Erneuert werden neben Teilen des Hauptdaches auch die Holzfenster und Schallbretter des Glockenturms. Die Nebendächer werden neu gedeckt, die Dachrinnen repariert. An den Turmuhren werden Zeiger und Zifferblätter erneuert. Die Kosten der Außenrenovierung werden auf rund 600 000 Mark geschätzt, wovon die katholische Pfarrgemeinde Wiesensteig fast ein Drittel aufbringen will. Der Rest wird über Zuschüsse des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg und der Diözese Rottenburg-Stuttgart finanziert.

Dillinger Gedenktafel verärgert Amtskirche

(lsw) Eine offizielle Gedenktafel, die unter anderem an die Hexenverbrennungen zu Zeiten der Inquisition erinnert, empört im bayerisch-schwäbischen Dillingen die Amtskirche. Die städtische Tafel ist am 12. Dezember gegen den Widerstand des Bischöflichen Ordinariats Augsburg enthüllt worden. Wie Oberbürgermeister Hans-Jürgen Weigl sagte, soll die Tafel an die schrecklichen Folgen der Ausgrenzung und Verfolgung von Minderheiten erinnern.

Die Gedenktafel, die auch die Judenverfolgung während der NS-Zeit und die tödlichen Brandanschläge auf Ausländer in jüngster Zeit nennt, ist am Schloß der früheren Fürstbischöfe angebracht. Auf ihr ist auch der Name von Barbara Zielhauser verewigt, die vor 250 Jahren in Dillingen nach einem Hexenprozeß erdrosselt wurde. Bistumshistoriker

Peter Rummel bedauerte die Erwähnung der Hexenverbrennungen «außerordentlich». Er schlug in einem Brief an die Stadt vor, statt der Dillinger «Hexe» der vielen mutigen Jesuiten zu gedenken, die damals öffentlich gegen den Hexenwahn Stellung bezogen.

Alwin Schwarzkopf bekam Archäologie-Preis

(lsw) Alwin Schwarzkopf aus Schwaigern-Niederhofen (Kreis Heilbronn) wurde mit dem Württembergischen Archäologiepreis der Volks- und Raiffeisenbanken ausgezeichnet. Die Auszeichnung ist mit 5000 Mark dotiert. Der 36jährige Kaufmann hat eine bedeutende archäologische Sammlung aufgebaut, die Tausende von Scherben, Münzen und Grabbeilagen umfaßt. Besonders wertvoll ist ein 50 000 Jahre altes Steingerät eines Neandertalers. Nach Meinung des Preisverleihers hat Schwarzkopf mit seiner Arbeit «wesentlich dazu beigetragen, die Siedlungsgeschichte des Leintales und des Zabergäus für die kommenden Generationen zu bewahren».

Rarität im Straßenbau: Die Ortsumgehung Amtzell

(lsw) Der geplanten Umgehung Amtzell (Kreis Ravensburg) der Bundesstraße 32 liegen keine Klagen im Weg: Der Tübinger Regierungspräsident Max Göglert wertete es als «erfreuliches Resultat sorgfältiger Planung und engagierter Verwaltungsarbeit», daß gegen den Planfeststellungsbeschluß vom September keine Klagen erhoben wurden. Es sei in «heutiger Zeit eine Rarität», daß die Neuplanung eines Bundesstraßenabschnitts «ohne gerichtliches Nachspiel bleibt». Die Straßenbauabteilung am Regierungspräsidium sei nun bereits dabei, die baureifen Pläne zu erstellen. Sie sollen Ende 1995 vorliegen.

Am 21. Mai ein Sonntag autofrei

(STN) Der 21. Mai 1995 soll in ganz Baden-Württemberg «autofrei» sein. Entsprechende Pläne der Kirchen und der Umweltverbände wurden vom Landesverkehrsministerium bestätigt.

Verkehrsminister Hermann Schaufler (CDU) wurde nach Auskunft seines Ministeriums angetragen, die Schirmherrschaft der Aktion «Mobil ohne Auto» zu übernehmen, bei der es nicht darum gehe, mit Verboten zu arbeiten oder gar das Auto zu verfeuern. Vielmehr werde an die Verkehrsteilnehmer appelliert, an diesem Sonntag der Umwelt zuliebe freiwillig auf das Auto zu verzichten. Eine «andere Mobilität» könne sehr wohl als «positiver Erlebniswert» angesehen werden. Im vergangenen Frühjahr hatte es in Baden-Württemberg schon einmal eine ähnliche Aktion gegeben, die allerdings wegen widriger Witterungsumstände und wegen anderer Schwierigkeiten nicht zu dem erwarteten Erfolg wurde.

Crailsheimer Stadtmuseum ist wieder zugänglich

(lsw) Nach vierjährigen Sanierungsarbeiten ist das Stadtmuseum Crailsheim im Dezember wieder eröffnet worden. In zwei neuen Abteilungen sind nach Angaben des Kunstministeriums künftig Crailsheimer Fayencen und eine mittelalterliche Badestube zu sehen. Baden-Württembergs Kunstministerin Brigitte Unger-Soyka betonte bei der Neueröffnung, die Museumsszene im Land erfahre durch das Crailsheimer Haus eine quantitative und qualitative Bereicherung.

Die Ausstellung zeigt rund 200 Fayencen des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts. Die Badestube, die 1989 im Keller des ehemaligen Spitals entdeckt wurde, gilt als eines der seltenen erhaltenen Zeugnisse mittelalterlichen Alltagslebens.

Schönbuch-Bahn bucht Regio-Shuttle

(STZ) Am Ende der jüngsten Verbandsversammlung des Zweckverbandes Schönbuchbahn stand dem Böblinger Landrat Dr. Reiner Heeb die Freude ins Gesicht geschrieben: «Ich bin sehr, sehr glücklich über dieses Ergebnis!» Der Verbandsvorsitzende hat in der Tat gut lachen: Bei der Beschaffung der Schienenfahrzeuge für die im Mai 1996 bevorstehende Wiedereröffnung der knapp 17 Kilometer langen Nebenbahnlinie zwischen Böblingen und Dettenhausen im Kreis Tübingen für den Personenverkehr ist es dem Zweckverband gelungen, durch geschickte Verhandlungstaktik zwei Anbieter gegeneinander auszuspielen und beim Kauf der Triebwagen letztlich viel Geld zu sparen. In der Verbandsversammlung ging es zeitweise zu wie auf einem orientalischen Basar. Für den Zweckverband hat sich das Feilschen gelohnt: Statt für knapp 8,5 Millionen Mark plus Mehrwertsteuer bekommt er die gewünschte Erstausrüstung, die aus drei Triebfahrzeugen und einem Steuerwagen besteht, nun für 7,7 Millionen Mark.

Auf die wegen der hohen Auftragssumme europaweit erfolgte Ausschreibung hatten fünf Unternehmen zehn unterschiedliche Fahrzeugtypen angeboten. In Abstimmung mit der Württembergischen Eisenbahngesellschaft mbH (WEG), der die Betriebsführung auf der Schönbuchbahn übertragen wird, nahm der Zweckverband die Firmen AEG und ABB Henschel in die engere Wahl. Beide bieten mit dem Regio-Shuttle (ABB Henschel) und dem Regioliner (AEG) Schienenfahrzeuge mit ähnlichem Leistungsstandard an. Beim Regioliner handelt es sich um eine absolute Neuentwicklung, beim Regio-Shuttle um die Weiterentwicklung eines bewährten Vorgängermodells. Jeder der beiden Triebwagenzüge existiert bisher nur auf den Zeichenbrettern der Konstrukteure. Beide Unternehmen scheinen deshalb ein nachhaltiges Interesse daran zu haben, die Neuentwicklungen als Vorzeigestücke irgendwo auf die Schiene zu bringen – selbst wenn da-

mit Preiszugeständnisse verbunden sind. Diese Situation hat sich der Zweckverband zunutze gemacht: Er verwickelte beide Anbieter in einen Preis poker, der die Firmenforderungen erheblich sinken ließ.

Noch elf Tage vor der entscheidenden Sitzung hatten beide Unternehmen ihre Schienenfahrzeuge für jeweils knapp 8,5 Millionen Mark angeboten. ABB Henschel machte noch vor Beginn der Vergabesitzung ein Preiszugeständnis und ging auf 8 199 000 Mark zurück. Daraufhin reduzierte AEG seine Forderung auf 7 950 000 Mark. Damit konfrontiert, unterbot ABB Henschel die Konkurrenz postwendend und gab sich mit 7,8 Millionen Mark zufrieden. Kaum eine Viertelstunde später erklärte sich auch AEG bereit, zu diesem Preis liefern zu wollen. Sekunden später war das Nürnberger Unternehmen nur noch zweiter Sieger. Denn ABB Henschel machte den dritten Rückzieher und zog sich auf 7,7 Millionen Mark zurück. Der Preisunterschied von 100 000 Mark zum Konkurrenzangebot gab vermutlich letztlich den Ausschlag, warum das Berliner Waggonbauunternehmen einstimmig den Zuschlag bekam. Gegenüber den ursprünglichen Preisforderungen spart der Zweckverband damit fast 800 000 Mark ein.

Bei den Vorbereitungen für die Wiedereröffnung der Bahnstrecke ist der Verband bis jetzt im Zeitplan. Einstimmig ist die WEG ermächtigt worden, den Bau einer Unterstellhalle für die Triebwagen auf dem Dettenhausener Bahnhof vorzubereiten. Längsseitig wird ein Trakt mit Verwaltungs- und Sozialräumen angebaut. Die über fünfzig Meter lange Halle wird 2,3 Millionen Mark kosten. Wenn die Schönbuchbahn später bis Sindelfingen und in einem weiteren Schritt bis Renningen verlängert wird und mehr Triebwagen gebraucht werden, kann die Halle problemlos erweitert werden. Eine ganz ähnliche Halle wird derzeit in Rudersberg im Rems-Murr-Kreis für die reaktivierte Wieslaufalbahn gebaut.

Erster Studiengang für Glockensachverständige

(epd) Den ersten Studiengang in Deutschland zur musikalischen Ausbildung künftiger Glockensachverständiger hat die Hochschule für Kirchenmusik in Heidelberg eingerichtet. Zu den Fächern gehören neben Musikgeschichte, Instrumenten- und Glockenkunde vor allem Gehörbildung und Tonsatz sowie je nach Vorbildung Orgel-, Klavier- und Gesangsunterricht. Das teilte die Hochschule mit. Die berufs begleitende Ausbildung schließt mit einer Diplomprüfung ab. Leiter des insgesamt acht Semester dauernden, ökumenischen Ergänzungsstudiengangs in Heidelberg ist Professor Gerhard Wagner. Er ist Mitglied im «Beratungsausschuß für das Deutsche Glockenwesen» der beiden großen Kirchen in Deutschland.

Sensations-Funde in Dietfurter Ruine

(SK) Archäologen sind bei Grabungen in einer Höhle der Burgruine Dietfurt im Kreis Sigmaringen auf Funde gestoßen, die als großartige Zeugnisse menschlicher Kultur der vergangenen 18 000 Jahre gelten. Das Prunkstück der Grabungen ist ein gebrannter Estrich mit einem Kreisornament aus der Urnenfelderzeit, den die Archäologen in die Zeit um 1100 vor Christus datieren. Die Fachleute bezeichnen dies als eine Sensation, bislang gab es nördlich der Alpen keine Hinweise auf eine so frühe Anwendung des Zirkels. In diesem Jahr werden die Funde im Rahmen der Heimattage in Sigmaringen gezeigt.

«Spielburg»-Felsen unter Denkmalschutz

(HT) Die «Spielburg», eine Felsformation unterhalb des Hohenstaufen bei Göppingen, steht jetzt mit den umliegenden Grünflächen und Streuobstwiesen unter Naturschutz.